

**Zeitschrift des  
Breisgau-Geschichtsvereins  
(„Schau-ins-Land“)**



**99. Jahreshft**

**1980**





***Zeitschrift des  
Breisgau-Geschichtsvereins  
(„Schau-ins-Land“)***



**99. Jahresheft**

**1980**

*Herausgegeben mit Unterstützung  
des Regierungspräsidiums Freiburg,  
der Stadtverwaltung Freiburg  
und der Landkreise Breisgau-Hochschwarzwald und Emmendingen.*

*Mitarbeiter des 99. Bandes:*

BENDER, HELMUT, Dr. Cheflektor, Freiburg  
BROMMER, HERMANN, Rektor, Merdingen  
KOPF, HERMANN, Dr. Rechtsanwalt, Freiburg  
KRAMER, W. GERD, Dr. Studienprofessor, Freiburg  
KRAUS, JOHANN ADAM, Pfarrer u. Erzb. Archivar i. R., Freiburg-Littenweiler  
OHLER, NORBERT, Dr. Akad. Oberrat, Freiburg-Hochdorf  
SCHAAR, JOACHIM DIETRICH, Dr., Freiburg  
SCHADEK, HANS, Dr. Städt. Oberarchivrat, Freiburg  
SCHWINEKÖPER, BERENT, Dr. Univ.-Professor, Freiburg  
SÜSS, ROLF, Städt. Verwaltungsrat, Freiburg  
WILKE, KLAUSPETER, Studienreferendar, Wildtal

*Schriftleitung:*

Prof. Dr. BERENT SCHWINEKÖPER, 7800 Freiburg i. Br., Grünwälderstraße 15,  
Telefon (0761) 21 6/3651

*Selbstverlag des Breisgau-Geschichtsvereins Schauinsland, Freiburg i. Br.,*

Geschäftsstelle: Stadtarchiv Grünwälderstraße 15  
Postscheckkonto Karlsruhe 305 40-758 (BLZ 660 100 75)  
Öffentliche Sparkasse Freiburg i. Br., Sparkonto 3025422 (BLZ 680 501 01)  
Bankhaus J. A. Krebs, Freiburg i. Br., 7590 (BLZ 680 301 00)  
Bankhaus Mayer, Freiburg i. Br., 296600 (BLZ 680 300 00)  
Mitgliederbeitrag jährlich DM 30.– (Studenten, Schüler usw. DM 15.–)

*Abkürzungen:* Die verwendeten Abkürzungen nach den Vorschlägen von, bzw. in  
Anlehnung an Dahlmann-Waitz, Quellenkunde der deutschen Geschichte,  
10. Aufl., 1965 ff., Bd. 1, S. 29–79.

*Satz und Druck:* Waldkircher Verlagsgesellschaft mbH, 7808 Waldkirch i. Br.

*Inhaltsverzeichnis zum 99. Band*

BERENT SCHWINEKÖPER	
Die Lage und Entstehung des Zisterzienserinnenklosters Marienau und die „Ministerialensiedlung“ am Eckartsberg in Breisach . . . . .	5
W. GERD KRAMER	
Zur Genealogie der Familie Malterer . . . . .	45
ROLF SÜSS	
Zur Geschichte der Bäder im Breisgau . . . . .	57
HERMANN KOPF	
Carl von Rottecks Verlassenschaft . . . . .	75
HERMANN BROMMER	
Senatspräsident Dr. Ferdinand Heisler (1793–1876) . . . . .	83
JOACHIM-DIETRICH SCHAAR	
Versuche der Neuorganisation im badischen Weinbau Anfang d. 20. Jh. . . . .	105

*Kleinere Beiträge*

JOHANN ADAM KRAUS	
Woher der Name Ravenna im Höllental? – Ein Diskussionsbeitrag . . . . .	137
HERMANN KOPF	
Greiffeneggs Geiselnahme . . . . .	139
HELMUT BENDER	
Zur Geschichte der Höllentalbahn . . . . .	147

*Besprechungen eingegangener Bücher*

HELMUT MAURER, Der Herzog von Schwaben. Grundlagen, Wirkungen und Wesen seiner Herrschaft in ottonischer, salischer und staufischer Zeit. (HANS SCHADEK) . . . . .	153
DIE URKUNDEN UND AKTEN DER OBERDEUTSCHEN STÄDTEBÜNDE VOM 13. JAHRHUNDERT BIS 1549. Bd. I Vom 13. Jahrhundert bis 1347, hg. durch die Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, bearb. v. Konrad Ruser, 1979. (BERENT SCHWINEKÖPER) . . . . .	156
DEUTSCHE REICHSTAGSAKTEN UNTER MAXIMILIAN I. REICHSTAGE VON LINDAU, WORMS UND FREIBURG 1496–1498, bearb. v. Heinz Gollwitzer 1979. (HANS SCHADEK) . . . . .	157
DIETER GÖPFERT, Bauernkrieg am Bodensee und Oberrhein 1524/1525. Mit einer Wiedergabe der Bodmaner Chronik. 1980. (HANS SCHADEK) . . . . .	158

BREISGAU-HOCHSCHWARZWALD. Land vom Rhein über den Schwarzwald zur Baar. Hrsg. vom Landkreis Breisgau-Hochschwarzwald. Bildteil von Leif Geiges u. a. Freiburg i. Br. 1980. (NORBERT OHLER)	160
GERT BIEGEL, Funde erzählen Geschichte, Schriften des Museums für Ur- und Frühgeschichte der Stadt Freiburg i. Br., Beiträge zur Kulturgeschichte Südbadens, Nr. 1, Freiburg i. Br., 1980. (NORBERT OHLER)	162
MAX BRUECHER, Freiburg im Breisgau. Eine Dokumentation. 1980. (HANS SCHADEK)	163
DIETRICH KAYSER (Hg.), Ortsbeschreibung – Autoren sehen Freiburg. 1980. (HANS SCHADEK)	163
FRIEDRICH SEYFARTH, Unser Freiburg und seine Umgebung. 1913 [1979]. (NORBERT OHLER)	165
HERMANN KOPF, Karl von Rotteck – Zwischen Revolution und Restauration 1980. (HELMUT BENDER)	165
CHRONIK DER FREIBURGER HUBERTEN 1868–1978 von Christian Wehrle u. a., ergänzt und kommentiert v. G. Keller. 1978. (BERENT SCHWINEKÖPER)	166
BAD BELLINGEN, Thermen am südl. Schwarzwald. 1976. (NORBERT OHLER)	167
ISOLDE DOELFS, Bad Krozingen. 1979. (NORBERT OHLER)	167
HEITERSHEIM. Geschichte der Malteserstadt. 1972. (NORBERT OHLER)	167
MÜNSTERTAL/SCHWARZWALD. 1974. (NORBERT OHLER)	167
INGEBORG HECHT, Staufen. 1976. (NORBERT OHLER)	167
WALDKIRCH IST SCHÖN VON GELEGENHEIT. Mit Beiträgen von Hubert Thoma, Hermann Rambach u. a. 1980 (NORBERT OHLER)	167
HERMANN BROMMER, Schloßkirche Mainau. 1980 (NORBERT OHLER)	169
HERMANN BROMMER, Katholische Pfarrkirche Maria, Hilfe der Christen/Freiburg i. Br. 1980. (NORBERT OHLER)	169
HERMANN BROMMER, Katholische Pfarrkirche St. Cyriak und Perpetua/Freiburg i. Br. 1980. (NORBERT OHLER)	169
MARKGRÄFLER ERZÄHLUNGEN. „Der Präzeptoratsvikari“. Johann Peter Hebels Lörracher Jahre. Erzählt von Hermann Albrecht. [= <i>Badische Reihe</i> , Bd. 1]. 1980 (KLAUSPETER WILKE)	169
JOHANN PETER HEBEL – SEIN LEBENSANG. Vom Wiesentäler Bauernbub zum Prälaten in der badischen Residenz. Erzählt von Hermann Albrecht. [= <i>Badische Reihe</i> , Bd. 2]. 1980. (KLAUSPETER WILKE)	169
GESCHICHTEN UND ERINNERUNGEN AUS DEM BADISCHEN. Erzählt von Helmut Bender. [= <i>Badische Reihe</i> , Bd. 3]. 1980. (KLAUSPETER WILKE)	169
AUSFÜHRLICHE BESCHREIBUNG BADENS ANNO 1858. Eine „Badische Vaterlandskunde“ von J. G. Pflüger. Nachwort von Helmut Bender. [= <i>Badische Reihe</i> , Bd. 4]. 1980 (KLAUSPETER WILKE)	170
HANS-CARL SCHERRER, Haslach. Chronik eines Markgräfler Dorfes bis zu seiner Eingemeindung nach Freiburg. 1980. (HANS SCHADEK)	171

# Die Lage und Entstehung des Zisterzienserinnenklosters Marienau und die „Ministerialensiedlung“ am Eckartsberg in Breisach

VON  
BERENT SCHWINEKÖPER

*Wolfgang Müller,  
dessen Ahnen in Breisach  
lebten, als nachträgliche Gabe  
zum 13. 3. 1980 gewidmet.*

## I.

Auf den ersten Blick kann die Frage nach der Lage und Entstehung eines vor 450 Jahren buchstäblich bis auf den letzten Stein verschwundenen, in der Geschichte niemals besonders hervorgetretenen Zisterzienserinnenklosters nur geringes Interesse beanspruchen. Neben der lokalen Geschichtsforschung könnten ihr nur die Kirchen- und Ordensgeschichte bei Vorliegen besonderer Voraussetzungen einige Bedeutung beimessen.<sup>1</sup> Im Falle des Klosters Marienau, des ältestens Konvents der Stadt Breisach, liegen die Dinge jedoch anders. Denn diesem wurde noch vor gar nicht allzu langer Zeit eine wichtige Rolle in der Frühzeit dieser Stadt zugewiesen. Es soll nämlich den Platz des zwar urkundlich nachweisbaren, topographisch aber sehr schwer zu lokalisierenden Königshofes eingenommen haben.<sup>1a</sup> Solche Vermutungen gingen von dem Tatbestand aus, daß die Klöster des neuen Ordens nach Empfang entsprechender Privilegien keine adligen Vögte mehr über sich haben sollten. Vielmehr sollten sie in Zukunft allein der Schutzherrschaft der deutschen Kaiser und Könige untergeordnet sein. Da die Staufer gleichzeitig als Gründer der Breisacher Kongregation vermutet wurden, nahm man an, daß diese von Mitgliedern ihrer Familie im Bereich des bisherigen Königshofes errichtet worden sei.

Diese Theorie läßt sich freilich schon deshalb heute nicht mehr aufrecht erhalten, weil die Forschung der jüngsten Zeit – nicht zuletzt aus allgemeinen Erkenntnissen über die Geschichte der Zisterzienserinnen – zu der fast einmütigen Ansicht gelangt ist, daß diese Kongregation kaum vor 1255, also nach dem Ende der staufischen Herrschaft, in Form eines Klosters fester organisiert worden sein kann.<sup>2</sup> Jetzt sieht man meist Bischof Bertold II. von Basel aus dem Hause der Grafen von Pfirt und seinen Nachfolger, Heinrich von Neuchâtel, als Klostergründer an. Allerdings hat M. Barth, wohl einer der besten Kenner der Kirchengeschichte des oberrheinischen Raumes, die entscheidende Beteiligung der elsässischen Herren von Rathsamhausen bei diesem Vorgang nachdrücklich unterstrichen, worauf später näher einzugehen



sein wird. Diese vorwiegend im Elsaß reich begüterte Familie hatte damals in Tunsel, in weiteren Orten des Breisgaus und wohl auch in Breisach zahlreiche Besitzungen erwerben können, weil Rudolf von Rathsamhausen die Erbtöchter des letzten Ritters von Tunsel geehelicht hatte. Auch die Theorie – um mehr handelt es sich nicht – von der Gründung Marienau durch die Bischöfe Bertold II. und Heinrich von Basel läßt sich mit Urkunden nicht belegen. Als vage Begründung kann nur angeführt werden, daß damals Breisach vorübergehend wieder unter die erneute alleinige Herrschaft des Bistums Basel kam. Daß die Kongregation allerdings relativ spät entstanden sein muß, ergibt sich daraus, daß erst 1265 ihre Aufnahme in den Zisterzienserorden von Bischof Heinrich beantragt wurde.<sup>3</sup> Ungewiß ist dagegen, wie lange sie schon vorher bestanden hat. So bleibt also hier manches offen. Infolgedessen ist die Frage nach der Lage des Klosters für die frühe Geschichte der Stadt Breisach noch immer von einiger Bedeutung.

Aber auch für die weitere Entwicklung der Stadt ist die Lösung dieses Problems keinesfalls unwichtig. Nach einer offenbar nicht leichten Anfangszeit entwickelte sich das Kloster nämlich zur bevorzugten Versorgungsstelle der unverehelichten Töchter des adligen Breisacher Stadtpatriziats, zahlreicher elsässischer Ministerialenfamilien und anscheinend in geringerem Umfange von weiblichen Angehörigen des breisgauischen Adels.<sup>4</sup> Durch Überlassung von Gütern bei der Aufnahme von Novizen, Seelgerätstiftungen und sonstige Schenkungen erwarb Marienau bald umfangreichen Guts- und Rentenbesitz im Breisgau und im Elsaß, wodurch es zum größten Grundbesitzer im spätmittelalterlichen Breisach wurde.<sup>5</sup> Es ist verständlich, daß es infolgedessen in der Stadt eine maßgebliche Stellung einnahm.

In dieser Zeit wirkte sich aber die Lage der Klostergebäude sehr nachteilig aus. Wie aus den Quellen immer wieder erkennbar wird, müssen diese Baulichkeiten so ungünstig gelegen haben, daß die Verteidigung der Stadt in einer Zeit, in der die Feuerwaffen bereits eine entscheidende Rolle spielten, dadurch ernsthaft gefährdet schien. Diese Verhältnisse boten der Stadt schließlich 1525 den äußeren Anlaß, um das Kloster aufzuheben und seine Gebäude in größter Eile bis auf den letzten Stein abzubrechen. Daß dabei freilich auch die Wirkungen der Reformation und die Bedrohung durch die aufständischen Bauern eine Triebfeder abgaben, haben wir an anderer Stelle zeigen können.<sup>6</sup>

Aus dem hier nur in der gebotenen Kürze Angedeuteten ergibt sich jedenfalls die Notwendigkeit, Klarheit über die Lage des Klosters zu schaffen. Daß ein solches Unternehmen besonders in Breisach auf große Schwierigkeiten stößt, haben wir ebenfalls an anderer Stelle dargelegt.<sup>7</sup> Bei dieser Gelegenheit konnten wir – da dies nicht das eigentliche Ziel unserer Ausführungen war – nur nebenher einige eindeutige Belege aus dem 17. Jahrhundert für die Lage des Klosters beibringen. Diese entstammen also einer Zeit, in der die Stelle, an der das Kloster gelegen hatte, noch nicht vollständig vergessen worden war. Das Ergebnis war, daß Marienau etwa im nordwestlichen Teil des heutigen Neutorplatzes seinen Platz gehabt haben müsse.

Mit diesem aus den Quellen gewonnenen Ergebnis wurde allerdings eine Theorie widerlegt, die mindestens seit Pantaleon Rosmann in Breisach als richtig angesehen wurde, obwohl sie – wie bereits O. Langer erkannt hatte – mit anderen feststehenden Fakten nicht in Übereinstimmung zu bringen war.<sup>8</sup> Nach diesen älteren Ansich-

ten soll Marienau nämlich seinen Platz im Westen des Eckartsberges etwa in dem Gebiet zwischen Spitalkirche und Schongauer-Gymnasium gehabt haben. Ausgangspunkt solcher Vermutungen waren in erster Linie die noch immer ansehnlichen Mauerreste, welche sich westlich unterhalb der Eckartsberghöhe in gerader Linie auf das darunter gelegene heutige Schongauer-Gymnasium hinziehen. In diesen wollten manche sogar die Südwand der demnach auf halber Höhe vermuteten Klosterkirche sehen.

Diese Wand enthält eine heute vermauerte Türöffnung mit gotischem Türsturz. Dadurch kam die Sage auf, die innerhalb der genannten Mauer wohnenden Nonnen hätten 1525 durch diese Tür verräterische Beziehungen zu den aufrührerischen Bauern aufgenommen und dadurch der Stadt den Anlaß zum Abbruch des Klosters gegeben. Mehrere Ansichten lassen nun ebenso wie die Karte der Stadt vor der Zerstörung, die der Rheinbauinspektor Wampé nach 1798 angefertigt hat und die eine ganz vorzügliche Grundlage für die Erforschung der älteren Topographie Breisachs bietet, erkennen, daß es sich bei der genannten Mauer um den Südabschluß der Befestigung der Unterstadt handelt, welche einst die Höhe des Eckartsberges mit einschloß und eine Verbindung zu dem etwa auf der Ostseite des Schongauer-Gymnasiums gelegenen Geisturm herstellte.<sup>9</sup> Trotzdem waren die hier angedeuteten Legenden so allgemein verbreitet, daß man nach 1945 die vom Werd entlang des Westfußes des Eckartsberges nach Süden ziehende Straße, die nach vielfachem Wechsel bis dahin den Namen Eckartsbergweg getragen hatte, in Marienau umbenannte, womit die genannten Theorien gleichsam eine offizielle Anerkennung fanden.<sup>10</sup> So ist es noch verständlich, daß die 1969 erschienene sozusagen offiziöse „Geschichte der Stadt Breisach“<sup>11</sup> und die auf dieser beruhende „Amtliche Kreisbeschreibung des Stadt- und Landkreises Freiburg“ bei dieser Lokalisierung geblieben sind.<sup>12</sup> Um so weniger ist es allerdings zu begreifen, daß diese ältere nach den von uns beigebrachten Nachweisen nicht aufrecht zu haltende und mit den allgemeinen Verhältnissen im Widerspruch stehende Vermutung noch 1978 abermals vertreten wurde.<sup>13</sup> Obwohl ihr Verteidiger nach eigenen Angaben unsere Darlegungen gekannt hat, hielt er es nicht für erforderlich, sich damit auseinanderzusetzen.<sup>14</sup> Vielmehr stützt er sich auf eine einzige, u. E. falsch interpretierte Belegstelle des 16. Jahrhunderts, die er neu in die Diskussion bringt.<sup>15</sup> Nun könnte ein Urteil über ein solches Verfahren getrost der Forschung selbst überlassen werden, wenn es nicht – wie aus dem folgenden vielleicht deutlich wird – um wichtige Probleme der Topographie Breisachs ginge.<sup>16</sup> Aus diesem Grunde sehen wir uns veranlaßt unsere bisher nur angedeutete Argumentation ausführlicher zu wiederholen und dazu auch bisher unausgewertetes Material heranzuziehen. Dadurch wird nicht nur das neu beigebrachte Beweisstück für die vermeintliche Lage von Marienau an der Nordwestecke des Eckartsberges auf seine wahre Bedeutung zurückgeführt werden können, sondern es wird einiges Licht auf die Verhältnisse in diesem Teil der Stadt Breisach und die dort gelegene hochmittelalterliche sogenannte „Ministerialensiedlung“ fallen.

## II.

Wir müssen damit beginnen, zunächst die in den Urkunden enthaltenen Angaben allgemeiner Art über die Lage des Klosters Marienau zu ordnen und aufgrund der gesamten Entwicklung der Stadt Breisach seit dem 12. Jahrhundert zu interpretieren. Dies ist freilich keine leicht zu lösende Aufgabe. Denn – wie wir bereits angedeutet haben – werden in den Quellen vorkommende Ortsangaben des Mittelalters häufig nicht nur ungenau, sondern ebensooft inkonsequent und widersprüchlich gehandhabt, ganz abgesehen davon, daß sie gelegentlich direkt als falsch anzusehen sind. Als Beispiel für Urkunden in lateinischer Sprache sei nur darauf verwiesen, daß in dieser Zeit Präpositionen wie *ante*, *apud*, *iuxta* einfach für das deutsche *in* verwendet wurden, obwohl sie im klassischen Latein andere Bedeutungen hatten. Da die Namen der Tore, Straßen und Gebäude nicht offiziell festgelegt waren, wechselten sie häufig. Es ist daher sehr schwer, die Identität mancher solcher Bauwerke zu beweisen. Auch die Numerierung der Gebäude war noch nicht gebräuchlich. Daher wurden Häuser entweder nach ihrem ebenfalls gelegentlich wechselnden Namen oder aber nach den an beiden Seiten wohnenden Anstößern bezeichnet. In diesem Zusammenhang dürfen aber Angaben, wie *grenzt an die klosterfrauen* oder *am kloster* oder *am klosterhof* nicht unbedingt in der Weise verstanden werden, daß das eigentliche Klosterbauwerk als Anstößer gemeint sei. Vielmehr wollen solche Erläuterungen oft nichts weiter aussagen, als daß der Besitz eines Klosters an das betreffende Grundstück grenzt. Die Bezeichnung *Klosterhof* darf ferner auch nicht auf die eigentliche Klosteranlage bezogen werden, obwohl dies nicht ausgeschlossen werden kann, sondern sie meint meistens einen (Zins- oder Wirtschafts-) Hof eines an anderer Stelle gelegenen Klosters.<sup>17</sup> Die Mehrdeutigkeit mittelalterlicher topographischer Angaben muß man sich daher stets vor Augen halten, will man nicht schwerwiegenden Irrtümern anheimfallen. Dies gilt ganz besonders für die relativ zahlreich vorliegenden topographischen Angaben in den Quellen zur Geschichte Breisachs. Infolgedessen hat die Forschung über die mittelalterliche Topographie dieser 1793 von den Franzosen fast vollständig zerstörten Stadt bis auf den heutigen Tag mindestens ebenso viel Verwirrung angerichtet, wie sie Probleme dieser Art zu klären vermocht hat.<sup>18</sup>

Wenn wir uns nach diesen uns notwendig erscheinenden Vorbemerkungen den Bezeichnungen allgemeiner Art zuwenden, die der Lage des Klosters Marienau in den mittelalterlichen Quellen zuteil geworden sind, so überrascht es nicht, daß auch diese weder einheitlich noch eindeutig sind. Doch ist fast allen gemeinsam, daß sie zum Ausdruck bringen wollen, das Kloster habe seinen Platz nicht innerhalb der eigentlichen Stadt Breisach gehabt. So heißt es in Urkunden von 1266, 1285, 1304, 1318 *sente Meriunowe bi Brisach*; 1272, 1301, 1304, 1318, 1334 *sancte Marienowen zû Brisach* oder ähnlich.<sup>19</sup> Wieweit dies auf Inkonsequenz oder Unkenntnis der Schreiber beruht, sei dahingestellt. Genauer treffen die Situation Lageangaben von 1283 und 1284 *domus Augee sancte Marie iuxta Brisacum* oder von 1319, 1328, 1331, 1338 nach denen das Kloster *gelegen [war] uswendig an unsere stat zû Brisach*.<sup>20</sup> Seit den 20er Jahren des 14. Jh. (1323, 1329, 1348, 1349, 1352) wird die Lage des Bauwerks mit der Formel *an der stat* ausgedrückt, doch heißt es daneben auch (1317,

1329, 1339) *gelegen in Brisach der stat.*<sup>21</sup> Weitere Urkunden von 1319 und 1329 lassen dagegen genauer erkennen, daß Marienau gelegen habe *außerhalb der vorstat.*<sup>22</sup> Vollends klar wird dann die Situation durch Urkunden von 1330, 1332, 1333, nach denen das Kloster zu lokalisieren war *ze Brisach vor der muren.*<sup>23</sup> Damit wird erstmals der Zustand deutlich erkennbar, der in den beiden folgenden Jahrhunderten dauernden Anlaß zu Klagen und schließlich zur Zerstörung der Klostergebäude gegeben hat: das Kloster hatte seinen Platz außerhalb der Stadtbefestigung. Zugleich ist damit die Frage gestellt, um welche Befestigung es sich damals gehandelt habe, und wie diese verlief. Um eine Antwort zu geben, müssen wir etwas weiter ausholen.

### III.

Die hervorragende Eignung des Breisachberges hat auf ihm zu sehr verschiedenen Zeiten Befestigungen entstehen lassen.<sup>29\*</sup> Zuerst schlossen diese sicher nur die eigentliche Oberstadt ein. Ob diese aus römischer und sogar noch älterer Zeit stammenden Mauern in staufischer Zeit noch vorhanden waren, braucht an dieser Stelle nicht weiter zu interessieren. Nach der bekannten Urkunde von 1185, in der der Bischof von Basel und König Heinrich VI. die Herrschaft über die Stadt teilten, beschlossen sie damals auch die Oberstadt gemeinsam zu befestigen.<sup>24</sup> Spätestens in der bis 1218 reichenden zähringischen Epoche dürfte diese Anlage weitgehend vollendet worden sein, der sich die von Bertold V. ausgebaute Burg einfügte. Schon bald entstanden aber auch Siedlungsanfänge am Fuß des eigentlichen Breisachberges. Diese konzentrierten sich zunächst auf die heutige Münsterbergstraße, die Fischerhalde, die heutige Rheintorstraße und den südlichen Teil der jetzigen Muggensturmstraße. Dieser Bereich wurde bekanntlich von einer noch bis in die Neuzeit erkennbaren Mauer umzogen. Sie beginnt am Muggensturm und zieht über das Gutgesellentor zum Rheintor, um über den Wagdenhals das ältere Kupfertor zu erreichen.<sup>25</sup> Das Alter dieser Anlage läßt sich nur indirekt erschließen. 1258 nahm Bischof Bertold von Basel eine Schuld von der beträchtlichen Höhe von 420 Mark auf *in utilitatem ecclesie nostre et munitionem castri Brisacensis.*<sup>26</sup> Daraus ergibt sich, daß er in Voraussicht weiterer kriegerischer Auseinandersetzungen die Befestigung der Stadt verstärken ließ. Leider wird nicht im einzelnen gesagt, an welchen Stellen dies geschehen sein könnte. Das erstmals von 1268 überlieferte älteste Siegel der Stadt wurde ebenfalls für den Nachweis einer um den Fuß des Breisachberges verlaufenden Mauer mit Tor herangezogen.<sup>27</sup> Aber obwohl hier die charakteristischen Bauwerke der Stadt in echt mittelalterlicher Weise aufgenommen worden sind, darf man von einer solchen Darstellung doch keine fotografische Genauigkeit erwarten. Die auf diesem Siegel als unterer Abschluß sichtbare Zinnenmauer mit einfachem Tor, vor der sich Wellen kräuseln, muß nicht unbedingt das untere Rheintor und die dortige Mauer darstellen. Es könnte damit durchaus auch etwa das Kapftor gemeint gewesen sein.<sup>27\*</sup>

In der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts erhielt Breisach eine verhältnismäßig primitive Brücke aus Holz, die daher häufig den Fluten des Rheins zum Opfer fiel. Dieses 1283 erstmals urkundlich nachweisbare Bauwerk bekam als einziger fester

Flußübergang zwischen Basel und Straßburg sofort auch eine erhebliche strategische Bedeutung, was sich schon 1298 zeigte, als König Adolf von Nassau es für militärische Maßnahmen ausnutzte.<sup>28</sup> Es war daher selbstverständlich, daß der Zugang zur Brücke im Westen und mehr noch deren Endpunkt unterhalb des Breisachberges geschützt werden mußten. So wird also das Rheintor ebenfalls in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts errichtet worden sein. Es wäre wertlos gewesen, wenn nicht die übrigen bereits genannten Stadtteile unmittelbar unterhalb des Berges in diese Befestigungen einbezogen worden wären. Infolgedessen sind im Zuge dieser Anlagen 1312 und 1319 das Muggensturm-tor nachzuweisen, das den Raum der gleichnamigen Straße etwa am Nordende des alten Friedhofs beschloß.<sup>29</sup> 1319 und 1327 tritt das neben einer Schmiede gelegene spätere Gutgesellentor unter den Namen *Uringers Tor* bzw. *smidelins tor* urkundlich hervor.<sup>30</sup> 1327 und 1335 wird auch als letztes der diesen Bereich abriegelnden Tore das Kupfertor aufgeführt.<sup>31</sup>

Inzwischen hatte sich vornehmlich vor dem Gutgesellentor die zwischen Breisachberg und Eckartsberg gelegene Unterstadt zu entwickeln begonnen. Nach Ausweis des Hofstättenverzeichnisses von 1319 hatten in den hierher zu zählenden Bereichen *im Wag, Werd* und *Straßgasse* an die 200 Häuser Platz gefunden.<sup>32</sup> Anfangs war diese Gegend anscheinend nur durch leichte Befestigungen, wie Sperren, Palisaden oder Graben gesichert. 1283 ist daher die Rede von einem Zins des Klosters Tennenbach, der zu zahlen war *von dem aker, der lit ze Brisach bi dem grendel*, unter dem man eine solche leichte Sperre zu verstehen hat.<sup>33</sup> Da diese sich schnell entwickelnde Unterstadt vor allem durch den sie steil überragenden Eckartsberg bedroht wurde, war man im ersten Drittel des 14. Jahrhunderts bestrebt, auch sie mit einer Mauer zu schützen. 1315 ließ sich die Stadt von König Friedrich dem Schönen ein Privileg erteilen, nach dem es ihr erlaubt sein sollte, sich mit einer Mauer (*cum muro publico*) zu umgeben.<sup>34</sup> Kaiser Ludwig der Bayer und der zum Pfandinhaber der Reichsstadt Breisach aufgestiegene Herzog Otto von Österreich erneuerten diese Erlaubnis in zwei Privilegien vom Jahre 1330.<sup>35</sup> Die Stadt sollte dabei nach eigenem Gutdünken vorgehen dürfen. Anscheinend betraf dieser Mauerbau hauptsächlich die Unterstadt und zog sich als ein schwieriges Unternehmen – wie auch bei anderen Städten – längere Zeit hin. Während noch 1327 der erwähnte Grendel vorhanden war, ist 1341 das Grendeltor an seine Stelle getreten.<sup>36</sup> Es hatte seinen Platz am östlichen Ende der heutigen Richard-Müller-Straße, die damals als Straßgasse (später nach Verlegung des Ausgangs zum Neutor Altgasse) die aus dem Gutgesellentor nach Freiburg und Basel führende wichtigste Ausfallstraße nach Osten und Süden bildete.<sup>37</sup> 1342 wird als weiteres Tor dieser Unterstadt das Ziegeltor aufgeführt, das neben dem an der Ostseite des Schongauer-Gymnasium gelegenen Geisturm den Ausgang der Ziegelgasse (später Eckartsbergweg, heute fälschlich Marienau genannt) nach Süden bildete.<sup>38</sup> Es zeigt sich also, daß etwa zur gleichen Zeit, in der Marienau als vor der Stadtmauer gelegen charakterisiert wird, die beiden Ausgangstore dieser Mauer genannt werden.

Durch die Anlage dieser Mauer galt es nicht nur die sich entwickelnde neue Vorstadt zu schützen, sondern vor allem die Bedrohung durch die steile Höhe des Eckartsberges zu beseitigen. Deshalb war schon in den Abmachungen zwischen



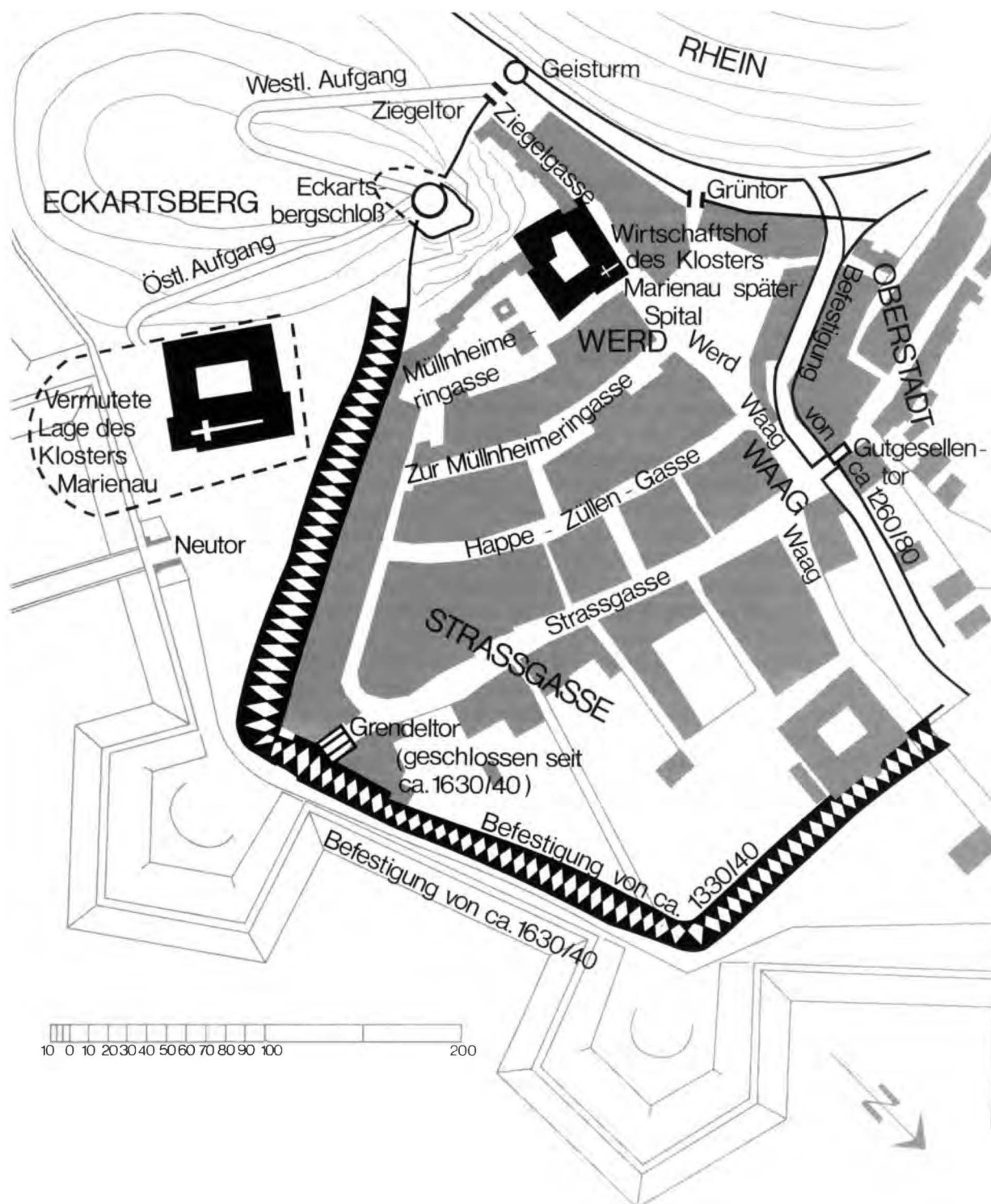


Abb. 1. Situationsplan der Unterstadt von Breisach mit den Bereichen Werd, Waag und Straßgasse. (Rekonstruktion der Turmburg auf dem Eckartsberg, zwei zugehörige Burgmannenhöfe anstelle des späteren Spitals gesichert, ein dritter an der Stelle des Klosters Marienau wahrscheinlich). (Aufgrund der Karte von Wampé 1798 (GLA Karlsruhe H Breisach Nr. 5); Ausschnitt abgebildet ZBreisGV (Schan ins Land) Bd. 97, 1978, S. 63).

König Heinrich VI. und dem Bischof von Basel im Jahre 1185 festgelegt worden, daß die beiderseitigen Ministerialen nicht nur im Bereich des Eckartsberges ihre Wohnsitze erhalten sollten, sondern dort auch eine burgartige Niederlassung errichten sollten.<sup>39</sup> Ob und wieweit es dazu gekommen ist, bleibt noch zu erörtern.<sup>40</sup> Auf alle Fälle befand sich an der Stelle der heutigen Aussichtsplattform bis zum Ausgang des Mittelalters eine stärkere Befestigung mit einem turmartigen Bauwerk, über dessen Aussehen im 17. und 18. Jahrhundert wir durch mehrere gute Abbildungen vorzüglich unterrichtet sind.<sup>41</sup> Die um 1330 erbaute Mauer um die Unterstadt bezog nun diese Anlage mit ein. Wie wir aus mehreren Bildern und vor allem der Wampéschen Karte von 1798 wissen, verlief diese von der Höhe des Eckartsberges in gerader Linie auf den östlich des Schongauer-Gymnasiums gelegenen Geisturm. Hier bog sie nach Norden um und erreichte das Grüntor, durch das man zum Schiffsanlegeplatz am Rhein gelangen konnte. Nach einem leichten Knick schloß sich die Mauer dann an die ältere Befestigung im Bereich der heutigen Fischerhalde an. Der von ihr zwischen Eckartsberg und Rhein umschlossene Raum war sehr schmal und reichte eigentlich nur beim späteren Spital zur Aufnahme eines Klosters, das freilich – wie wir sehen werden – hier nicht zu suchen ist.<sup>42</sup>

Ebenso geradlinig war der vom Eckartsberg in östlicher Richtung verlaufende Teil der Unterstadtmauer angelegt. Er führte nämlich in ganz direkter Linie von der Höhe auf das bereits erwähnte, am östlichen Ende der heutigen Richard-Müller-Straße gelegene Grendeltor zu, das später gelegentlich auch als Freiburger Tor bezeichnet wird.<sup>43</sup> Dort knickte er nach Nordnordost um, wandte sich nach etwa 300 m nochmals mehr nach Westen und fand beim Schwedenturm in der Nähe der St. Josefskapelle des Alten Friedhofs Anschluß an die bereits ausführlicher behandelte Befestigung am Fuße des eigentlichen Breisachberges. Wie schon vor der zuletzt genannten Mauer ein als Wag oder Wog bzw. später als Gewerbekanal bezeichneter Nebenarm des Rheins östlich um den Breisachberg zog, war vor der Unterstadtmauer ebenfalls ein Graben vorhanden.<sup>44</sup> Denn in einem Berain des Freiburger Reuerinnenklosters aus der Mitte des 15. Jahrhunderts werden unter dessen Gütern aufgeführt *reben gelegen ze Brisach an der stat am graben gegen Marienow dem kloster über*.<sup>45</sup>

#### IV.

Wir fassen noch einmal kurz das Ergebnis unserer bisherigen Darlegungen über die spätmittelalterlichen Befestigungen um die Unterstadt zusammen. Um 1319 war dieser Stadtteil schon weitgehend vorhanden. Zwischen 1320 und 1340 wurde er mit einer Mauer und einem Graben umgeben, welche die Höhe des Eckartsberges in ihrem nördlichen Teil mit einbezog. Dazu paßt es nun vorzüglich, daß das Kloster Marienau nach den Urkunden von 1330, 1332 und 1333 als außerhalb der Stadtmauern gelegen bezeichnet wird, während seine Lage bis dahin überwiegend als *bi, an* oder *außerhalb* der Vorstadt angegeben wurde.<sup>46</sup> Es war nämlich wegen seiner peripheren Lage nicht in die Befestigungen mit aufgenommen worden. Daraus ergibt sich nun ganz eindeutig, daß es an der Stelle, wo es bisher von der älteren Forschung lokalisiert wurde und wo es auch neuerdings wieder vermutet wird -

nämlich zwischen Spitalkirche und Schongauer-Gymnasium – gar nicht gelegen haben kann. Denn dieser Bereich lag nicht außerhalb der Stadtmauer, sondern innerhalb derselben, wie die eindrucksvollen Reste der Befestigung westlich der Eckartsberghöhe beweisen.

Dadurch daß die Klostergebäude in die Stadtbefestigung nicht mit einbezogen worden waren, taten sich nun sowohl für das Kloster wie für die Stadt eine Reihe von Problemen auf. Die Nonnen besaßen auf diese Weise sicher eine gewisse Unabhängigkeit. Andererseits mußten sie auch den Schutz entbehren, den die Mauern bieten konnten. Obwohl wir darüber aus den Quellen nichts erfahren, darf man wohl annehmen, daß Marienau zwar nicht befestigt war, daß es aber doch – wie viele Klöster dieser und späterer Zeiten – von einer eigenen Mauer umgeben war.<sup>46a</sup> Diese dürfte den Nonnen vermutlich solange ausreichenden Schutz geboten haben, wie ein Feind nicht hinter den Klostermauern sich besondere Schätze oder Güter erhoffen durfte.<sup>46b</sup> Der Reichtum des Konvents bestand in der Zeit der Naturalabgaben vor allem in den Ablieferungen der Zinspflichtigen an Korn und anderen Lebensmitteln.<sup>46c</sup> So lag der Gedanke nahe, diese unter den durch den Mauerbau hervorgerufenen Umständen nicht im Kloster zu sammeln, sondern sie in der Stadt unter dem Schutz der Stadtmauern zu sichern. Infolgedessen dürfte der Plan angekommen sein, wenn nicht den ganzen Wirtschaftshof so doch die Magazine des Klosters in die Stadt zu verlegen. Wir kommen auf die Einzelheiten noch zurück.<sup>47</sup>

Betrachtet man das Problem Marienau von der Seite der Stadt her, so war es für deren Verteidigung gewiß vorteilhafter, wenn die Stadtbefestigung keinen zu großen Umfang erhielt. Daher bezog man das offenbar weiter ab gelegene Kloster in die Mauer um die Unterstadt nicht mit ein. Allerdings wurde der sicher nicht kleine Gebäudekomplex des Klosters, zu dem eine größere Kirche gehörte und der mit einer wie auch immer gearteten Mauer umgeben war, bald zu einer ernsthaften Bedrohung der Stadtverteidigung in diesem Bereich. Diese Bedrohung mußte sich mit der Vervollkommnung der Feuerwaffen noch steigern. Der erste der sich ernsthaft mit diesem Problem konfrontiert sah, war Peter von Hagenbach.<sup>48</sup> Nach der Übernahme der Stadt in den Pfandbesitz von Burgund scheint man sich darauf eingerichtet zu haben, diesen wertvollen Stützpunkt so schnell nicht wieder herauszugeben. Infolgedessen mußte man sich darauf vorbereiten, einem Angreifer entgegenzutreten zu können. Daher ließ Hagenbach offenbar im Osten der Unterstadt Schanzarbeiten vornehmen.<sup>49</sup> Ferner bereitete er seine Artillerie vornehmlich auf einen Angriff von Südosten her vor, indem er vom Münsterplatz aus Schießübungen in Richtung auf den Eckartsberg durchführen ließ. Außerdem faßte er den Plan, das nach seiner Ansicht die Verteidigung der gesamten Stadt gefährdende Kloster Marienau zu beseitigen. Deshalb ließ er zunächst die Nonnen in eines der in der Oberstadt vorhandenen sogenannten Regelhäuser transferieren. Zum Abbruch der Klostergebäude kam es dann allerdings nicht mehr, weil Hagenbach inzwischen gestürzt worden war. – Kaiser Maximilian I., zu dessen Plänen auch der Ausbau der Festung Breisach gehörte, sah sich vor das gleiche Problem gestellt wie der burgundische Landvogt. Wie die Stadt später behauptete, habe er *mehrmals mit der Stadt geredt, wie das closter so an der ringkmauer under eckartsberg gelegen, und in kriegsläuffen sich der feind darein legen und der stadt abbruch thuon*

*möchte, abgebrochen und geschliffen werden möchte.*<sup>49a</sup> Wie aus vielem, was dieser Herrscher plante, scheint auch aus solchen Absichten nichts geworden zu sein. Deshalb trat zu Beginn des Bauernkrieges das Problem Marienau erneut hervor. Die Möglichkeit konnte tatsächlich durchaus nicht ausgeschlossen werden, daß die Bauern sich hier festsetzten und von hier aus die Stadt schwer bedrohten, zumal es zu ihrer Taktik gehörte, die eroberten Klöster allgemein als Stützpunkte und Nachschubbasen auszubauen. Da allerdings auch bereits die innere Auflösung des Konvents unter der Einwirkung der Reformation schnelle Fortschritte gemacht hatte, und da anscheinend eine Mehrheit des Rates nicht nur mit Luther sondern auch mit den Bauern sympathisierte, sah man hier auch eine günstige Gelegenheit, sich nicht nur des widerwillig geduldeten Klosters, sondern mehr noch seines reichen Besitzes bemächtigen zu können. Wir brauchen hier diese Dinge, die wir ausführlicher an anderer Stelle behandelt haben, nicht zu wiederholen.<sup>50</sup> Wichtig ist nur das Ergebnis: Unter Berufung auf seine für die Stadt sehr bedrohliche Lage und auf die innere Situation des Klosters ließ der Rat 1525 es besetzen, wies die Nonnen aus und ließ die Gebäude so vollständig abbrechen, daß keinerlei Spuren mehr verblieben zu sein scheinen. Um das Kloster genauer lokalisieren zu können, ist man daher darauf angewiesen, dem weiteren Schicksal des vermutlichen Klosterareals nachzugehen.

## V.

Zunächst ist aber noch einmal die Frage zu erörtern, ob das Kloster zwar außerhalb der Ummauerung der Unterstadt gelegen habe, aber doch annähernd an der Stelle, wo es die ältere lokale Forschung gesucht hatte. Mit anderen Worten, hat Marienau etwa südlich des Schongauer-Gymnasiums zwischen Westseite des Eckartsberges und dem Rhein seinen Platz gehabt? Dies muß schon deshalb verneint werden, weil der damalige Lauf des Stromes viel weiter östlich verlief. Infolgedessen blieb an der genannten Stelle, wie ältere Abbildungen eindeutig erkennen lassen, kein Platz für ein nicht ganz kleines Kloster.<sup>51</sup> Das hatte auch bereits O. Langer erkannt.<sup>52</sup> Deshalb zog er eine Angabe des Chronisten Protas Gsell heran, wonach das Kloster „hinter dem Eckartsberg“ gelegen habe.<sup>53</sup> Er legte diese Nachricht so aus, daß damit der Südfuß des Eckartsberges, also etwa westlich der heutigen Zollabfertigung, gemeint sein müsse. Infolgedessen übersah Langer auch die Möglichkeit, daß Gsell von der Oberstadt und vornehmlich vom Münsterplatz her seine Angaben gemeint haben könnte. Von dort her lag tatsächlich der Bereich der heutigen Sparkasse, in dem wir das Kloster lokalisieren, „hinter“ der sich davor schiebenden Höhe des Eckartsberges. Im übrigen hätte ein genau südlich des Eckartsberges errichtetes Kloster wohl kaum eine so starke Bedrohung für die Stadt dargestellt. Ein von Westen her angreifender Feind wurde durch den Rhein stark gehindert. Im Süden des Eckartsberges befand sich schwer zugängliches Sumpfgelände, das von alten Rheinarmen durchzogen wurde.<sup>53a</sup> Außerdem hätte der dazwischen liegende Eckartsberg eine dauernde Bedrohung aus dieser Richtung unmöglich gemacht. Ein Angriff war vielmehr aus den östlichen Richtungen zu be-

fürchten, weshalb später vor allem in dieser Beziehung die Befestigungen ausgebaut wurden. Wenn man also davon ausgeht, daß die Stadt durch die Lage des Klosters vor der Stadtmauer bedroht wurde, so kann dies nur von Südosten her geschehen sein.

Diese Folgerung wird zur Gewißheit, wenn man dem späteren Schicksal des ehemaligen Klosterareals nunmehr erneut nachzugehen versucht. Wenn man dazu davon ausgeht, daß die Stadt aus diesem Gebiet angeblich einen Friedhof gemacht habe, so wird man sich einige bisher nicht berührte Voraussetzungen ins Gedächtnis zu rufen haben. Klöster besaßen bekanntlich zunächst keinerlei Pfarrechte über dem Konvent nicht Angehörige. Wegen der damit verbundenen Einkünfte bemühte man sich aber darum, wenigstens das Begräbnisrecht vorwiegend für Wohltäter der Kongregation zu erlangen.<sup>54</sup> Da natürlich auch die Konventualen und die klösterlichen Dienstleute auf dem Klosterfriedhof, im Kreuzgang oder ausnahmsweise in der Klosterkirche begraben zu werden pflegten, fanden hier zahlreiche Breisacher Bürgerstöchter und sonstige Angehörige vor allem des städtischen Patriziats ihre letzte Ruhestätte. Es wäre daher sicher als große Pietätlosigkeit aufgefaßt worden, wenn der Rat 1525 mit den Klostergebäuden auch diese Grabstellen

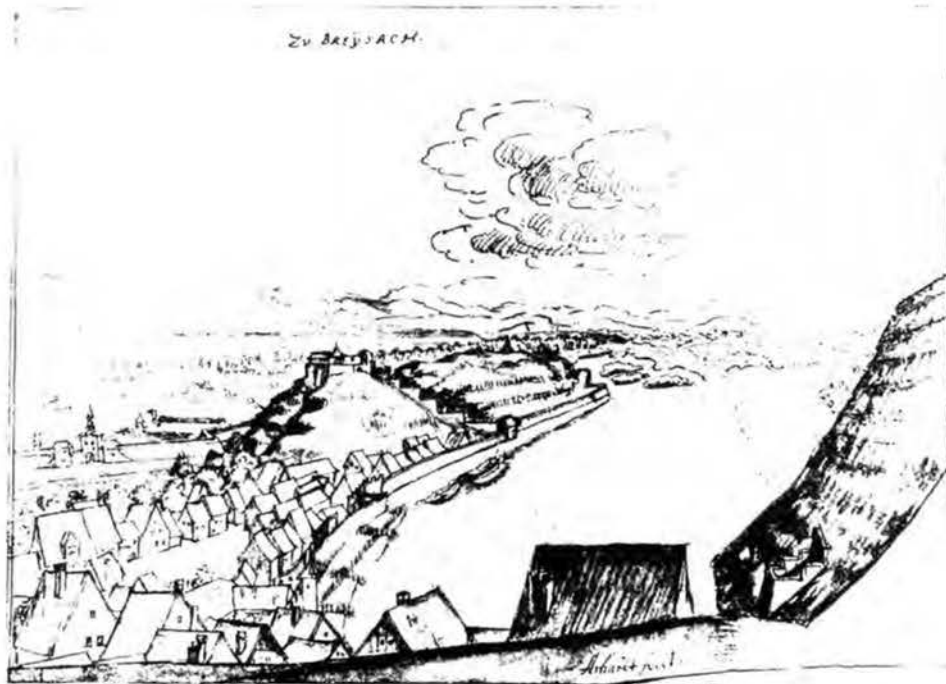


Abb. 2. Blick vom Münster auf die Unterstadt in Breisach von J. J. Arhardt ca. 1630/40. Es wird erkennbar, daß der Raum zwischen Rhein und Eckartsberg für die Aufnahme eines Klosters zu eng war. Gut zu sehen die Befestigung am Eckartsberg mit dem Turm, links vom Berg das Neutor, dahinter die Gottesackermühle, rechts das Ziegeltor und der Geisturm. Der Marienauer Klosterhof lag an der späteren Stelle des Spitals (langes Dach unterhalb des Turmes auf dem Eckartsberg).



beseitigt hätte. Da es ebenso auf die Zerstörung der Baulichkeiten wie auf die Erwerbung des Klostervermögens ankam, wählte man hinsichtlich der Gräber einen klugen Ausweg, der sicher auch den Bedürfnissen der Stadt entgegenkam. Man machte nämlich aus dem anscheinend noch erweiterten Klosterareal einen der Allgemeinheit zugänglichen Friedhof. Nach dem Eintritt ruhigerer Zeiten wurde sogar eine sicherlich nicht zu umfangreiche Friedhofskapelle erbaut, die ihren Platz weiter südöstlich des ehemaligen Klosterareals erhalten zu haben scheint. Noch weiter außerhalb hatte wohl an einem alten Rheingießen eine Mühle gelegen, die bereits im 15. Jahrhundert unter dem Namen Eckartsbergmühle erwähnt wird.<sup>55</sup> Für sie bürgerte sich nur der ebenfalls zutreffende Name Gottesackermühle ein. Daß diese im Südosten der damaligen Festungswerke des 17. Jahrhunderts ihren Platz hatte, wird durch eine der äußerst zuverlässigen Zeichnungen Arhardts erwiesen.<sup>56</sup> Auch auf dem bei Merian abgebildeten Plan der Festung Breisach aus der Mitte des 17. Jahrhunderts werden zwei Raveline außerhalb des Neutors vor der Bastionsbefestigung mit dem Namen „Gottesackerravelin“ gekennzeichnet.<sup>57</sup>

Als man aber 1632 in Erwartung weiterer Belagerungen daran ging, die Festung Breisach nach Osten zu verstärken und die Wälle weiter hinauszuschieben, fielen der inzwischen entstandene Gottesacker und die darauf errichtete Kapelle diesen Bauarbeiten zum Opfer.<sup>58</sup> Soweit er nicht als Festungsareal diente, wurde der Friedhof eingeebnet. Bei diesen Maßnahmen zutage tretende Gebeine warf man in große Gruben. 1717/18 begannen die Österreicher damit, den Eckartsberg zu einer den modernen Kriegsanforderungen entsprechenden Zitadelle auszubauen. Dabei stießen sie in der Gegend des Bierhauses bei der heutigen Sparkasse auf zahlreiche menschliche Gebeine, die man für einen heidnischen Begräbnisplatz ansah.<sup>59</sup> Es dürfte sich aber um eine der im 30jährigen Krieg angelegten Gruben gehandelt haben. So wird indirekt der von uns geschilderte Zusammenhang bestätigt und die Lage des Klosters in dieser Gegend abermals bewiesen.

Noch ein letztes Mal läßt sich die Lage des Klosters in Quellen des ausgehenden 17. Jahrhunderts fassen. Um diese Angaben allerdings richtig einordnen zu können, muß zuvor noch näher auf die Geschichte des späteren Neutors kurz eingegangen werden, da dieses in dem fraglichen Zusammenhang eine entscheidende Rolle spielt. Dem im 30jährigen Krieg errichteten Bastionssystem um die Unterstadt fügte sich das bisher als Hauptausgang nach Freiburg und Basel dienende Grendeltor, jetzt zumeist Freiburger Tor genannt, am Ostende der Straßgasse (später Altgaße bzw. heute Richard-Müller-Straße) nicht günstig ein.<sup>60</sup> Daher wurde es zwar nicht abgebrochen, wohl aber für den Verkehr gesperrt. An seine Stelle trat das nunmehr als Neutor bezeichnete Bauwerk, dessen Lage durch mehrere Zeichnungen Arhardts gesichert ist.<sup>61</sup> Es lag etwa in der Mitte des derzeitigen Neutorplatzes, wie sich zeigen wird, an der ungefähren Stelle des Klosters Marienau. Dies geht nämlich aus einer Eingabe der in schwierige finanzielle Verhältnisse geratenen Kapläne vom Breisacher Münster aus dem Jahre 1692 hervor. Diese baten deshalb um Teilhabe an dem von der Stadt 1525 widerrechtlich beschlagnahmten Vermögen des Klosters Marienau. Sie begründeten dies damit, die Stadt habe *faire démolir la dite abbaye out est présentement ement la porte neufue*.<sup>62</sup> Noch einmal läßt sich also eindeutig der Ort des Klosters im Bereich des jetzigen Neutorplatzes ausmachen.

## VI.

Neuerdings sind nun zwei Argumente beigebracht worden, welche anscheinend nicht nur der hier vertretenen Ansicht entgegenstehen, sondern die ältere Theorie von der Lage des Klosters Marienau im Bereich Spitalkirche – Schongauer-Gymnasium erneut beweisen sollen.<sup>63</sup> Das eine Argument läßt sich schnell widerlegen. Denn es geht davon aus, daß Marienau deshalb westlich vom Fuß des Eckartsberges gelegen haben müsse, weil es häufiger von den Fluten des Stromes überflutet worden sei.<sup>64</sup> Diese Beweisführung kann aber schon deshalb nicht zutreffen, weil zahlreiche andere Angaben vorliegen, nach denen Eckartsberg, Breisachberg und Üsenberg mehrfach von Osten her von den Wassern eingeschlossen worden seien.<sup>65</sup> Deshalb konnte auch ein östlich unterhalb des Eckartsberges gelegenes Kloster von Osten her ohne weiteres unter Wasser gesetzt werden.

Ausführlicher müssen wir auf ein zweites Argument eingehen, welches 1978 erstmals zur Lokalisierung des Klosters an der bisher vermuteten Stelle herangezogen worden ist.<sup>66</sup> Es handelt sich um eine Urkunde von 1556, nach der Mathias Hermann sein im Bereich des Werd gelegenes Haus mit einer Zinszahlung belastete. Dieses lag demnach zwischen zwei hier nicht näher interessierenden Anstößern und der als Almende bezeichneten Straße. Hinten stieß es gegen den Klosterhof auf den Felsen. Damit wird sein Platz unmittelbar nördlich des unter diesem Felsen zu verstehenden Steilabfalls des nördlichen Eckartsberges gesichert. Dagegen ist nichts einzuwenden, doch beginnt die Problematik, wenn dieser Klosterhof einfach mit dem eigentlichen Kloster identifiziert wird.<sup>67</sup> Wir brauchen hier nicht zu wiederholen, was wir bereits über den Inhalt des Wortes Klosterhof ausgeführt haben.<sup>68</sup> Denn die günstige Quellenlage gestattet es, die Geschichte dieser Anlage auch auf anderem Wege deutlich zu machen. Es liegt nahe, zu diesem Zweck zunächst das einzigartige Breisacher Hofstättenverzeichnis von 1319 zu befragen, das zwar bei äußerst schwieriger aber sachgemäßer Interpretation ganz hervorragende Einblicke in die ältere Topographie der Stadt Breisach bietet.<sup>69</sup> Bekanntlich waren im Mittelalter in Breisach nicht nur sämtliche Bewohner sondern auch die geistlichen Institutionen zur Zahlung eines Arealzinses an den Bischof von Basel verpflichtet, der bei den Klöstern eine beträchtliche Summe ausmachen konnte.<sup>70</sup> Es läge daher die Erwartung nahe, daß infolgedessen auch das Kloster Marienau im Hofstättenverzeichnis an der Stelle, wo es die ältere Forschung lokalisieren möchte, mit allen seinen Besitzungen aufgeführt worden sei. Dies wäre umso mehr zu erwarten, als – wie wir bereits ausgeführt haben – mit den Bereichen Wag, Werd und Straßgasse die gesamte Unterstadt mit etwa 200 Hofstätten sonst vollständig erfaßt worden ist.<sup>71</sup> Jedoch ist eine solche Erwähnung dort nicht zu finden. Vielmehr wird Marienau mit einem Beitrag von 13 Solidi und 4 Denaren zusammen mit dem ebenfalls in Breisach reich begüterten Vogesenklosters Pairis auf einem besonderen Blatt aufgeführt.<sup>72</sup> Da die Augustiner, Dominikaner und Franziskaner jeweils dort eingeordnet sind, wo ihre Klöster lagen, ist dieser Tatbestand auffällig.<sup>73</sup> Er kann doch nur so gedeutet werden, daß beide, Marienau und Pairis, deshalb gesondert für sich aufgenommen wurden, weil sie zwar zur Zinszahlung

für ihre in der Stadt gelegenen Güter verpflichtet waren, aber in der eigentlichen Stadt ihren Platz nicht hatten.

Trotz dieses anscheinend negativen Befundes, der unsere bisherige Beweisführung bestätigt, erlauben die Angaben des Hofstättenverzeichnisses noch weiterführende Beobachtungen. Zunächst ergibt sich ganz allgemein für die drei genannten Bereiche Wag, Werd, Straßgasse der Unterstadt die Feststellung, daß hier offenbar damals nur kleine Leute ihren Wohnsitz hatten.<sup>74</sup> Diese zahlten an Zins in Ausnahmefällen 1 oder 3 Denare. Größer war die Zahl derjenigen, die 4 Denare abzuliefern hatten, während mehr als die Hälfte nur 2 Denare dem bischöflichen Beauftragten zu übergeben hatten. In den Gebieten Wag und Straßgasse finden sich nur ganz ausnahmsweise andere Zahlungen, die meist durch Kumulation verschiedener Grundstücke erklärbar sind.<sup>75</sup>

Anders liegen die Verhältnisse in dem als Werd bezeichneten Stadtgebiet.<sup>76</sup> Dieses umfaßt den noch heute mit diesem Namen bezeichneten Platz und die von dort nach Süden und Südosten führenden kleineren Straßen. Hier müßte also, wenn die jüngst wiederholten Vermutungen zutreffen sollten, auch Marienau zu lokalisieren sein. Daß dies nicht der Fall ist, haben wir bereits erwähnt. Dafür lassen sich hier einige von der sozialen Zusammensetzung von Wag und Straßgasse abweichende Feststellungen treffen, die unser Interesse verdienen. Auch hier sind nur wenige Grundbesitzer zur Zahlung von 1 oder 3 Denaren verpflichtet. Die übergroße

---

Hofstättenverzeichnis der Stadt Breisach von 1319 (kleinere Schrift = spätere Veränderungen).

1 Cunni Sterne Bezinger	II d.
2 Heinricus dictus Fürinswert Heinzin Wise	II. d. H. Monetarius dat
3 Mangoldus Swab	II. d. (H. Monetarius dat)
4 Ludinus Lotzo	II. d. H. zem Ruste dat
5 Henninus de Hostat de curia una	XII. d.
6 Henninus Behende Henni Simunt Werner Bere Labhart	II. d. IIII d.
7 Hermannus Hübscheli Claustrales	(II) II. d. XII d.
8 Eberhardus de Hochdorf	I. sol. H. Monetarius dat
9 Item dominus Wigandus presbyter de curia Hochdorf Johannes Cüne	I. s. Johann de Hostat dat et Nicolaus
10 Johannes Ringrave Johannes dicte Obenant	II. d.
11 Johannes Betberer Betburger item de horreo II Item de uno horreo	II. d. IIII. d.
12 Heinricus Glantz	III. d.
13 Item de uno horreo	III. d.
14 . . Relicta Hugonis de Achhein	IIII. d.
15 Item de horreo et torculari	II. d.
16 Bertschinus Schetterlin	II. d.
17 Cünzinius Hübscheli	II. d. Ülricus de Woffenheim dat



Mehrzahl der Bewohner hat 4 (etwa 25 %) oder 2 (etwa 70 %) Denare abzuliefern. Doch gibt es davon vier Ausnahmen. In einem Fall handelt es sich um den anscheinend aus unbekanntem Gründen reich gewordenen Ulricus Swarze, der an dieser Stelle drei über die ganze Stadt verteilte Häuser, eine Scheune und sonstigen Grundbesitz mit insgesamt 16 Denaren zu versteuern hatte, weil er offenbar am Werd seinen eigentlichen Wohnsitz hatte.<sup>77</sup> Wir können ihn deshalb hier übergehen. Wesentlich wichtiger für die uns interessierenden Zusammenhänge ist es, daß *Henninus de Hostat* nicht – wie die meisten anderen Einwohner – eine *domus* sondern eine *curia* mit einem Solidus zu versteuern hatte.<sup>78</sup> Damit war er eine der drei Ausnahmen, die den anscheinend für die Normalhofstatt in der Oberstadt verlangte Summe von einem Solidus auch in der Unterstadt zu versteuern hatte. An den genannten *Henninus* grenzten ein oder zwei kleine Grundstücke, die sich nicht ganz genau einordnen lassen. Dann aber wird eine weitere *curia* des *Eberhardus de Hochdorf* aufgeführt, welche ebenfalls einen Solidus versteuerte.<sup>79</sup> Ein späterer Zusatz und eine Erwähnung an anderer Stelle zeigen, daß diese im Jahre 1319 bereits an H. Monetarius aus der bekannten Breisacher Patrizierfamilie Münzmeister übergegangen war. Einen zweiten Teil dieser nunmehr als *curia Hochdorf* bezeichneten Hofstelle besaß *Wigandus presbyter*, der ebenfalls 1 Solidus Zins zahlte.<sup>80</sup> Sein Familienname wird leider nicht genannt, es liegt aber die Vermutung nahe, daß er gleichfalls Angehöriger der Familie von Hochdorf war. Dieser zweite Hofteil, der also unmittelbar an den vorhergehenden angrenzte, war – wie ebenfalls ein späterer Nachtrag von anderer Hand bezeugt – bald nach 1319 an *Johann de Hostat et Nicolaus*, entweder Vater und Sohn oder zwei Brüder, übergegangen.<sup>81</sup> Schon jetzt sei darauf verwiesen, daß es sich sowohl bei den von Hochstat wie bei den von Hochdorf um nicht unbedeutende Familien handelte, auf die daher noch einmal zurückzukommen ist.<sup>82</sup>

Doch hat unsere Aufmerksamkeit zunächst den beiden Teilen der von Hochdorfschen *curia* zu gelten. Denn neben dem Namen des zum ursprünglichen Text gehörenden *Eberhardus de Hochdorf* hat eine spätere Hand, die auch sonst das Hofstättenverzeichnis auf dem laufenden zu halten versuchte, den Zusatz gemacht *claustrales XII denarü*.<sup>83</sup> Daraus ergibt sich, daß dieser Teil des von Hochdorfschen Hofes, wohl von dem Nachbesitzer H. Monetarius, ziemlich bald nach 1319 an das einzige in Breisach vorhandene Nonnenkloster Marienau übergegangen sein muß. Wegen der Kürze dieser Notiz erfahren wir leider nicht, ob dieser Übergang in den Besitz der Zisterzienserinnen etwa durch Ausstattung einer in das Kloster aufzunehmenden Novizin aus dieser Familie, durch Stiftung zu einem Seelgedächtnis oder aber – was am interessantesten wäre – durch Kauf bewirkt wurde. Wäre nämlich letzteres der Fall, dann hätte es sich um eine bewußte Grundbesitzpolitik des Klosters gehandelt. Erinnern wir uns daran, daß Marienau seit etwa 1330 durch den Mauerbau außerhalb der Unterstadt lag. Daher wurde von uns vermutet, daß der Konvent nun beabsichtigt habe, die beträchtlichen Eingänge an Korn und anderen Naturalabgaben im Schutz der Stadtmauer aufzubewahren. Für diese Auslegung, die freilich urkundlich zunächst nicht beweisbar ist, sprechen das weitere Schicksal des Marienauer Klosterhofes unterhalb des Eckartsberges und die spätere Grundbesitzpolitik des Klosters in dieser Gegend, die sich einigermaßen



deutlich machen lassen. Es ist daraus nämlich erkennbar, daß der Konvent, der sich nach Errichtung der Stadtmauer selbst überlassen war, nunmehr innerhalb der schützenden Befestigung eine Aufbewahrungsstelle für sein Korn und seine Lebensmittelvorräte zu schaffen gesucht hat.<sup>84</sup>

Um dies näher belegen zu können, müssen wir das Schicksal der *curia Hochdorf* weiter verfolgen. Vor 1329 war der Hof bereits von den Münzmeister an die Nonnen übergegangen.<sup>85</sup> Rüdiger Münzmeister, wohl ein inzwischen verstorbener Verwandter des durch den Nachtrag im Hofstättenregister als Besitzer nachgewiesenen H. Monetarius, hatte bis dahin Anspruch auf ein Leibgeding aus dem Hof gehabt. Daraus könnte die Vermutung hergeleitet werden, daß er den Hof dem Kloster wahrscheinlich als Seelgerät geschenkt haben könnte. In dem genannten Jahr überließen die Nonnen dieses Leibgeding auf Lebenszeit an Conrad von Merdingen, der zugleich versprechen mußte nach seinem Ableben für die Rückgabe an das Kloster Sorge zu tragen.<sup>86</sup> 1341 war dieser Todesfall tatsächlich eingetreten.<sup>87</sup> Infolgedessen konnte der Konvent nunmehr an den Ausbau des Hofes unter dem Eckartsberg denken. 1343 gelang es ihm für die beträchtliche Summe von 125 Pfund Pfennige von *Clewi von Hostat*, der mit dem im Hofstättenverzeichnis nachgetragenen *Nicolaus* (von Hostat) gleichzusetzen sein dürfte, die andere Hälfte des Hofes von Hochdorf käuflich zu erwerben.<sup>88</sup> Beschrieben wird er in der betreffenden Urkunde als *hof in der ziegelgassen, unde stoßet an den Eghardsberg nebens den klosterfrawn zu sant Marien owe ensite* [womit die zuerst erworbene Hälfte des Hochdorfschen Hofes gemeint war]. Unter der Ziegelgasse haben wir den späteren Eckartsbergweg, heute als Marienau bezeichnet, zu verstehen, denn hier wohnten damals mehrere Ziegelmacher und Hafner, die ihr Rohmaterial anscheinend von der Westseite des Eckartsberges bezogen.<sup>89</sup> Den südlichen Abschluß dieser Straße bildete das Ziegeltor, das an den Geisturm anschloß.<sup>90</sup> Ferner führt eine in diesem Bereich 1393/98 zu zahlende Rente aus der bekannten Stiftung der Familie Schagmann für das Münster erneut wieder auf die Spur des Marienauer Klosterhofes, denn diese *git Cuntz Stüßlin . . . von syn huse, lit am werde in der gassen, da man uff den egghartsberg gat zwischen der klosterfrawn hofstatt und Ebelin Siblings seligen witwe*.<sup>91</sup> Genaueres über das Aussehen dieses Hofes wird aus dem klösterlichen Zinsverzeichnis von 1355 deutlich, das in der fortgeschriebenen Form von 1455 vorliegt,<sup>92</sup> Demnach empfing Marienau von einem anderen Grundstück eine Gülte in der Höhe von 14 Rappen *von dem nebens hus an unserm kornhus und zehst an unserm kelr am eggersberg*. Nach einem späteren Nachtrag hatte die uns 1495 wieder als Eigentümerin dieses Nachbargrundstücks bezeugende Fridemacherin den genannten Betrag zu zahlen. Man sieht jedenfalls, daß der Klosterhof hauptsächlich aus dem Kornhaus und einem Keller bestand. Er war nach der gleichen Quelle damals bereits verpachtet *item Michel von Artzenheim git 1 lib. V denariorum von unserm hoff am eggersperg*.<sup>93</sup> Offenbar waren inzwischen Geldzahlungen soweit an die Stelle der bisherigen Naturalabgaben getreten, daß man den Hof für die ihm zunächst zgedachten Zwecke nicht mehr benötigte und daher verpachten konnte. Im Marienauer Zinsbuch von 1495 wird dann die ganze Anlage so deutlich beschrieben, daß man sich ein gutes Bild von ihr machen kann: *Zwey hüser under eyn tach unde ein keyler darunder unde einen witten hoff, stoßet zu*

*allen orten an den eckersberg den langen weg hin und zwen keyler in den eckersberg und ein trotten unde ein große schüren, stoßt vorne an die ziegelgassen an allen orten einsit neben der Fridenmacherin, ander sit neben Mathis Woescher und hinden uff ein gärtli uf einer sit neben Hans Jörgen, von dem einen huse git der alt schaffner 1 liber 3 ß rappen. Item von den obgeschribnen hüsern ist das ein verlichen und git davon alle jor 1 liber rappen.*<sup>94</sup> Wir ersparen es dem Leser und uns, noch weitere Nachweise zu erbringen, obwohl der hier behandelte Hof noch in anderen Grundstücksaufzeichnungen mehrfach vorkommt. Denn es dürfte nunmehr wohl eindeutig klar sein, daß es sich bei dem unterhalb des Eckartsberges an der Stelle des späteren Spitals gelegenen Klosterhof um einen reinen Wirtschaftshof und nicht um das Kloster selbst gehandelt haben muß. Die Theorie von der Lokalisierung des Klosters Marienaus in dieser Gegend kann damit als endgültig erledigt angesehen werden.

Nur eine kurze Andeutung sei noch zu dem Problem gestattet, wie es zu erklären sein dürfte, daß später das Spital den Platz des Marienauer Hofes unter dem Eckartsberg einnehmen konnte. Wie wir an anderer Stelle zeigen konnten, hat sich die Stadt Breisach nach der Zerstörung des Klosters dessen reiche Besitzungen und Einkünfte sichern können, wobei ihr freilich die Verpflichtung auferlegt wurde, letztere für wohltätige Zwecke zu verwenden.<sup>95</sup> Zu diesen Gütern, welche in indirekten städtischen Besitz übergangen, gehörte zweifellos auch das uns hier beschäftigende Grundstück. Mit dem Spital dürfte es anfangs nichts zu tun gehabt haben, denn die Marienauer Güter wurden noch lange nach der Zerstörung des Klosters als städtischer Sonderfonds für sich verwaltet. Eine Änderung dürfte erst mit dem Ausbau Breisachs zu einer starken Festung im 17. und 18. Jahrhundert eingetreten sein. Damals wurden auch zahlreiche bisher der Stadt oder ihren Institutionen gehörende Häuser für militärische Zwecke beschlagnahmt. Beispielsweise dienten die verschiedenen Zunfthäuser mehr oder weniger lange Zeit als Kasernen.<sup>96</sup> Ein ähnliches Schicksal scheint auch das alte Heilig-Geist-Spital ereilt zu haben, das am Rheintorplatz in dem nördlich des Tores gelegenen Häuserkomplex seit langer Zeit seinen Platz gehabt hatte.<sup>97</sup> Wir können sein Schicksal an dieser Stelle nicht weiter verfolgen, wie beispielsweise auch die Errichtung des späteren Militärlazarets hier nicht behandelt werden kann. Jedenfalls muß man im Laufe des 18. Jahrhunderts auf dem in städtischem Besitz befindlichen Grundstück des früheren Klosterhofs ein neues Spital für die Bürgerschaft erbaut haben, das dann bis ins 20. Jahrhundert dieser Aufgabe dienen sollte.

## VII.

Wir haben bereits angedeutet, daß sich aus dem bisher Dargelegten vielleicht noch Folgerungen für die ältere Geschichte der Stadt Breisach ziehen lassen könnten. Wenn dies nun versucht werden soll, so ist zunächst an den beachtenswerten Tatbestand zu erinnern, daß in der Unterstadt im allgemeinen nur kleine Leute wohnten, während das städtische adlige Patriziat seine Wohnsitze fast ausnahmslos auf dem eigentlichen Breisachberg hatte.<sup>98</sup> Eine Ausnahme bildeten nur die von uns an der

Stelle des späteren Marienauer Klosterhofs lokalisierten Höfe der von Hostatt und von Hochdorf, die beide unterhalb des Eckartsberges in der von dieser Seite als Zugang zur Höhe des Berges allein benutzbaren damaligen Ziegelgasse ihren Platz hatten.<sup>99</sup> Die *curia Hochdorf* war 1319 bereits in zwei Teile aufgeteilt, deren einer an H. Monetarius übergegangen war, während der andere bald an Johannes und Nicolaus de Hostatt kam. Wichtig sind nun die sozialen Verhältnisse der im Hofstättenverzeichnis von 1319 gerade noch faßbaren ältesten Besitzer der erkennbar gewordenen beiden *curiae*. Denn beide Familien gehörten nicht nur zum frühen Breisacher Patriziat sondern – was bisher noch nicht bemerkt worden ist – zum ältesten Ministerialenadel der Herzöge von Zähringen. Mit dieser Erkenntnis gewinnen die bisherigen Feststellungen eine andere Dimension. Es stellt sich die Frage, ob nicht weitere Höfe und Familien dieser Art zu erschließen sein werden.<sup>100</sup> Ehe dies geschehen kann, sind aber die Verhältnisse der beiden zuletzt genannten Familien mehr andeutungsweise zu charakterisieren. Ein *Cūno de Hostat* wird bereits im Rotulus Sanpetrinus als zähringischer Dienstmann zu Beginn des 12. Jahrhunderts aufgeführt.<sup>101</sup> Weitere Belege übergehen wir hier, da sie bei Krieger und Kindler von Knobloch bereits zusammengestellt sind.<sup>102</sup> Der in der üblichen Weise der Zeit gestreute Besitz dieser Familie erstreckte sich bis ins Elsaß. Wichtig für den hier zu behandelnden Zusammenhang ist es, daß sie außer in Freiburg und Breisach auch in Munzingen als Grundbesitzer vertreten war. Damit war sie also auch in der mittelbaren Nachbarschaft Breisachs angesessen.<sup>103</sup> Dies ist für ihre dort vermutlich zu erfüllenden Aufgaben nicht bedeutungslos. – Ebenfalls im Rotulus Sanpetrinus erscheinen zwischen 1137 und 1154 als zähringische Ministeriale die von Hochdorf.<sup>104</sup> Auch sie waren außer in Breisach in anderen breisgauischen Orten mit Güterbesitz vertreten. Wir stellen daher zunächst als Ergebnis unserer Untersuchung fest, daß am westlichen Zugang auf die Höhe des Eckartsberges die Höfe zweier zähringischer Ministerialen nachweisbar geworden sind.

### VIII.

Es stellt sich die weitere Frage, wie es auf der östlichen Seite des Eckartsberges aussah, denn auch hier bot sich und bietet sich noch jetzt ein relativ bequemer Weg auf die Höhe. Damit werden wir erneut auf das Kloster Marienau geführt. Denn es lag an der gekennzeichneten Stelle und hatte damit einen Platz inne, der als ziemlich abseits von der damaligen Siedlung Breisach zu gelten hat. Wenn dieses Problem einer Lösung näher gebracht werden soll, muß man sich daher noch einmal mit der Gründung des Klosters beschäftigen. Während die ältere Forschung die Einrichtung dieser Kongregation ohne die geringste Berechtigung als Werk der Zähringer gedeutet hatte, glaubte man später die Initiative den Staufern zurechnen zu dürfen. In der letzten Zeit wird nun Bischof Bertold II. von Basel (1249 bis 1262) aus der Familie der Grafen von Pfirt als Stifter von Marienau angesehen, obwohl sich direkte Nachrichten auch darüber nicht beibringen lassen.<sup>105</sup> Die vorliegenden Urkunden lassen allerdings erkennen, daß Bischof Bertold ebenso wie sein teilweise als Vogt direkt betroffener Bruder, Graf Ulrich von Pfirt, mehrere

Klöster, darunter besonders solche des Zisterzienserordens, weniger durch Schenkungen als durch andere Maßnahmen gefördert haben.<sup>106</sup> Dem Bischof scheint es darüber hinaus besonders daran gelegen zu haben, die sich damals durch Disziplinosigkeiten keinesfalls eines guten Rufes erfreuenden weiblichen Kongregationen wieder in einen regulären Zustand zurückzuführen. In dieser Hinsicht boten sich die Zisterzienser wegen ihrer strengen Observanz als Helfer besonders an. Denn Äbte gerade dieses Ordens wurden mehrfach mit der Visitation in Unordnung geratener Konvente beauftragt.<sup>107</sup> In dieser Linie lag es wohl auch, wenn Bertolds Nachfolger, Bischof Heinrich von Neuenburg, 1265 das Generalkapitel ersuchte, das Kloster Marienau in den Zisterzienserorden aufzunehmen und die „*abbatia monialium Augie sancte Marie iuxta Brisacum*“ durch die Äbte der dem Orden angehörenden Klöster Lieu Croissant bei Besançon und Tennenbach visitieren zu lassen.<sup>108</sup> Es geht aber nicht an, die Errichtung des Zisterzienserinnenklosters Michelfelden bei Hünningen, das später nach Blotzheim verlegt wurde, mit J. Clauß und M. Barth dem Bischof Bertold zuschreiben zu wollen, denn die Entwicklung dieses Konvents war offenbar sehr viel komplizierter.<sup>109</sup> Daher kann auch die Vermutung, die ersten Nonnen von Marienau seien aus Michelfelden gekommen, kaum zutreffen.<sup>110</sup> Der Antrag auf Aufnahme von Marienau in den Zisterzienserorden und die damit verbundene Visitation von 1265 sowie die mit diesen Vorgängen in keinem Zusammenhang stehende Rückkehr Breisachs unter die Herrschaft des Bistums Basel sind aber die einzigen Belege dafür, daß dieses Kloster angeblich von Bischof Bertold gestiftet worden sei. Auf gar keinen Fall kann man aus der gekennzeichneten Quellenlage folgern: „Bischof Bertold gründete 1255 zur Feier der Rückkehr der Stadt Breisach unter die Landeshoheit des Bistums ein Frauenkloster, gab ihm, sicherlich nicht ohne Bezug auf die Patronin des Basler Domstifts, die Gottesmutter Maria, den Namen Marienau, und sein Nachfolger, Bischof Heinrich, sorgte zehn Jahre später für die Aufnahme des Klosters in den Zisterzienserorden.“<sup>111</sup> So einfach lagen die Dinge offensichtlich nicht, ganz abgesehen davon, daß dies wohl der erste Fall gewesen wäre, wo die Gründung eines Klosters zur Feier eines politischen Ereignisses erfolgt wäre.

Es muß vielmehr dabei bleiben, daß die Gründung von Marienau leider noch immer in tiefstem Dunkel liegt. Aber das ist bei zahlreichen anderen Klöstern dieser Zeit ähnlich. Vielleicht kommt man zu einer Lösung, wenn man sich die Frage vorlegt, warum weder bischöfliche, geschweige denn päpstliche Privilegien für die Stiftung dieser Kongregation vorliegen.<sup>112</sup> Eine Antwort auf diese Frage könnte in der Vermutung bestehen, daß diese verloren gegangen seien. Ebenso wahrscheinlich könnte es aber sein, daß derartige Privilegien überhaupt nicht vorhanden gewesen seien. Auch diese weibliche Kongregation hätte sich nämlich – wie viele andere ihrer Zeit – auch aus einer losen Vereinigung – etwa von Beginen oder Inklusen – heraus entwickelt haben können.<sup>112a</sup> Diese dürfte dann anfangs nur wenig umfangreich gewesen sein und hätte gar nicht die finanzielle und sonstige Stärke besessen, um sich ein bischöfliches, geschweige denn ein sehr teures päpstliches Privileg beschaffen zu können. In all diesen Fällen zeigte es sich freilich sehr bald, daß solche zunächst lockeren Zusammenschlüsse weder ohne eine innere Ordnung noch ohne eine disziplinäre Aufsicht sich positiv entwickeln konnten.<sup>113</sup> Daher bemühten sich

die zuständigen Diözesanbischöfe, solche Konventsgründungen „aus wilder Wurzel“ möglichst der Aufsicht eines Ordens zu unterstellen. Der Zisterzienserorden und später die Bettelorden schienen in dieser Hinsicht besonders geeignet.<sup>113</sup>

Im Falle Breisach ist nun von der Forschung der Tatbestand nicht genügend berücksichtigt worden, daß zwar 1255 der Bischof von Basel die Herrschaft über die Stadt wieder an sich gebracht hatte, daß er aber damit keinesfalls zuständiger Diözesanbischof über diese geworden war. Vielmehr blieb dies eindeutig der Bischof von Konstanz.<sup>114</sup> Dieser wachte aber anscheinend genau über die Einhaltung seiner Kompetenzen, die natürlich durch die Errichtung eines Klosters mit allen daraus folgenden kirchenrechtlichen Konsequenzen in besonderem Maße berührt werden mußten.<sup>115</sup> Wenn für die Inangsetzung des Klosters Marienau ein entsprechendes Privileg für notwendig erachtet worden wäre, dann wäre also nicht der Basler, sondern der Konstanzer Bischof zuständig gewesen. Soviel wir aber sehen, ist von dieser Seite her nichts entsprechendes geschehen. Dies spricht u. E. dafür, daß sich die neue Kongregation langsam aus kleinen und unbedeutenden Anfängen entwickelt habe. Es hat keinen Sinn, darüber weitere Vermutungen anzustellen. Nur ein einziger schwacher Hinweis könnte in diesem Zusammenhang auf Konstanz weisen. In seiner Diözese gab es nämlich seit etwa 1138 in Fischingen im Thurgau ein Benediktinerkloster, das den Namen *Augia sancte Marie* trug.<sup>116</sup>

Solche Zusammenschlüsse zu gemeinsamem gottgefälligem Leben konnten sich in dieser Zeit nur halten, wenn sie auf die materielle Unterstützung durch den ländlichen oder besser noch durch den oft reicheren städtischen Adel rechnen konnten. Im Falle von Marienau ist daher an das zu erinnern, was M. Barth schon bezüglich dieses Konventes besonders herausgearbeitet hat. Nicht der Bischof von Basel oder der als Diözesan zuständige Bischof von Konstanz förderten materiell die junge Kongregation in ihrer schwierigen Anfangsphase, sondern ein adliger Ritter, Rudolf von Rathsamhausen, und seine Ehefrau Anna. Beide waren in Konflikt mit Graf Konrad von Freiburg geraten, der sie anscheinend in eine heftige Fehde verwickelte.<sup>117</sup> Sie unterhielten aber offenbar gute Verbindung mit dem Bischof von Konstanz. Denn Rudolf von Rathsamhausen war z. B. als Zeuge anwesend, als der Edle Walter von Klingen das Dominikanerinnenkloster Häusern südwestlich von Colmar mit Zustimmung des Konstanzer Bischofs nach Klingental verlegte und ihm die Pfarrkirche Wehr und andere Güter inkorporierte.<sup>118</sup> Rudolfs Familie schenkte damals den Klöstern in ihrer Heimat erhebliche Güter und machte nach der Art dieser Zeit reiche Seelgerätstiftungen. Schließlich besaßen die von Rathsamhausen auch Beziehungen zu dem in Breisach begüterten Zisterzienserkloster Pairis in den Vogesen, in das Philipp von Rathsamhausen, sicher ein naher Verwandter Rudolfs, um 1260 eintrat.<sup>119</sup> Er stieg dort später zum Abt auf und erhielt schließlich das Bistum Eichstätt.

Im übrigen sind die von Rathsamhausen ein altes und zunächst vorwiegend im Elsaß begütert Rittergeschlecht.<sup>120</sup> 1127 tritt erstmals ein Angehöriger der Familie als Zeuge bei der Gründung des Klosters St. Johann in Zabern hervor.<sup>121</sup> Beziehungen zum Breisgau scheint die bald in mehrere Linien geteilte Familie erst durch Rudolf von Rathsamhausen aufgenommen zu haben. Dieser hatte nämlich sicher noch vor 1250 Anna von Tunsel, die einzige Tochter *Berhtoldi militis*,



*domini castri de Tönsul in Brisgauldia*, geheiratet.<sup>122</sup> Daraus leitete er anscheinend einen Erbsanspruch auf die umfangreichen Lehen und sonstigen Besitzungen der Familie von Tunsel ab, da seine Frau die letzte dieses Zweiges des Rittergeschlechts war. Auch die von Tunsel waren nämlich ein altes zähringisches Ministerialengeschlecht, das nach dem Aussterben der Herzöge durch Erbgang an die Grafen von Freiburg aus dem Hause Urach übergegangen war.<sup>123</sup> Es scheint nun, daß die Grafen den lehnsrechtlich anfechtbaren Anspruch Rudolfs von Rathsamhausen auf Erhalt der Lehen der Familie von Tunsel nicht anerkannten und diese Besitzungen als erledigte Lehen einziehen wollten.<sup>123a</sup> Darüber kam es anscheinend zu harten Auseinandersetzungen, bei denen Rudolf von Rathsamhausen unterlag. 1256 mußte er, allerdings gegen Zahlung einer Entschädigung von 400 Mark, einer sehr erheblichen Summe, zugleich namens seiner Frau auf die Burg Tunsel und die davon abhängigen sonstigen Güter zugunsten des Grafen Konrad von Freiburg verzichten.<sup>124</sup> Da er gleichzeitig gezwungen wurde, eine Art von Urfehde zu versprechen und auf etwaige spätere Ansprüche zu verzichten, wird deutlich, daß es schwere Kämpfe gegeben haben dürfte. Es war nicht gerade selten, daß nach solchen Fehden die Beteiligten sich dadurch vor höheren Gewalten zu salvieren trachteten, daß sie reiche Stiftungen an geistliche Institutionen vornahmen. Auch im Falle der von Rathsamhausen waren Rudolf und offenbar mehr noch seine Ehefrau Anna zu ähnlichem bereit. Empfänger wurde die sich damals anscheinend gerade erst zu einer festeren Form entwickelnde *abbatia monialium* in Breisach, die einen großen Teil der nicht von den Grafen von Freiburg zu Lehen gehenden Besitzungen der von Tunsel empfangen zu haben scheint. Denn außer den freiburgischen Lehen in Tunsel scheinen diese Ministerialen auch im Elsaß, der Schweiz und vermutlich in Breisach Besitzungen gehabt zu haben, die nach dem Tode des Ritters von Tunsel seinen Erben erhalten geblieben sind.<sup>124a</sup> Diese Dinge werden durch mehrere, freilich nicht immer die uns interessierenden Fragen mit genügender Deutlichkeit klärende Urkunden wenigstens einigermaßen erkennbar, die Rudolf von Rathsamhausen nach dem Tode seiner Frau ausstellte. Die erste Urkunde stammt vom 24. Juni 1266.<sup>125</sup> Sie bestätigt in Anwesenheit der Äbte von Lützel, Tennenbach, Sankt Urban bei Luzern und Wahstat (Lieu Croissant bei Besançon) die Schenkung der inzwischen verstorbenen Anna von Rathsamhausen, geborene von Tunsel, an Marienau, welche Hof und Reben in Scherweiler bei Schlettstatt, weitere Güter und Abgaben zu Biesheim, Balzenheim, und dazu die Fahrhabe des Bestätigers der Schenkung umfaßte. Außerdem bestätigte Rudolf, daß ihn die Nonnen zu ihrem Pfleger über ihre Güter in Künheim eingesetzt hätten, wo sie ebenfalls Grundbesitz innehatten, der aber anscheinend nicht von Anna von Rathsamhausen geschenkt worden war. Man kann daraus wohl folgern, daß Rudolf selbstverständlich auch Pfleger über diejenigen Klosterbesitzungen war, die seine Frau dem Kloster überlassen hatte. Hervorhebenswert ist die Anwesenheit von 4 Äbten des Zisterzienserordens. Diese bildeten offensichtlich die Visitationskommission, welche die Aufnahme der Breisacher Kongregation in ihren Orden überprüfen sollte. Sie hielten sich anscheinend bereits an den ein Jahr später vom Generalkapitel offiziell in die Statuten aufgenommenen Brauch, wonach sich bei der Gründung neuer Konvente oder der Aufnahme bestehender eine Visitationskommission an Ort und Stelle zu begeben



hatte.<sup>126</sup> Diese hatte dann dem Generalkapitel über die Besitzungen, Einkünfte und Gebäude der betreffenden Kongregation Bericht zu erstatten. Im Falle von Marienau nahm diese Visitations-Kommission offenbar daran Anstoß, daß Rudolf von Rathsamhausen den Schenkungen seiner Frau als Ehemann nicht ordnungsgemäß zugestimmt hatte und verlangte, daß dies nachgeholt werde. – Leider ist keine ähnliche Schenkungsurkunde über den Breisacher Klosterbesitz von Marienau erhalten. Wohl urkundete Rudolf von Rathsamhausen am 31. Dezember 1270 nochmals für das Kloster und erließ ihm und dessen Bürgen alle Schulden jetzt und in Zukunft.<sup>127</sup> Es wird aber nicht erkennbar, wodurch diese entstanden waren. So kann man nur vermuten, daß es sich wahrscheinlich um den zunächst nur vorübergehend zur Errichtung der Kongregation überlassenen Besitz zu Breisach gehandelt haben könnte. Noch eine letzte Urkunde Rudolfs beschäftigt sich mit den Marienauer Angelegenheiten. In einer Seelgerätstiftung für sich und seine verstorbene Frau Anna von Tunsel 1272 „legt er dem Kloster Marienau auf, daß die Äbtissin den Schwestern und Brüdern, die zu dem Kloster gehören, am Palmsonntag und am Pfingsttag Wein, Brot und Fische genug geben soll ab den Gütern, die seine Hauswirtin Anna von Tonsol dem Kloster übergab.“<sup>128</sup> Dies läßt deutlich die Stellung erkennen, die Rudolf gegenüber dem Konvent besaß. So konnte nur jemand sprechen, der sich als Gründer oder Pfleger der Kongregation dafür berechtigt halten durfte. Er muß zugleich auch noch immer gute Beziehungen zum Bischof von Konstanz gehabt haben, den er quittierte am 4. Februar 1261 in Konstanz 70 Mark für den an Bischof Eberhard von Konstanz von seiner Ehefrau Anna verkauften Zehnten von Winterthur in der Schweiz.<sup>129</sup> Später diente dieser Zehnt als Ersatz für die Zehntquart von Krozingen und Tunsel, welche der Bischof an St. Trudpert überließ.<sup>130</sup> Unter solchen Umständen wird man sich fragen, weshalb Rudolf nicht ein Privileg für Marienau beim Bischof von Konstanz erwirkt hat, denn dieser war – wie wir gesehen haben – als Diözesanbischof zuständig. Doch hat es wenig Sinn dafür Gründe auszudenken. Daß ein entsprechendes Privileg verloren gegangen sein könnte, ist wenig wahrscheinlich.

Wir fassen noch einmal zusammen, was sich aus diesen notwendigerweise etwas weitschweifenden Überlegungen für die frühere Geschichte Breisachs gewinnen läßt. Anscheinend war hier ein Zusammenschluß von Frauen im Entstehen, die ein gottgefälliges Leben gemeinsam führen wollten. Vielleicht waren es Beginen oder Inklusen, die mit dem Breisacher Münster im Zusammenhang gestanden hatten. Denn das Inklusenwesen hat in dieser Zeit einen Höhepunkt erreicht. Obwohl eigentlich der Bischof von Konstanz zuständig war, bemühte sich doch der Stadtherr, Bischof Heinrich von Basel, darum, die Kongregation der Disziplin des Zisterzienserordens zu unterstellen, wofür er vielleicht einen konkreten Anlaß hatte. Den hauptsächlich materiellen Förderer fand diese zunächst noch lockere Vereinigung in Rudolf von Rathsamhausen und mehr noch in seiner Ehefrau Anna, geborene von Tunsel. Letztere war vielleicht besonders zur Unterstützung religiöser Bestrebungen bereit, weil der Streit um ihr Erbe in Tunsel und im Breisgau zu harten kriegerischen Auseinandersetzungen geführt hatte, die sie jetzt auch vor Gott zu sühnen bereit war. Anna muß außer im Elsaß auch in der Schweiz und in Breisach begütert gewesen sein, denn sie und später ihr Ehemann dürften den Konventua-

len jene Besitzungen überlassen haben, auf denen diese nun ein förmliches Kloster aufzubauen begannen. Daraus erklärt es sich vermutlich auch, weshalb dieses Kloster nicht in der Stadt selbst sondern damals noch ziemlich weit außerhalb erbaut wurde. Sein Platz lag unmittelbar am Ostaufgang auf die Höhe des Eckartsberges. Dies berechtigt zu der Vermutung, daß hier, wie am Westaufgang, ebenfalls ein Ministerialenhof gelegen haben dürfte. Dieser hatte sich wohl im Besitz der zähringischen Dienstleutefamilie von Tunsel befunden und war später aus nicht feststellbaren Gründen nicht unter die Lehnshoheit der Grafen von Freiburg gelangt. Deshalb konnten Anna von Tunsel und ihr Ehemann, Rudolf von Rathsamhausen, über diesen verfügen und ihn religiösen Zwecken zuführen.

## IX.

Wir halten also fest, am westlichen Zugang zum Eckartsberg konnten zwei größere Höfe ehemals zähringischer Dienstleutefamilien nachgewiesen werden. Am östlichen Auffahrtsweg wurde aus der Geschichte und Lage des Klosters Marienau ein weiterer Hof der zähringischen Ministerialenfamilie von Tunsel erschlossen.<sup>130\*</sup> Daher fragt es sich, was aus dieser Anordnung gefolgert werden kann. Eine Antwort läßt sich nur aus einer kurzen Untersuchung der Verhältnisse in diesem Bereich der Stadt Breisach gewinnen. Im früheren Mittelalter scheint der Eckartsberg keine umfangreichere Siedlung oder Befestigung getragen zu haben. Denn wie auf dem eigentlichen Breisachberg, war hier – wenn man von in Zisternen gesammeltem Regenwasser absieht – Wasser in größeren Mengen für Viehhaltung nur zu gewinnen, wenn man es entweder mühsam vom Rhein her herbeitransportierte, oder wenn man – wie in der Oberstadt – mit großer Mühe und Kosten einen Brunnen durch den harten Tephritfelsen bohrte. Von einem solchen Brunnen hören wir aber erst im 18. Jahrhundert, als der Berg zu einer Art von Zitadelle der damals österreichischen Festung Breisach ausgebaut worden war.<sup>131</sup>

Doch bildete der Eckartsberg auch bereits im hohen Mittelalter ein Problem für die Verteidigung der Stadt. Es gehörte nämlich zur damaligen Belagerungstechnik gegenüber Burgen und Städten, daß man in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft eine Gegenburg oder ein befestigtes Lager erbaute, um so die Belagerten unter Kontrolle und Druck zu halten.<sup>132</sup> Für solche Zwecke wäre nun der Eckartsberg bestens geeignet gewesen. Denn er beherrschte die Unterstadt, nach der sich damals der für die Stadt sehr wichtige Schiffsanlegeplatz verlagerte und in der sich bereits erste Siedlungsanfänge zu entwickeln begannen. Hierin haben wir wohl den Grund dafür zu suchen, daß 1185 König Heinrich VI. und der Bischof von Basel bei der Teilung der Hoheitsrechte in der Stadt Breisach und auf dem Eckartsberg folgende Abmachung trafen: *In monte Egghartsberg uterque nostrum domum sibi faciat, et milites ibidem mansuros unanimi recipiemus consensu.*<sup>132\*</sup> Unter der erwähnten *domus* ist nach dem Sprachgebrauch der Zeit eine burgartige Anlage zu verstehen. Derartige turmartige Burgen waren noch sehr klein und unbequem zu bewohnen. Eine elsässische Chronik aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts schildert diese Verhältnisse um 1200 folgendermaßen: *Nobiles in villis turres parvulas habuerunt,*

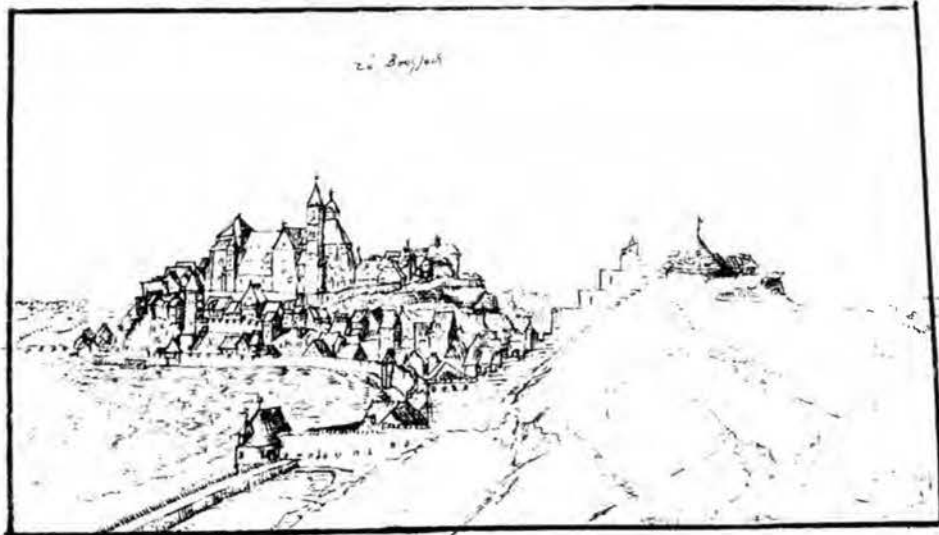


Abb. 4. Blick vom südlichen Eckartsberg auf die Oberstadt Breisach nach J. J. Arhardt ca. 1630/40. Gut erkennbar der in die Stadtmauer 1330/40 einbezogene ehemalige Burgturm auf dem Eckartsberg, links unten der Geisturm, das ehem. Ziegeltor ist geschlossen. Der Rhein floß damals unmittelbar unterhalb des Eckartsbergs, ließ also hier keinen Raum für ein Kloster.

*quas a sibi similibus vix defendere potuerunt.*<sup>133</sup> Diese Befestigungen wurden überall durch Burgleute verteidigt, welche in normalen Zeiten in Burghöfen am Fuße der Burg oder sogar in weiter entfernten Dörfern ihre eigentlichen Wohnsitze hatten. Nur im Falle drohender Gefahren suchten diese die Burgen auf und verteidigten sie und sich selbst.

Wenn nun am Fuße des Eckartsberges, der bereits 1185 für die Errichtung einer gemeinsamen Burg des Königs und des Bischofs von Basel vorgesehen war, zwei Burghöfe nachgewiesen und ein dritter wahrscheinlich gemacht werden konnte, dann stellt sich natürlich die weitere Frage nach der dazugehörigen Befestigung. Ob man sie mangels schriftlicher Überlieferung mit archäologischen Mitteln nachweisen können wird, ist angesichts der vielfachen Störungen im fraglichen Gelände bis in die jüngste Zeit sehr unwahrscheinlich. Doch liegt eine Nachricht vor, mit der man eigentlich bisher nichts hat anfangen können. 1278 wird nämlich zu den kriegerischen Auseinandersetzungen des Grafen Egen von Freiburg in den großen Colmarer Jahrbüchern bemerkt *destructum fuit Zeringen noviter edificatum et turris prope Brisacum et Coliberg.*<sup>134</sup> Mit dieser *turris* kann der Breisacher Burgturm im Norden der Oberstadt kaum gemeint gewesen sein, denn er war nachweislich bis ins 18. Jahrhundert erhalten. Die Zerstörung eines beliebigen Turmes der Breisacher Stadtmauer wird man ebenfalls kaum der Erwähnung für wert gehalten haben. F. Mone hat daher diese Angabe auf die Burg Üsenburg unmittelbar nördlich der Stadt beziehen wollen, obwohl wir über einen dort ehemals vorhandenen Turm nichts erfahren.<sup>135</sup> Andere Forscher sind Mone gefolgt. Doch ist mit Recht eingewendet worden, daß eine so bekannte Anlage wie der Üsenberg, von einem

sachkundigen Chronisten wohl unter ihrem Namen angeführt worden wäre.<sup>136</sup> Jüngst hat man ferner den zerstörten Turm mit dem Muggensturm identifizieren wollen, der völlig abwegig mit dem Gutgesellentor gleichgesetzt wurde.<sup>137</sup> Darauf näher einzugehen ist nicht erforderlich.<sup>138</sup> Da es sich aber offenbar um eine isoliert gelegene turmartige Befestigung gehandelt haben dürfte, liegt die Annahme nahe, daß diese auf der nördlichen, die Unterstadt beherrschenden Höhe des Eckartsberges ihren Platz gehabt habe. Später ist dann – wie wir bereits ausgeführt haben – diese nach einer Zerstörung wieder errichtete Befestigung in die Anfang des 14. Jahrhunderts um die Unterstadt gebaute Ummauerung mit aufgenommen worden.<sup>139</sup> Sie war daher noch im 17. und 18. Jahrhundert in Resten vorhanden und ist auf den Abbildungen dieser Zeit sehr gut erkennbar.<sup>140</sup> Der Breisacher Münsterpräbendar Protas Gsell, dessen gewiß viele Ungereimtheiten enthaltende Chronik aus dem Ende des 18. Jahrhunderts aber auch manche beachtenswerte Nachricht bietet, berichtet, daß Ende des 17. Jahrhunderts die Franzosen den Eckartsberg zwar in die Befestigung mit einbezogen hätten, auf der Höhe aber nur Geschützstellungen und Windmühlen errichtet hätten.<sup>141</sup> Man habe daher *das alte heidnische Mauerwesen unberührt gelassen, anderes war nicht daruf*, An einer anderen Stelle beschreibt der gleiche Chronist die meist in alten Stadttürmen untergebrachten Pulvermagazine der Festung des 18. Jahrhunderts.<sup>142</sup> Auf der Spitze des Eckartsberges sah dieses folgendermaßen aus: *ein großer runder aus Quadersteinen aufgeführter Turm . . . worin das benötigte Pulver . . . für die dortige Zittadelle aufbehalten wurde. Dieser Turm soll auch von Heiden hingesetzt sein*. Auf der vorzüglichen Karte des Rheinbauinspektors Wampé von 1798 ist schließlich die *Eckartsbergschloßmauer* sehr genau eingetragen.<sup>143</sup> Erkennbar sind eine Art von Plattform, an die sich nach Süden ein mächtiger Halbkreis, anscheinend also ein Rest des auf den älteren Ansichten gut wiedergegebenen Rundturmes, anschließt. Es ist wohl nicht zu gewagt, wenn man darin ein Überbleibsel der turmartigen Burg des ausgehenden 12. Jahrhunderts auf dem Eckartsberg erkennen möchte.

## X.

Wir sind damit am Ende. Aus der vielleicht als Problem nebensächlichen Ranges betrachteten Lokalisierung des Klosters Marienau, ergaben sich eine Reihe von bisher unbeachteten Nachrichten und Folgerungen für die hochmittelalterliche Entwicklung der Stadt Breisach. Die sogenannte Ministerialensiedlung auf dem Eckartsberg, die bisher nur in einem nebelhaften Umriss erschien, hat festere Konturen erhalten. Freilich sehen diese anders aus, als bisher vermutet wurde. Forscher, wie etwa der an sich recht verdienstvolle Noack, hatten immer die Vorstellung, als ob der Eckartsberg – ähnlich wie der den Kaufleute vorbehaltenen eigentlichen Breisachberg – geradezu von Ministerialenhöfen und Burgen dicht besetzt gewesen sei.<sup>144</sup> Nur vermochte man keine Antwort zu geben, wie denn diese etwa versorgt worden wären und wo sie später geblieben seien. Aus späteren Abbildungen konnte man ja deutlich erkennen, daß mindestens seit dem 17. Jahrhundert hier nur der von uns ausführlicher behandelte Turm auf der Nordspitze und sonst nur Wein-

berge und Gärten vorhanden waren.<sup>145</sup> Aus dem hier Dargelegten wird nun deutlich, daß die kleine Burg auf der Höhe mit ihren wenigen Burgleutehöfen alles andere als eine großartige und eindrucksvolle Anlage gewesen sein dürfte. Doch dürfte sie darum doch die ihr ursprünglich zugewiesene Aufgabe, nämlich den Schutz der Stadt von Süden her, erfüllt haben, bis sie einer ersten Zerstörung anheimfiel. Es dauerte aber offenbar nicht lange, bis der teilweise wieder aufgebaute Turm erneut in die nunmehr fester ausgebaute Ummauerung der Unterstadt aufgenommen wurde. – Falls aber eine Enttäuschung bei dem Leser darüber aufkommen sollte, daß es sich offenbar um eine nur wenig ausgedehnte und eindrucksvolle Anlage gehandelt habe, dann wird man sich zu erinnern haben, daß die Zahl der zu einer Burg gehörenden Burgleute im 12. und 13. Jahrhundert noch sehr gering war. In der Urkunde von 1185 wird bekanntlich, was bisher immer mißverstanden wurde, auch die Burg Istein in ähnlicher Weise geteilt wie Breisach. Bei dieser Gelegenheit wird erkennbar, daß gerade zwei Burgleute diese strategisch doch gewiß wichtige Burg zu verteidigen hatten, wozu allerdings sicher noch eine Reihe von Knechten gekommen sein dürfte.

Nur noch ein Punkt verdient am Schluß behandelt zu werden. Es waren ursprünglich überwiegend zähringische Ministeriale, welche als Burgmannen um den Eckartsberg herum saßen. Daraus ergibt sich, daß diese erst nach 1198, dem Übergang der Stadt aus der Hand König Philipps an Herzog Bertold V., hierher gekommen sein dürften. Die von dem Staufer Heinrich VI. begonnene Befestigung und der Ausbau der Stadt Breisach waren anscheinend nur relativ wenig vorangeschritten. Erst der Zähringer dürfte aus guten Gründen vor allem die Befestigungsbauten vorangetrieben haben. Daß er den mächtigen Wohnturm der eigentlichen Burg in der Oberstadt errichtet hat, ist durch die oft wiedergegebene Inschrift seit langem bekannt. Auch der Ausbau des Eckartsberges scheint dieser Initiative zu verdanken gewesen zu sein.

#### ANMERKUNGEN

- <sup>1</sup> Zur Klosterentstehung im 12. und 13. Jh. noch immer von entscheidender Bedeutung H. GRUNDMANN, *Religiöse Bewegungen im Mittelalter*, 1935, (Neudr. 1970<sup>3</sup>). Besonderen Interesses erfreuen sich z. Zt. die Zisterzienser, vgl. A. SCHNEIDER, *Die Cistercienser, Geschichte, Geist, Kunst*, 1972<sup>2</sup>; DIE ZISTERZIENSER, *Ordensleben zwischen Ideal und Wirklichkeit*, Eine Ausstellung des Landschaftsverbandes Rheinland, Rheinisches Museumsamt Brauweiler, Aachen 3. Juli — 28. September 1980, 1980. Beide Sammelwerke enthalten spezielle Aufsätze über die Zisterziensernonnen und ihre Klöster. Vgl. Anm. 105.
- <sup>146</sup> Z. B. W. NOACK, *Die mittelalterlichen Städte im Breisgau, Oberrh. (= Bad) Heimat*, Bd. 28, 1941, S. 190 f. Im übrigen hat Noack diese Ansicht in zahlreichen ungedruckten Vorträgen und Diskussionsvoten vertreten.
- <sup>2</sup> G. HASELIER, *Geschichte der Stadt Breisach*, Bd. 1, 1969, S. 104; M. BARTH, *Philipp von Rathsamhausen, Abt des Kloster Pairis O. Cist. (1301—1306), Bischof von Eichstätt (1306—1322)*, ArchElsKG Bd. 38, 1975, S. 89 f.; B. SCHWINEKÖPER, *Eine neue Geschichte Breisachs*, ZBreisGV (Schau ins Land) Bd. 94/95, 1976/77, S. 382 Anm. 71, vgl. dazu unten Anm. 18.
- <sup>3</sup> CANIVEZ (wie Anm. 106).
- <sup>4</sup> G. HASELIER, *Zur Geschichte des Klosters Marienau*, ZGORh Bd. 125, 1977 (ausgeliefert November 1978!), S. 84—86.
- <sup>5</sup> Dies erweisen die relativ zahlreich erhaltenen Beraine und Zinsregister des Klosters. Vgl. Stadtarchiv Freiburg (= StAFreib) Abt. L: Stadtarchiv Breisach (= StABreis), Urk. Nr. 565 Zinsbuch des Klosters Marienau 1455 vgl. A. POINSIGNON, *Die Urkunden des Stadtarchivs Breisach*, MittbadHistKom Nr. 11,



1889, (= POINSIGNON) S. n84; ebd. Nr. 580 desgl. v. 1495 = POINSIGNON S. n87, Badisches Generallandesarchiv Karlsruhe (= GLA Karlsruhe) 66/1235 Berain des Klosters Marienau 1464, überwiegend dessen elsässische Güter betr. — Gegenstandslos sind die Bemerkungen von HASELIER (wie Anm. 4) S. 83 f. über die Besitzstandsunterlagen des Klosters. Sie berücksichtigen nur das in Karlsruhe beruhende Urbar von 1464. StABreis Urk. Nr. 565 von 1455 ist zwar nicht sehr übersichtlich angelegt und auch nicht kalligraphisch geschrieben, dafür aber anscheinend recht zuverlässig und durch mehrere Jahre fortgeschrieben. Unbekannt ist H. offenbar StABreis Urk. Nr. 580 von 1495 geblieben. Hierbei handelt es sich um eine im Auftrag der Äbtissin von Marienau durch den Breisacher Unterschultheiß und Stadtschreiber Hans von Lor aufgestelltes ausführliches Besitzstandsverzeichnis. Dieses ist sehr sauber und übersichtlich in einer Kanzleischrift des 15. Jahrhunderts geschrieben. Dieser Berain hat also der Stadt Breisach bei der widerrechtlichen Beschlagnahme der Klostergüter zur Verfügung gestanden, denn er ist auf dem Wege über das Stadtarchiv auf unsere Zeit gekommen.

- <sup>6</sup> B. SCHWINEKÖPER, Klosteraufhebungen als Folge von Reformation und Bauernkrieg im Habsburgischen Vorderösterreich, ZBreisGV (Schau-ins-Land) 97, 1978. Weitgehend unzutreffend HASELIER (wie Anm. 4). S. 92 ff.
- <sup>7</sup> B. SCHWINEKÖPER (wie Anm. 2) S. 374 f.
- <sup>8</sup> P. ROSMANN, F. ENS, Geschichte der Stadt Breisach, 1851, S. 301 f.
- <sup>9</sup> A. CLORER, Breisach, seine Vergangenheit u. Gegenwart, 2. Aufl. hg. v. O. LANGER, 1883, S. 54; E. ZIMMERMANN, Breisach, Ein Führer durch die Stadt, 1901, S. 7; DIE KUNSTDENKMÄLER des Großherzogtums Baden, Bd. 6, 1: Kreis Freiburg (Land), 1904, S. 574; F. SCHNELLER, Alt-Breisach, Die schöne Stadt am Oberrhein, 1925, S. 9; G. SCHMIDLIN, Breisacher Geschichte, 1936, S. 55. Als einziger hat nach anfänglicher Zustimmung zu der ortsüblichen Lokalisierung O. Langer Bedenken dagegen geäußert. Er besaß nämlich eine verhältnismäßige gute Übersicht über die Quellen zur Breisacher Geschichte. Außerdem hat er als erster leider allerdings oft mit unzulänglicher Kritik, in stärkerem Maße das sehr reichhaltige Stadtarchiv benutzt. Vgl. unten Anm. 52. — Auch F. MONE in F. J. MONE, Quellensammlung der badischen Landesgeschichte, Bd. 3, 1863, S. 226 hatte wenigstens erkannt, daß das Kloster außerhalb der Stadtbefestigung gelegen haben müsse. Etwas unentschieden stellt er fest, es habe am nördlichen Abhang des Eckartsberges gelegen. Vgl. Anm. 46.
- <sup>10</sup> GLA Karlsruhe H Breisach Nr. 7. Der hier vorrangig interessierende Ausschnitt der Unterstadt ist von uns abgebildet (wie Anm. 6) S. 63. Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, daß auch der neu gegebene Name Grendeltorweg für die unmittelbar nördlich vom Schongauer-Gymnasium verlaufende kleine Straße im wahrsten Sinne des Wortes „fehl“ am Platze ist, denn dieses Tor lag am Ostende der Richard Müller-Straße. Vgl. Anm. 36.
- <sup>11</sup> HASELIER (wie Anm. 2) S. 104.
- <sup>12</sup> DIE STADT- UND LANDKREISE in Baden-Württemberg (9), Freiburg im Breisgau, Stadt- und Landkreis, Antliche Kreisbeschreibung, Bd. 2, 1, 1972, S. 129 drückt sich allerdings bezüglich der Lage von Marienau etwas vorsichtiger aus, denn diese wird als „Am Fuße des Eckartsberges“ bezeichnet.
- <sup>13</sup> HASELIER (wie Anm. 4) S. 77.
- <sup>14</sup> Ebd. S. 75 Anm. 10a, wo hinzugefügt wird, daß meiner Besprechung „in vielen Punkten zu widersprechen wäre“. Anscheinend glaubt H., mit der vom nicht quellenkundigen Leser kaum richtig zu beurteilenden Lokalisierung von Marienau einen der Punkte zeigen zu können, die zu widerlegen sind. Dazu S. 17 ff.
- <sup>15</sup> Ebd., S. 77 Anm. 26.
- <sup>16</sup> S. S. 30 f.
- <sup>17</sup> S. S. 27 f.
- <sup>18</sup> Zweifellos ist die Erforschung der älteren Topographie von Breisach eine schwierige und sehr zeitraubende Sache. Zudem hat trotz der für eine Stadt dieser Größe und Schicksale reichhaltigen Überlieferung über der lokalen Forschung ein Unstern gewaltet. Das beginnt schon mit dem Pfarrer Anton von Ihringen, der im 15. Jahrhundert die damals noch vorhandene, auf Bertold V. von Zähringen zu beziehende Bauinschrift an dem mächtigen Donjon der Breisacher Burg auf Bertold IV. deutete. (Vgl. MONE, wie Anm. 9, Bd. 1, 1948, S. 241; ferner ebd. Bd. 3, 1863, S. 217). Damit waren die Zähringer, die erst seit 1198 Breisach erwerben konnten, viel zu früh in verwirrender Weise in die dortige Lokalgeschichte eingebracht. Kein Wunder, daß auch Marienau als Gründung der Zähringer angesehen wurde. Ähnliche Irrtümer durchziehen mehr oder weniger die Werke von P. GSELL, P. ROSMANN, O. LANGER und G. SCHMIDLIN. Allein F. MONE machte den Versuch, das von ihm fälschlich als Zinsverzeichnis des Klosters Marienau angesehene Hofstättenverzeichnis der Stadt vom Jahre 1319 (vgl. unten Anm. 69) für die Deutung der Topographie Breisachs heranzuziehen. Doch scheiterte auch er, weil er das übrige Quellengut, das mit dem Hofstättenverzeichnis zusammen erst ein Bild ergibt, weitgehend beiseite gelassen hat (Vgl. MONE wie Anm. 9, Bd. 3, 1863, S. 216–230). Leider wiederholt auch die in jüngster Zeit erschienene Geschichte der Stadt Breisach in vielen Fällen erneut die alten Irrtümer. Vgl. HASELIER (wie Anm. 2) dazu vgl. ferner SCHWINEKÖPER (wie Anm. 2).



- <sup>19</sup> Wir folgen hier der Zusammenstellung von HASELIER (wie Anm. 4) S. 76 f., die wir durch weitere Belege vermehren. — 1266 Juni 24 GLA Karlsruhe 21/490 (nicht 491, wie H. S. 76 Anm. 13); 1285 ZGORh Bd. 13, 1861, S. 51; 1272 Münster Archiv Breisach (=MABreis) Urk. Nr. 401 vgl. K. RIEDER, Die Archivalien des Münsterarchivs zu Breisach, MittbadHistKom Bd. 24, 1902, S. m32 (= RIEDER); 1301 Februar 23 MABreis Nr. 409 = RIEDER S. m32; 1304 März 1 ZGORh Bd. 5, 1854, S. 247; 1304 Mai 6 GLA Karlsruhe 21/491; 1318 August 23 ZGORh Bd. 5, 1854, S. 247; 1334 März 2 GLA Karlsruhe 21/31.
- <sup>20</sup> 1283 MABreis Nr. 403 = RIEDER S. m33 = Druck; ZGORh Bd. 13, 1863, S. 51; 1284 September 16 UBStadtBasel Bd. 2, 1893, S. 267 Nr. 460; 1319 Dezember 26 StABreis Urk. Nr. 530 = POINSIGNON S. n78; 1328 Mai 27 GLA Karlsruhe 21/52; 1331 Januar 15 ZGORh Bd. 5, 1854, S. 247; 1338 Mai 24 GLA Karlsruhe 21/52; 1435 Sept. 22 GLA Karlsruhe 21/479: Kloster . . . *uswendig Breisach gelegen*.
- <sup>21</sup> 1323 Januar 18 GLA Karlsruhe 21/479; 1348 August 1 MABreis Nr. 407 = RIEDER S. m35; 1329 Juli 15 MABreis Nr. 425 = RIEDER S. m33; 1349 Oktober 20 ebd. Urk. Nr. 442 = RIEDER S. m35 — 1317 September 22 MABreis Nr. 409 = RIEDER S. m33; 1339 Mai 7 GLA Karlsruhe 14/19; 1338 Mai 24 GLA Karlsruhe 21/52; 1348 August 1 MABreis Urk. Nr. 441 = RIEDER S. m35; 1349 Oktober 20 ebd. Nr. 442 = RIEDER S. m35; 1352 August 25 ebd. Nr. 447 = RIEDER ebd.
- <sup>22</sup> 1319 Dezember 26 StABreis Urk. Nr. 530 = POINSIGNON S. n78; 1339 Mai 7 GLA Karlsruhe 14/19.
- <sup>23</sup> 1330 UnivBiblFreib Hs. 492 Nr. 3; 1332 Januar 21 MABreis Urk. Nr. 431 = RIEDER S. m34 = StABreis Akten Nr. 2764 (Abschr. 17. Jh.); 1333 Januar 7 MABreis Urk. Nr. 432 = RIEDER S. m34.
- <sup>23a</sup> Zur Geschichte Breisachs im frühen und hohen Mittelalter zuletzt H. MAURER, Der Herzog von Schwaben, Grundlagen, Wirkungen und Wesen seiner Herrschaft in ottonischer, salischer und staufischer Zeit, 1978, S. 75—82 mit der neuesten Lit.
- <sup>24</sup> 1185 Juli RI Bd. IV, 3 Nr. 4a; Druck J. TROUILLAT, Monuments de l'histoire de l'ancien évêché de Bâle Bd. 1, 1852, S. 409 Nr. 260; vgl. dazu SCHWINEKÖPER (wie Anm. 2) S. 367 f.
- <sup>25</sup> Diese Befestigung, vor der sich eine als Wuor, Wog oder in späterer Zeit als Gewerbekanal bezeichnete Ableitung des Rheins in Form eines Stadtgrabens hinzog, ist auf der WAMPESCHEN Karte gut erkennbar. Vgl. Anm. 10, 31.
- <sup>26</sup> 1258 November 11 TROUILLAT (wie Anm. 24) Bd. 1, S. 654 Nr. 461. *Castrum* dürfte sich nicht allein auf die Burg, sondern auf die ganze Stadt beziehen.
- <sup>27</sup> Häufig abgebildet, z. B. HASELIER (wie Anm. 2) Taf. 29a; Guter Siegel Abdruck 1266 Juni 24 GLA Karlsruhe 21/490.
- <sup>27a</sup> So schon F. MONE. Vgl. MONE (wie Anm. 9) Bd. 3, S. 223.
- <sup>28</sup> 1283 November 20 Départementalarchiv Colmar Série H Fonds Marbach; 1291 ELLENHARDI CHRONICON MGH SS 17 S. 137 *transiit ergo pontem in Brisacho*.
- <sup>29</sup> 1312 Juni 1 MABreis = RIEDER S. m16: Haus *bi dem Muggensturm*; Hofstättenverzeichnis der Stadt Breisach von 1319 StABreis Urk. Nr. 9 = POINSIGNON S. n5 S. 17 (= HStV) *ante portam dictam Muggensturm* gleichzeitig wird die Muggensturmstraße (*in vico Muggensturm* ebenda S. 15) genannt. Dieses Tor schloß die gleichnamige Straße, die damals bis zum Kupfertor ein ziemliches Stück außerhalb der um den Fuß des Breisachberges sonst sich hinziehenden Befestigung verlief, etwa am Nordende des jetzigen Alten Friedhofs ab. Wie andere Tore in dieser Zeit trägt dieses seinen Namen nach dem „Wachthaltenden“ namens Mugge, Träger dieses Familiennamens im HStV mehrfach nachweisbar, z. B. S. 23, 29, 35. Abzulehnen ist Mones Erklärung des Wortes M. aus dem Keltischen. Vgl. ZGORh Bd. 11, 1860, S. 281. Warum HASELIER (wie Anm. 2, S. 124 Anm. 23) ausgerechnet dieses Tor mit der 1272 zerstörten *turris prope Brisacum* identifizieren will, ist nicht einzusehen. Vgl. dazu Anm. 134. Dieser gleiche Turm soll nach H. aber auch mit dem Gutgesellentor gleichzusetzen sein. Dazu vgl. unten Anm. 30. Auch das Grendeltor wird dann von H. noch mit dem Gutgesellentor identifiziert. (HASELIER, wie Anm. 2, S. 139). Beides ist unzutreffend. Über das Grendeltor, das erst etwa 1330/40 errichtet wurde, vgl. unten Anm. 36. — Das Gutgesellentor bestand nach HStV 1319 damals ebenfalls, denn es wird dort auf S. 15 nur mit der Bezeichnung *porta* aufgeführt. Da an dieser Stelle auch *Johannes faber de domuncula penes portam* zu zahlen hat, ist dieses Tor eindeutig mit dem auch als *smidlinstor* gekennzeichneten Gutgesellentor identisch. Vgl. dazu unten Anm. 30. — Die Lage des Muggensturmtores ergibt sich eindeutig aus den Zeichnungen des im 30jährigen Krieg in Breisach als Festungsingenieur tätigen Johann Jakob Arhardt. Vgl. W. NOACK, Johann Jakob Arhardts Breisacher Zeichnungen, Schau ins Land Bd. 61, 1934, S. 88 Abb. 7, worauf wiederum die Zeichnung Merians beruht (abgebildet bei HASELIER, wie Anm. 2, Taf. 30). Daß Muggensturmtor und Gutgesellentor nicht miteinander gleichzusetzen sind, ergibt sich schließlich schlagend aus dem Adelhauser Berain von 1327 (StAFreib B 4 Nr. 16 Bl. 93r) *Ein hus lit in dem Mugguns turme vor des Üringers tor [= Gutgesellentor] vor Snewelins hus über und ist ein orthus. Davon git H. Smit [!] XI s.* Vgl. dazu die folgende Anm.
- <sup>30</sup> Daß Muggensturm und Gutgesellentor nicht gleich sind, wurde in Anm. 29 deutlich gemacht. 1327 erscheint letzteres erstmalig im Adelhauser Berain unter dem Namen Üringers Tor, nachdem es im HStV 1319 nur als Tor erwähnt worden war (s. o. Anm. 29). 1335 Juli 10 (StABreis Urk. Nr. 534 = POINSIGNON S. n78 f.) heißt es wegen der unmittelbar daran grenzenden Schmiede, deren Inhaber schon in Anm.

- 29 erwähnt wurde, *smidilins tor*, was eindeutig durch den Dorsualvermerk auf dieser Urkunde *heißet von recht gutgesellentor* erwiesen wird. Vgl. ähnlich Berain von Marienau von 1495 (StABreis Urk. Nr. 580 = POINSIGNON S. n87) Bl. 3r *von siner schmitte und huße an Üringer tor, den man spricht gutgesellentore*.
- <sup>31</sup> Adelhauser Berain von 1327 (wie Anm. 29) Bl. 92v *Äcker ligent vor dem Kupfertor*; 1327 April 15 StABreis Urk. Nr. 532 = POINSIGNON S. n78 Garten vor dem Kupfertor; 1335 Dezember 28 StABreis Urk. Nr. 535 = POINSIGNON S. n79 ähnlich; ferner 1368 Januar 21 MABreis Nr. 9 = RIEDER S. m11. — Der vielleicht schon zu der Befestigung aus dem 13. Jahrhundert gehörende Turm Wagdenhals wird, soweit wir sehen, erst 1386 August 31 urkundlich genannt (StABreis Urk. Nr. 310 = POINSIGNON S. n46). Er lag dort, wo im Norden die Mauer um die nördliche Rheinvorstadt auf den Strom stieß. Vgl. KUNSTDENKMÄLER (wie Anm. 9) nach S. 16. Abb. 5: Breisach im 17. Jh.; NOACK (wie Anm. 19) S. 87, Abb. 3. — Nach GSELL (wie Anm. 53, Bl. 70) soll der Rhein damals hier starke Strudel aufgewiesen haben. Dies gab Anlaß zu dem Namen, der anscheinend schon früher von Fischern und Schiffern für diesen Stromabschnitt gebraucht wurde. GSELL beschreibt den Turm als „gegen den Rhein ein großer runder mit Quadersteinen zusammengesetzter hoher Turm. Außerhalb des Rheins war die Wassergegend der Waghals genannt für durchgehende Schiffe gefährlich“. Es ist anzunehmen, daß die Strudel durch unter Wasser liegende Teile des Usenbergs verursacht wurden. Der Wagdenhals hatte mit dem von HASELIER damit in Zusammenhang gebrachten Wog (wie Anm. 2 S. 139) natürlich nichts zu tun. Dazu vgl. H. FISCHER, Schwäbisches WB, Bd. 6, 1924, S. 342; H. WIRTH, Die Flurnamen von Freiburg i. Br., VeröffStAFreib Bd. 6, 1932, S. 265; K. P. ROOS, Die Flurnamen der Freiburger Bucht, Ein Beitrag zur Namenkunde und Sprachgeschichte des Breisgaues, Diss phil. Freiburg i. Br. 1966, S. 174. Wog oder Wag bedeutet danach ein Gewässer, meist einen tieferen Flußarm. Nach Fischer wird ein ehemaliger Rheinarm bei Achkarren und Rottweil a. K. als Wag bezeichnet. Ähnlich liegen die Dinge in Breisach, wo sich der Name auf die vom Werd am Gutgesellentor vorbei zum Kupfertor geführte, als Stadtgraben dienende Ableitung des Rheins bezieht. Im Wog ist also der Teil der Unterstadt außerhalb des Gutgesellentors, der an dieser liegt.
- <sup>32</sup> HStV S. 18—19, 28—35. Eine völlig eindeutige Zahl der hier damals vorhandenen Hofstätten läßt sich nicht ermitteln, da eine Hofstätte mehrere Besitzer haben kann. Andererseits werden auch an dem eigentlichen Wohnsitz eines Inhabers von mehreren Grundstücken, die über die ganze Stadt verstreut waren, sämtliche von diesen innegehabten Grundstücke ohne allzu genaue Hinweise aufgeführt. Vielleicht wird es bei eingehenderem Studium des HStV möglich sein, noch exaktere Angaben zu machen. Diese werden indes nicht prinzipiell von den hier gemachten Schätzungen abweichen. Beispiel für Besitz eines halben Hauses: Urk. von 1290 GLA Karlsruhe 21/491, vgl. Anm. 76.
- <sup>33</sup> 1283 April 20 UBStadtFreib Bd. 1, 1940, S. 330 Nr. 362; ähnlich Berain von Adelhausen von 1327 (wie Anm. 29) Bl. 93r 6 1/2 *iuchard ackers ligent vor dem grendel entzwischent den wegen uswendig dem graben*. Vgl. ferner dazu Anm. 36. — Die Bedeutung von Grendel = Sperre oder Schlagbaum vgl. ROOS (wie Anm. 31) S. 335.
- <sup>34</sup> 1315 März 29 StABreis Urk. Nr. 7 = POINSIGNON S. n5.
- <sup>35</sup> 1330 Juni 11 ebd. Urk. Nr. 13 = POINSIGNON S. n6; 1330 September 1 ebd. Urk. Nr. 16 = POINSIGNON ebd.
- <sup>36</sup> Vgl. Anm. 33. — 1341 Februar 8 StABreis Urk. Nr. 536 = POINSIGNON S. n79. Die Lage des Tores zeigen ganz eindeutig die Zeichnungen J. J. Arhardts, vgl. NOACK (wie Anm. 29) S. 87 Abb. 3–5 Legende zu Abb. 3 Buchstabe H; S. 88 Abb. 7 Legende Buchstabe g. Vgl. ferner den Text bei Noack, wo S. 86 ausdrücklich darauf hingewiesen wird, daß die bisher unbekannte Lage dieses Tores hier erstmals gesichert wird. Noch O. Langer, der darin Gsell (wie Anm. 53 Bl. 8v Nr. 50) folgt, wollte es nämlich mit dem neben dem Geisturm gelegenen Tor gleichsetzen (BreisZtg v. 25. 2. 1892, wie Anm. 52 Bd. 1 S. 385). Vgl. ferner Anm. 10.
- <sup>37</sup> Außerhalb des Tores gabelte sich die Landstraße nach Ihringen, Freiburg und Basel. Daher wurde diese letztere Straße als Baselgasse bezeichnet, wofür es mehrfach Belege in den Marienauer Berainen gibt. Vgl. z. B. StABreis Urk. Nr. 565 = POINSIGNON S. n84 Bl. 13v *matten in der baselgassen ziehet uf den hüttergraben*.
- <sup>38</sup> 1342 Juli 9 Erzbfl. Archiv Freiburg, Bestand Augustiner in Breisach Nr. 201 *Heini Hübschelis seligen hus gelegen zu Brisach bi dem ziegeltor*. Für das Vorhandensein der die Spitze des nördlichen Eckartsberges einbeziehenden Mauer vgl. HStV S. 38 Nachtrag etwa aus der Zeit um 1330: *Domina de Bolsenheim . . . in monte Eghardi extra muros unam domum*. Dazu vgl. Anm. 130a.
- <sup>39</sup> Vgl. Anm. 24, 132. — Heinrich VI erhält damals u. a. als Lehen *medietatemque montis qui dicitur Egge hartberc*. Darüber wird dann folgende Abmachung getroffen: *In monte Eggehartberg uterque nostrum [d. h. König und Bischof] domum sibi faciet et milites ibidem mansuros unanimi recipiemus consensu*.
- <sup>40</sup> Dazu S. 28 ff.
- <sup>41</sup> Vgl. vor allem die Zeichnungen J. J. Arhardts bei NOACK (wie Anm. 29) S. 88 Abb. 8 und 9; die Darstellung Merians u. a. abgebildet bei HASELIER (wie Anm. 2) Taf. 30. Die verschiedenen Phasen der Stadtbefestigung gut erkennbar auf dem Plan bei Merian, abgebildet bei NOACK (wie Anm. 29) S. 91 Abb. 17.

- <sup>42</sup> WAMPÉ (wie Anm. 10); NOACK (wie Anm. 29) S. 80 Abb. 8 und 9.
- <sup>43</sup> Zum Grendeltor oben Anm. 36.
- <sup>44</sup> Zum Stadtgraben um die Befestigung am Fuß des Eckartsberges vgl. oben Anm. 25, 31.
- <sup>45</sup> StAFreib B 4 Nr. 96 Berain der Reuerinnen zu Freiburg Mitte 15. Jh. Bl. 30v.
- <sup>46</sup> Vgl. S. 9. Das hatte bereits F. Mone erkannt. Vgl. bei F. J. MONE (wie Anm. 9) Bd. 3, 1863, S. 226: „Selbst das Kloster Marienau, das an dem nördlichen Abhange desselben [d. h. des Eckartsberges] angebaut war, wurde bis ins 15. Jahrhundert nicht von der Stadtmauer der unteren Stadt eingeschlossen. Erst im 16. Jahrhundert scheint es innerhalb der Ringmauer gelegen zu haben“. Letztere Angabe stimmt nicht. Erst als das Kloster bereits abgebrochen worden war, wurde sein bisheriger Platz in die während des 30jährigen Krieges erweiterten Festungsanlagen einbezogen.
- <sup>46a</sup> F. J. MONE (wie Anm. 9) Bd. 3, 1863, S. 31 Chronik von Salmannsweiler (Mitte 14. Jh.) *totam aream claustris [Salem] alto muro sepivit et munivit*.
- <sup>46b</sup> R. SCHNEIDER, Lebensverhältnisse bei den Zisterziensern im Spätmittelalter, in: *Klösterliche Sachkultur im Spätmittelalter*, VeröffInstMaRealienkdeÖsterr Nr. 3, 1980, S. 43 f. „Ebenso begrenzt hatten repräsentativer Aufwand und innerklösterliche, ja sogar liturgische Ausstattung zu sein. Besitzlosigkeit des einzelnen sowie Schlichtheit, Selbstgenügsamkeit und äußerste Anspruchslosigkeit auch der klösterlichen Gemeinschaft waren die selbstgewählten Leitvorstellungen“.
- <sup>46c</sup> Zu den teilweise beachtlichen Mengen an Vorräten der einzelnen Zisterzen vgl. SCHNEIDER (wie Anm. 46b) S. 56 f. Demnach besaß z. B. das Kloster Eberbach 1498 6867 Malter Getreide.
- <sup>47</sup> Vgl. S. 20 ff.
- <sup>48</sup> Z. f. d. SCHWINEKÖPER (wie Anm. 6) S. 65 f. m. Anm.; ders. (wie Anm. 2) S. 370, 380.
- <sup>49</sup> SCHWINEKÖPER (wie Anm. 6) S. 65.
- <sup>49a</sup> Ebd. S. 76 Anm. 9.
- <sup>50</sup> Ebd. S. 50 Anm. 65 ff.
- <sup>51</sup> Vgl. Anm. 36.
- <sup>52</sup> Vgl. Anm. 9; O. LANGER, Geschichte des Klosters Marienau, in *BreisZtg* Nr. 16 v. 20. 4. — Nr. 19 v. 11. Juni 1902. StAFreib Bibliothek Dve 5466 Bd. 2, 1902, Abt. 9, S. 4: „Dieser umfangreiche Besitz soll nach Rosmann am Fuße des Eckartsberges und zwar . . . an der Festungsmauer des Eckartsberges gelegen gewesen sein, nach dem Chronisten [P. Gsell] dagegen hinter, d. h. südlich von demselben gestanden haben. Es ist die Platzfrage für das, was dem Kloster für die Zeit des Bauernkrieges zur Last gelegt werden will, durchaus nicht gleichgiltig. Wir werden darauf später nochmals zurückkommen und möchten jetzt nur dartun, daß das Kloster am Abhange des Eckartsberges, wie Rosmann es für seine Zwecke annimmt und manche es ihm nachschreiben, gar nicht gelegen sein konnte. Denn es fände sich dort für das ganze außerordentlich große Klosteranwesen überhaupt gar nicht genügend Raum. Viel einleuchtender ist es, wenn der Chronist [P. Gsell] den Standort des Klosters hinter den Eckartsberg, südlich von diesem in das ebene Gelände an den Rhein verlegt“. L. geht dann auf die Frage ein, ob das Kloster von den Hochwässern des Stroms verheert werden konnte. Vgl. dazu unten Anm. 65.
- <sup>53</sup> PROTAS GSELL, Ursprung der Stadt Altbreisach (Abschr. um 1800), StAFreib B 1 (H) Nr. 293 Bl. 3v er zählt die Vorgänge bei und nach der Predigt des Münsterpredigers Haas und dessen Flucht aus der Kirche: *eilte dem hinter dem Eckartsberge gelegenen adligen Frauenkloster, Marienau genannt, mit verdoppelten Schritten zu*; Bl. 9v: *Kloster Marienau, so hinter dem Eckartsberg gestanden hat (jetzt hat allda der Rhein seinen Thalgang, auch davon nichts mehr zu sehen)*. Da die Chronik des P. Gsell nur in Abschrift vorliegt, ist es nicht mit Sicherheit zu beweisen, daß der in der Freiburger Handschrift in Klammern gesetzte Nachsatz einen Zusatz von einem Abschreiber darstellt. Es ist dies aber zu vermuten. Wäre dieser Zusatz nämlich von Gsell selbst, dann hätte er ihn nicht in Klammern zu setzen brauchen.
- <sup>53a</sup> Ältester Plan der Stadt Breisach von DANIEL SPECKLIN 16. Jh. abgebildet bei HASELIER (wie Anm. 2) Taf. 31.
- <sup>54</sup> 1252 Juli 25 Transsumpt der päpstlichen Bulle *Licet superfluum* von 1246 Oktober 9, ReggBffKonst Bd. 1, S. 206 Nr. 1806, in der dem Zisterzienserorden die Annahme von Begräbnissen und Schenkungen erlaubt wird. — StABreis Urk. Nr. 565 = POINSIGNON S. n84 Zinsbuch von Marienau 1455 (1355) Bl. 28v *Hans von Swertzstat git 1 som win von sim garten un wenn sin frau von zit scheidet, so sond wir* [d. h. Kloster Marienau] *sie in unsern kilchoff legen und ir in unsren bruderschaft haben*.
- <sup>55</sup> 1408 Februar 22 MABreis Nr. 102 = RIEDER S. m12 Acker *lit ob eckartsmühle*; Anniversar des Breisacher Münsters 15. Jh. StABreis Urk. Nr. 491 = POINSIGNON S. n73 Bl. 11r Acker *qui jacet juxta molendinum eggismüli* mit späteren Zusatz *molitor in der Eggarczmüli*. Es ist durchaus möglich, daß diese Mühle die zur Burgsiedlung am Eckartsberg von Anfang an gehörige Bannmühle gewesen sein könnte. Beweisbar ist dies bei der Quellenlage freilich nicht.
- <sup>56</sup> Die Lage des südöstlich des Neutors zu lokalisierenden Gottesackermühle wird von J. J. Arhardt auf einer seiner Zeichnungen aus der Zeit des 30jährigen Krieges genau angegeben. Vgl. NOACK (wie Anm. 29) S. 87 Abb. 3, vgl. dazu auch NOACKS Text S. 86 f. — Die Gottesackerkirche behandelt aufgrund der

- Breisacher Ratsprotokolle HASELIER (wie Anm. 2) S. 301, 308. Er sieht in ihr unzutreffend die spätere St. Josephskapelle und damit in dem Gottesacker des 16./17. Jh. den späteren Alten Friedhof an der Muggensturmstraße.
- <sup>57</sup> NOACK (wie Anm. 29) S. 91, Abb. 17 Legende ebd. Nr. 9 und 10. Vgl. ferner KUNSTDENKMÄLER (wie Anm. 9) Fig. 3: Breisach nach dem Westfälischen Frieden, wo zwei Festungsraveline südöstlich des Neutors ebenfalls die Bezeichnung Gottesackerravelin aufweisen.
- <sup>58</sup> SCHWINEKÖPER (wie Anm. 2) S. 383 Anm. 85; StABreis Ratsprotokoll 1632 August 14 *daß man die todtten hinfurder uff den zuem newen gottsacker vermerkten ort khöndte begraben, deß orth aber böliches abgesteckt und hernach nach gelegenheit geweiht werden solle*; ebd. auch die Anweisung die aufgefundene Skelette in den Karner beim Münster zu bringen. Die noch nicht oder nur teilweise verwesten Körper sollten in große Gruben am Rande des Eckartsberges gebracht werden.
- <sup>59</sup> O. LANGER, BreisZtg Nr. 81 vom 15. 7. 1894 (wie Anm. 52) nach GSELL (wie Anm. 53) Bl. 3v Absatz 14.
- <sup>60</sup> Vgl. Anm. 36.
- <sup>61</sup> NOACK (wie Anm. 29) S. 88, Abb. 7.
- <sup>62</sup> SCHWINEKÖPER (wie Anm. 2) S. 383 Anm. 85 StABreis Akten Nr. 2825.
- <sup>63</sup> HASELIER (wie Anm. 4) S. 73 ff.
- <sup>64</sup> Ebd. S. 77. Vgl. MGH SS Bd. 17, S. 226 1302: *Rhenus inundavit . . . pontem Brisacensem, montem Angga circumdedit, claustrum sororum ordinis Cisterciensium seplevit . . . et maximum damnum in Brisaca pauperibus inferebat*. Da der Breisachberg nicht von den Hochwässern erreicht werden kann, zeigt diese Angabe erneut, daß damals nicht nur im Norden sondern auch bereits im Süden des Münsterberges Siedlungen vorhanden gewesen sein dürften, in denen vor allem weniger Bemittelte Unterkunft gefunden hatten. Vgl. dazu S. 17 ff.
- <sup>65</sup> MGH SS Bd. 17 S. 210 zu 1282: *Obiit mulier in Tierheim, que se vidisse totum Rhenum Friburgum et Brisacum proprio rivulo divisisse*; ebd. S. 277 zu 1302 *Inundatio Rheni tanta fuit, quod homines de Nuwenburch in Friburgum navigio potuerant pervenire*; S. 227 zu 1302 *Zusatz in Brisacum montem circumvicit, claustrum penetravit*. Vgl. ferner MONE (wie Anm. 9.) Bd. 1, 1848, S. 285 Fortsetzung des Königshofen zu 1424 *der Rien gieng gen Breisach uff diesem lande als groß uf den andern siten und [tet] inen großen schaden*. — Vgl. ferner die Klagesache von 1498 Mai 8, welche das Kloster Marienau gegen Mathis Woëscher wegen vergessener Zinse von einem Weihergarten bei Hanenbach unter dem Wuhr anstrenge (StABreis Urk. Nr. 578 POINSIGNON S. n87). Woëscher hatte die Zinszahlung verweigert, da ihm »die letzte Überschwemmung den ganzen Garten weggeschwemmt« habe. Das fragliche Gelände kann nun nicht westlich der Stadt am Rhein gelegen haben, vielmehr, da vom Ihringer Weg die Rede ist, östlich von ihr. Das beweisen mehrere Urkunden über Grundstücke in diesem Gebiet. Z. B. StABreis Urk. Nr. 562 = POINSIGNON S. n84: 1442 Juli 16 *Else, Michel Küffers Witwe, und ihr Sohn Claus verkaufen ihren Weihergarten vor dem Grendeltor [zu dessen Lage Anm. 36] unterhalb des wuhres an Jöslin Paulus*. StABreis Urk. Nr. 365 Zinsbuch des Klosters Marienau 1455 (1355) Bl. 27v 3 1/2 *juchard zwischent den von Pforre under dem wur gelegen ziehent über den Üringer weg*; 1496 ebd. Akten Nr. 3610 *Acker des Spitals under dem wur uff dem üringer pfad neben der closterfrawen acker*; 1495 Zinsbuch von Marienau StABreis Urk. Nr. 580 = POINSIGNON S. n87, Bl. 39v 1 *juchard maten lit obwendig dem wur alß man von Breisach hinußgat uff die rechte hand ensit neben dem wure*. Auch Haselier gibt zu, daß die gesamte Breisacher Feldmark mehrfach von den Hochwässern des Stroms verheert wurde. HASELIER (wie Anm. 2) Bd. 2 S. 156. Vgl. dazu auch Gemarkungsplan der Stadt Breisach 18. Jh. GLA Karlsruhe Abt. H Breisach Nr. 19.
- <sup>66</sup> HASELIER (wie Anm. 4) S. 77; 1556 Mai 2 StABreis Urk. Nr. 317n = POINSIGNON S. n49; StABreis Akten Nr. 3634 Bl. 68v.
- <sup>67</sup> Vgl. dazu. S. 21 ff.
- <sup>68</sup> Ebd. Häufig ist unter Klosterhof auch eine Domherren- oder Stiftsherrenkurie zu verstehen, was allerdings hier nicht in Frage kommt.
- <sup>69</sup> Das früher fälschlich als Zinsverzeichnis des Klosters Marienau angesehene Hofstättenverzeichnis von 1319 ist bereits von Forschern wie F. Mone, O. Langer und ebenso von G. Haselier als Quelle für die ältere Breisacher Geschichte herangezogen worden. Nur hat man nicht erkannt, daß es schon sehr weit gehend die noch bis 1793 bestehenden Verhältnisse in den Grundzügen widerspiegelt. Ihre Herausarbeitung ist allerdings aus hier nicht näher zu behandelnden Gründen sehr langwierige und mühsame Arbeit, welche nur bei Heranziehung aller in der ziemlich reichhaltigen Überlieferung dieser Stadt enthaltenen topographischen Angaben Aussicht auf Erfolg verspricht. Nachdem es gelungen war, das zunächst nicht aufzutreibende Stück wieder zugänglich zu machen, faßte der Verf. daher 1960 — also lange vor dem Erscheinen einer Geschichte der Stadt — den Entschluß, dieses nicht nur für die lokale Entwicklung Breisachs sondern für die gesamte deutsche Stadtgeschichtsforschung äußerst bedeutsame Stück zu veröffentlichen. Die dazu erforderliche Textherstellung ist seit Jahren druckfertig. Doch wäre sie nutzlos, wenn nicht damit entsprechende Erläuterungen und Auswertungen verbunden würden. Das im folgenden Ausgeführte läßt die Kundigen die dabei auftretenden Schwierigkeiten erkennen. Vielleicht wird aber auch

deutlich, welche Ergebnisse erzielt werden können, wenn die gestellte Aufgabe in nicht allzuferner Zeit gelöst sein wird.

<sup>70</sup> Anscheinend war der zu zahlende Hofstättenzins für die Normalhofstätte in der Oberstadt 1 Solidus. Die innerhalb der Stadt erscheinenden Klöster hatten abzuliefern: Augustiner (HStV S. 4) 12 Solidi; Franziskaner (ebd. S. 12) 6 Solidi; Heilig-Geist-Spital 6 Solidi (ebd. S. 23); Dominikaner für ihr Terminierhaus (ebd. S. 11) 1 Solidus; Regelhaus (ebd. S. 11) 1 Solidus. Auch auswärtige, in Breisach mit Grundbesitz vertretene Klöster waren zur Zahlung verpflichtet: Adelhausen (ebd. S. 8, 19, 28) 5 Solidi; Pairis (ebd. S. 36) 4 1/2 Solidi; Tennenbach (ebd. S. 11 Nachtrag wegen späteren Erwerbs des betreffenden Grundstücks von den von Pffor) 1 1/2 Solidi. Auch Marienau, das außerhalb der Mauer seinen Platz hatte, mußte für die eigentlichen Klostergebäude und für den übrigen Grundbesitz innerhalb der Stadtmauern 13 Solidi und 4 Denare abliefern (ebd. S. 36)

<sup>71</sup> Vgl. Anm. 32.

<sup>72</sup> HStV S. 36. Die übrigen Klöster sind im HStV gemäß ihrer Lage in der Stadt eingeordnet.

<sup>73</sup> Vgl. Anm. 70.

<sup>74</sup> Die Gründe dafür, daß eine absolut sichere Angabe hier noch nicht gegeben werden kann, sind in Anm. 32 angedeutet. Vgl. auch SCHWINEKÖPER (wie Anm. 2) S. 374.

<sup>75</sup> HStV S. 18 Johann Frölicher 6 Denare, Otto Bader für sein Haus und die anscheinend benachbarte Neue Badestube (*de novo estuario*, lag außerhalb des Gutgesellentors, in dessen unmittelbarer Nachbarschaft) 8 Denare; HStV S. 19: Jedelinus Kyme zugleich für Haus bei der Brücke 6 Denare, Johann Peyer ebenfalls Besitzer mehrerer Grundstücke 6 Denare; HStV S. 33 Johannes Elnhorn von Haus, Scheune und Garten 6 Denare; *dictus Glaser de Guindelingen* 8 Denare; Conrad Waltman 2 und 8 Denare für einen Garten; HStV ebd. S. 34 Berchtoldus Riprecht 7 Denare.

<sup>76</sup> Es muß auch damit gerechnet werden, daß der Besitz mancher Häuser geteilt war. Vgl. Urk. von 1290 GLA Karlsruhe 21/491 *Willeburg Conrades seligen frowe des meziers von Mulnhusen* vertauscht *min halb hus das da lit uf dem rine*. Infolgedessen läßt sich nur sagen, daß der genannte Bereich (HStV S. 28–32) etwa 100 Hofstellen umfaßt haben dürfte.

<sup>77</sup> HStV S. 29 S. erscheint an anderen Stellen unter dem Namen *Swartzuillin* (HStV S. 17, 38).

<sup>78</sup> Die Bezeichnung *curia* kommt, abgesehen von einem schwer zu deutenden Nachtrag (HStV S. 27), nur noch 3 mal für Grundstücke am Radbrunnenplatz vor (ebd. S. 11, 27, 36).

<sup>79</sup> HStV S. 30.

<sup>80</sup> HStV S. 9 wird als einer der reichsten Männer der Stadt der im damals auf der Ostseite der Radbrunnenstraße gelegenen Haus zum Stern wohnende *H. Monetarius* mit seinen gesamten Besitzungen aufgeführt, für die er über 10 Solidi zu zahlen hatte. Hier wird nun im Jahre 1319 in der Urschrift des HStV u. a. das uns interessierende, mit einem Solidus zu versteuernde Grundstück in der Unterstadt unterhalb des Eckhartsberges (vgl. Anm. 79) gelegene Grundstück mit *de domo quondam Ebini de Hohdorf* aufgezählt. Daraus ergibt sich, daß offenbar schon ältere Fassungen des HStV existiert haben müssen, aus denen dann — wie sehr häufig in ähnlichen Fällen — oft Angaben ohne genauere Korrektur in spätere Steuerregister übernommen wurden. Der Schreiber von HStV 1319 nennt nämlich ebd. S. 30 noch als Hausbesitzer *Eberhardus de Hohdorf*, doch hat die gleiche Hand durch Zufügung des Namens *H. Monetarius* die Angabe auf den neuesten Stand gebracht. Das ist insofern von Bedeutung, als die Breisacher Familie Münzmeister mit einiger Wahrscheinlichkeit an die die Basler Familie gleichen Namens anzuschließen ist. Dazu unten Anm. 130a.

<sup>81</sup> HStV S. 30.

<sup>82</sup> S. S. 23.

<sup>83</sup> HStV S. 30. — Der Zusatz *claustrales* dient mehrfach zur Kennzeichnung von Besitz des Klosters Marienau oder von Angehörigen des Konvents. Vgl. HStV S. 4, 5, 7, 18, 23, 26, 30, 34, 36.

<sup>84</sup> S. o. S. 13.

<sup>85</sup> 1329 Juli 15 MABreis = RIEDER S. m33.

<sup>86</sup> Ebd. vgl. ferner die zweite Urkunde zum gleichen Datum ebd.

<sup>87</sup> 1341 September 11 StABreis Urk. Nr. 537 = POINSIGNON S. n79 — Nach UBStadtFreib Bd. 3 S. 447 waren die von Merdingen eine Nebenlinie der Herren von Munzingen. Sie sollen auch mit den von Staufen verwandt gewesen sein. KREISBESCHR. (wie Anm. 11) Bd. 2, 2, 1974, S. 710. Merdingen war zähringisches später gräflich freiburgisches Gut (ebd. S. 674). Auch die Stellung Conrads von Merdingen, der damals schon ein älterer Mann gewesen sein muß, zu Kloster Marienau dürfte auf seinen Stiftungen für das Kloster und das Breisacher Münster beruht haben. 1317 September 22 Meßstiftung MABreis = RIEDER S. m33; 1329 April 11 ebd. = RIEDER ebd. Vermutlich beruht auf dieser uns nicht zugänglichen Urkunde der Anspruch auf ein Leibgeding. 1332 Oktober 15 Meßpfünde für die Michaelskapelle beim Münster ebd. = RIEDER S. m8. Nachtrag: Zu der Frage der Verwandtschaft der v. Munzingen mit den v. Merdingen hatte Herr Alfred Graf von Kageneck die Güte, mich auf folgendes hinzuweisen: Diese Vermutung beruht auf 2 Urkunden: 1. Schenkung an Kloster Tennenbach von 1292 (Das Tennenbacher Güterbuch (1317–1341) hg. M. Weber u. a. VeröffKomGLdKdBad Württ Reihe A Nr. 19, 1969; S. 42), nach der



- als Zeuge genannt werden Herr Johannes von Munzingen *et frater ejus dominus de Merdingen*. 2. Urkunde vom 17. 4. 1304 für die Johanniter in Freiburg (FreibUB Bd. 3, S. 47 Nr. 58), in der als Sallente genannt werden *her Johannes von Munzingen des von Merdingen bruder, her heinrich sin sun kilcherre ze Wilhein*. Die Genannten erscheinen aber auch in der Urkunde vom 4. 5. 1287 (ebd. Bd. 2 S., 50 Nr. 40): *Heinrich lüprester ze Merdingen unde Johannes unde Heinzi von Munzingen mine brüder*. Heinrich von Merdingen führte also den Ortsnamen, weil er dort Priester war. Vgl. Kindler v. Knobloch (wie Anm. 102) Bd. 3 S. 177.
- <sup>88</sup> 1343 Januar 25 = RIEDER S. m34 = UnivBiblFreib Hs. 492 Nr. 5. Als anderer Anstößer wird Franz von Bolsenheim genannt, vgl. dazu Anm. 130a.
- <sup>89</sup> StABreis Urk. Nr. 565 = POINSIGNON S. n84 Bl. 72r *Michel Teng zieglersknecht 10 β von sinem hus by dem geisturm*.
- <sup>90</sup> Vgl. Anm. 28.
- <sup>91</sup> MABreis Nr. 37a und b Stiftung des Laurentiusaltars im Münster durch die Witwe Ulman Schagmans. Vgl. ebd. Zins von *hus lit am Eggartsberg nebent Stüßlins huse, das Eblin Syblingsers seligen was*. Stephan und Hanman Süblinger, Söhne des Eberlin, verkaufen an Ulman Schagman *unser hus, das do gelegen ist ze Brisach bi dem Ziegelthor und der Strieplerin hus*.
- <sup>92</sup> StABreis Urk. Nr. 565 = POINSIGNON S. n84 Bl. 5v. — Vgl. 1495 ebd. Urk. Nr. 580 = POINSIGNON S. n87 Bl. 58r *Mathis Wöschler, der vischer . . . git von einem huse in der ziegelgassen einsit neben der Fridenmacherin ander sit neben Hans Koler gegen den brunnen über stoßt hinden an den eckersberg*.
- <sup>93</sup> StABreis Urk. Nr. 565 Bl. 5v.
- <sup>94</sup> Ebd. Urk. Nr. 580 S. 9v.
- <sup>95</sup> SCHWINEKÖPER (wie Anm. 6) S. 68 f. Zur ursprünglichen Lage des Spitals nördlich vom Rheintor am Beginn des Langen Weges vgl. SCHWINEKÖPER (wie Anm. 2) S. 371, 381. Hinzuzufügen wären noch: Erste Erwähnung des Spitals um 1280 GLA Karlsruhe 14/I b Nr. 12 = A. SCHÄFER, Die ältesten Zinsrödel im Badischen Generallandesarchiv, ZGORh Bd. 112, 1964, S. 353 Nr. 85; Heiliggeistpfünde in der Spitalkapelle erwähnt 1449 Juni 20 StAFreib A 1 Fremde Orte Breisach; 1507 Dezember 2 wird das Spital Heiliggeistspital genannt GLA Karlsruhe 19/20.
- <sup>96</sup> Z. B. StABreis Akten Nr. 157 (1793). Der Neuordner dieses Bestandes hat das ohne Deckel erhaltene Stück unter dem Titel „Verzeichnis der Anlagepflichtigen zu Altbreisach“ verzeichnet. Es handelt sich aber um ein aufgrund des Feuerversicherungskatasters aufgestelltes Verzeichnis aller Schäden bei der Zerstörung der Stadt im Jahre 1793. Vgl. Anm. 97.
- <sup>97</sup> Ebd. Bl. 25v. Dort wird der als Nr. 387 <sup>1</sup>/<sub>2</sub> bezeichnete Hausplatz der in der unteren Kurve des Langen Weges liegt, als *Militärspital* bezeichnet. Die Lage ergibt sich aus der Karte von WAMPE (wie Anm. 10), welche die Grundstücksnummern enthält. Vgl. HASELIER (wie Anm. 2) S. 315 Anm. 91, 329.
- <sup>98</sup> Vgl. S. 17 ff.
- <sup>99</sup> Vgl. S. 20.
- <sup>100</sup> Vgl. S. 25 ff.
- <sup>101</sup> FreibDiözA Bd. 15, 1882, S. 159; vgl. ebd. S. 144.
- <sup>102</sup> A. KRIEGER, Topographisches Wörterbuch des Großherzogtums Baden, Bd. 1, 1905, Sp. 995 f.; J. KINDLER VON KNOBLOCH, Oberbadisches Geschlechterbuch, Bd. 2, 1905, S. 69.
- <sup>103</sup> 1277 August 14 UBStadtFreib Bd. 1, 1940, S. 274. Cunrat von Hohstat streitet mit dem Freiburger Spital um Güter in Munzingen; 1283 September 30 ZGORh 10, 1859, S. 106. In Munzingen besitzt *Cunrat von Hohstat quatuor modios*. In Breisach erscheint H. de Hostat als Zeuge und wohl auch Rats angehöriger in der ältesten von der Stadt ausgestellten Urkunde von 1227 (DépA Colmar, abgebildet bei HASELIER, wie Anm. 2, Taf. 27). *Heinz von Hochstat* ist Zeuge in der in Freiburg 1266 Juni 24 ausgestellten Urkunde (vgl. Anm. 125), in der Rudolf v. Rathsamhausen und seine Ehefrau Anna gegenüber Graf Konrad von Freiburg auf alle Rechte an der Burg Tunsel verzichten. *Chunrat von Hostat* ist mit dem übrigen Rat von Breisach Zeuge in der Urkunde von 1270 Dezember 31 (vgl. Anm. 127), in der Rudolf v. Rathsamhausen auf die ihm zustehenden Verbindlichkeiten gegenüber dem Kloster Marienau verzichtet, dsgl. 1283 Januar 21 bei einer Schenkung des Rudolf Münzmeister aus Breisach an Kloster Unterlinden in Colmar, UBStadtFreib Bd. 1, 1940 S. 327 Nr. 357.
- <sup>104</sup> KRIEGER (wie Anm. 102) Bd. 1, 1904, Sp. 991; KINDLER VON KNOBLOCH (wie Anm. 102) Bd. 2, 1905 S. 66. — FreibDiözA Bd. 15, 1882, S. 147, wo sie als *liberi homines* bezeichnet werden, 151, 164—166.
- <sup>105</sup> HASELIER (wie Anm. 2) S. 109; BARTH (wie Anm. 2) S. 89 ff. — HASELIER (wie Anm. 4) S. 74 Anm. 7 zieht als Beweis für die Gründung von M. durch Bischof Bertold II. von Basel im Jahre 1255 ein im 16. Jahrhundert gefertigtes angebliches Verzeichnis der Breisacher städtischen Urkunden heran. „Derselbe Mann bringt nun eine Notiz, die es wahrscheinlich macht, daß im 16. Jahrhundert eine die Gründung [von Marienau] bezeugende Urkunde vorlag“. Haselier beruft sich dabei auf StABreis Akten Nr. 163, wozu er bemerkt, dieses von ihm früher eingesehene Stück sei im StAFreib nicht mehr auffindbar. Infolgedessen könne der entsprechende Passus über die verlorene Gründungsurkunde von Marienau von ihm nicht wörtlich wiedergegeben werden. Der Herausgeber hat vor dem Abdruck des Aufsatzes von Haselier



in der ZGORh vorsichtshalber Rückfrage nach dem entsprechenden Aktenband gehalten. Das Stadtarchiv Freiburg hat darauf am 24. 5. 1978 die gesuchte Akte, die vorhanden war, in Ablichtung zur Verfügung gestellt und dabei darauf aufmerksam gemacht, daß das Stück keinen Hinweis auf die von Haselier geäußerten Vermutungen ergebe. — Auch von uns wurde das nur zwei Blatt enthaltende angebliche Urkundenverzeichnis noch einmal durchgesehen. Es erwies sich als Entwurf zu einer Deduktion, die offenbar in dem sich Ende des 16. Jahrhunderts abspielenden Prozeß um die Einlösung des verpfändeten Breisacher Schultheißenamtes Verwendung finden sollte. (Vgl. KREISBESCHREIBUNG [wie Anm. 12] Bd. 2, 1, S. 120). Aus der Mitte des 13. Jahrhunderts enthält diese allein die folgende falsch datierte und sachlich nicht zutreffende Angabe: *Anno 1245 hat sich die stat Breysach, so zuvor frey und keinem hevrn unterworfen gewesen, freywillig an Bertholdum, damahligen bischoff von Basel, ergeben und seither 30 jahr lang bey demselben bistumb verbliben.* — Auch die von uns früher mehr zufällig aus einer späten Quelle des 17. Jahrhunderts beigebrachte Angabe über die angebliche Stiftung des Klosters Marienau in den Jahren 1254/55 ist höchst unzuverlässig. (Vgl. SCHWINEKÖPER wie Anm. 2, S. 382 Anm. 71). Das beweist die dort aufgestellte, durch nichts gerechtfertigte Behauptung, daß die Grafen von Habsburg Stifter des Klosters gewesen seien. Infolgedessen ergibt sich daraus lediglich, daß man im 17. Jahrhundert in Breisach der Meinung war, Marienau müsse etwa in der Mitte des 13. Jahrhunderts entstanden sein. Es muß daher dabei bleiben, daß für eine Stiftung des Klosters Marienau im Jahre 1255 durch Bischof Bertold II. von Basel nicht der geringste urkundliche Beweis erbracht werden kann. Selbst Haselier, der an sich eine Gründungsurkunde nachweisen möchte, muß an anderer Stelle (wie Anm. 4, S. 74) zugeben „Für das Kloster Marienau ist weder der Stiftungsbrief, noch eine bischöfliche Zustimmungsurkunde, noch eine kaiserliche Bestätigung überliefert, die“ [bezieht sich doch wohl auf alle drei Möglichkeiten?] „es gar nie erhalten hat“. — Im übrigen treffen auch die allgemeinen Vorstellungen des gleichen Verfassers über die Stiftung von Klöstern mindestens für die weiblichen Kongregationen des späteren 12. und des 13. Jahrhunderts in dieser Form nicht zu. Das dazu von H. GRUNDMANN (wie Anm. 1 S. 170 ff.) Ausgeführte scheint ihm fremd geblieben zu sein. Vgl. dazu jetzt M. KUHN REHFUS, Zisterzienserinnen in Deutschland in: DIE ZISTERZIENSER (wie Anm. 1) S. 126 f. „An der Gründung von Frauenzisterzen waren mannigfaltige Kräfte beteiligt. Häufig entschlossen sich fromme Frauen, die bisher in religiösen Gemeinschaften ohne Klosterregel, etwa als Beginnen, zusammen gelebt hatten, und in vielen Fällen der Ketzerei verdächtigt worden waren, diesem Odium zu entfliehen und die Zisterziensergewohnheiten zu befolgen. Oft nahmen Konvente bereits bestehender Klöster, vor allem Benediktinerinnen, die Statuten der Zisterzienser an. In noch größerem Umfange gründeten Angehörige edelfreier Geschlechter und Mitglieder von Ministerialenfamilien, aber auch Bischöfe neue Zisterzienserinnenniederlassungen oder halfen religiösen Frauen zirkeln bei der Umwandlung in Zisterzen. Sie statteten die jungen Klosterpflanzungen mit dem notwendigen wirtschaftlichen Grundstock aus, nachdem der Orden seit 1225 die Aufnahme ausdrücklich von einer ausreichenden Ausstattung abhängig gemacht hatte, um den Unterhalt aller Frauen bei strenger Klausur aus eigenen Mitteln und unter Verzicht auf Almosensammeln sicherzustellen“. Vgl. ferner A. WIENAND, Über Entstehung und Frühzeit der Cistercienserinnen Klöster bei: A. SCHNEIDER (wie Anm. 1) S. 343 bis 362. — Über die Stellung der Zisterzienserinnen in den einzelnen Bistümern vgl. KUHN REHFUS ebd. S. 128 ff.

<sup>108</sup> Die Haltung der einzelnen Bischöfe gegenüber der religiösen Frauenbewegung und ihrer Einfügung in die Ordnung der verschiedenen Orden ist sehr unterschiedlich gewesen. Die besonders von den Zisterziensern geforderte Befreiung ihrer Klöster von der geistlichen Ordinariatsjurisdiktion der Bischöfe stand deren Streben nach Schaffung eigener Landesherrschaft entgegen. — Vgl. TROUILLAT (wie Anm. 24) Bd. 1 S. 581 Nr. 401 1249 Graf Ulrich von Pfirt bestätigt die Schenkungen seines Vaters an das Zisterzienserkloster Lieu Croissant (Wachsstat) bei Besançon; 1251 Januar 20 ebd. S. 589 Nr. 408, Bischof Bertold II. von Basel nimmt das Zisterzienserkloster Frienisberg unter seinen Schutz; gefördert wurde vor allem auch das älteste Zisterzienserkloster auf deutschem Boden in Lützel nahe der Schweizer Grenze. Vgl. 1253 November 22 ebd. S. 597 Nr. 416.

<sup>107</sup> Reform der weiblichen Kongregationen stand anscheinend für Bischof Bertold II. von Basel über deren sonstiger Förderung. Ein Beispiel bietet sein Verhalten gegenüber dem Kloster Michelbach (Obermichelbach) bei Hüningen nordwestlich von Basel, 1253 Juni 5 TROUILLAT (wie Anm. 24) Bd. 1, S. 593 Nr. 413 Graf Ulrich von Pfirt [Bruder des Bischofs] verzichtet auf die Vogtei über Michelbach; 1253 November 22 ebd. S. 597 Nr. 416. Bischof Bertold II. unterstellt das Benediktiner-Nonnenkloster der Zisterzienserabtei Lützel *ut illud de fratribus vestri ordinis reformavit ipsum*. 1254 Mai 8 ebd. S. 599 Nr. 418. Papst Urban IV. bestätigt, daß *Basiliensis episcopus . . . eidem monasterium non posse salubriter de personis tunc in eo degentibus reformari*; 1256 o. T. ebd. S. 643 f. Nr. 451 vertreibt Bischof Bertold die Michelbacher Nonnen doch noch wegen ihres Lebenswandels *ipsas a prefato monasterio sententialiter excludentes*.

<sup>108</sup> *Statuta capitulorum generalium ordinis Cisterciensis*, hg. J. M. CANIVEZ, Bibliothèque de la revue d'histoire ecclésiastique, Fasc. 11, Bd. 3, 1935, S. 35 Nr. 26 *Inspectio abbatiæ monialium Augiæ sanctæ Mariæ iuxta Brisacum quem petit incorporari ordini episcopus Basiliensis de Loco crescente et de Porta*

*coli abbatibus committitur*. Es bestand demnach in Breisach bereits eine weibliche Kongregation, deren Inspektion durchgeführt werden sollte. Diese Visitation fand 1266 statt, anscheinend ohne daß die förmliche Aufnahme des Konventes in den Orden erfolgte. Das besagt freilich insofern nicht viel, als solche Kongregationen vielfach der Zisterzienserregel folgten und sich den Visitationen durch Ordensangehörige unterwarfen, ohne förmlich dem Orden anzugehören. Auffällig ist es ferner, daß nicht der als Diözesanbischof zuständige Bischof von Konstanz sondern der als Stadtherr interessierte Bischof von Basel den Antrag an das Generalkapitel gestellt hatte. Sollte die förmliche Aufnahme Marienaus in den Zisterzienserorden vielleicht daran gescheitert sein, daß der Diözesan seine Zustimmung zurückhielt? Das Kloster wäre nämlich dann seiner Aufsicht und Jurisdiktion mindestens de jure entzogen gewesen. Vgl. dazu Anm. 106. Vgl. ferner die ebenfalls sehr eigenartigen Vorgänge bei der Zuordnung des Nonnenklosters Wonnental bei Kenzingen zum Zisterzienserorden. Hier setzten sich der Bischof von Straßburg und die Herren von Üsenberg für die Aufnahme in den Orden ein, obwohl der Platz des Klosters zur Diözese Konstanz gehörte. Sollte auch hier der Widerstand des Konstanzer Bischofs gegen eine mit der Aufnahme in den Zisterzienserorden verbundene Exemption aus seiner Diözesangewalt die offizielle Unterordnung unter diesen Orden verhindert haben? Dazu H. MAURER, Zur Frühgeschichte des Zisterzienserinnen Klosters Wonnental, Schau-ins Land Bd. 84/85, 1966/67, S. 284—288.

<sup>109</sup> J. CLAUS, Historisch topographisches Wörterbuch des Elsaß, 1895, S. 672; BARTH (wie Anm. 2) S. 89 Anm. 35. Zu der komplizierten Entstehungsgeschichte dieses Konvents SABOURNIN DE NANTON, Notice historique sur le monastère de Michelfeld, Revue d'Alsace, 1860, S. 252 f., auf den die Annahme von der Gründung dieses Klosters durch Bischof Bertold II. von Basel zurückzugehen scheint. Ferner ANAGLIA, Le grand St. Bernard et Ferrette, JbSundgauV 1957, S. 116—118. Demnach entsandte vor 1250 das Hospiz auf dem Großen Sankt Bernhard den Kanoniker Albert nach Basel, der hier 1250 die Gebäude des nicht recht florierenden Konvents der Minderbrüder vor dem Spalentor erwarb, um dort eine Niederlassung zu errichten. Weil er Zisterzienser angeblich an seinem Bischofssitz haben wollte, soll dann Bischof Bertold II. den Kanoniker unter Druck zu einem Tausch gegen die Pfarrkirche in Pfirt veranlaßt haben. Dann soll Bertold Nonnen aus Tänikon (Kt. Thurgau, Diözese Konstanz!) hierher geholt haben und den Konvent aus der Stadt heraus nach Michelfelden verlegt haben. Dem widerspricht, daß Meisterin und Schwestern in Tänikon erst 1255 September 1 aufgrund des Mandats eines päpstlichen Legaten von Bischof Eberhard von Konstanz gestattet wurde, sich dem Zisterzienserorden zu inkorporieren, (ReggBff Konst Bd. 1, S. 216 Nr. 1893). Noch 1263 bat der Bischof Papst Urban IV., diese Inkorporation zu bestätigen. (Ebd. S. 236 Nr. 2075) Gründer dieses Klosters waren im übrigen die Ministerialen des Klosters St. Gallen, Eberhard von Bichelsee und sein Sohn.

<sup>110</sup> Aus der Anm. 109 ergibt sich, daß aus Tänikon, also 1255, noch keine Zisterzienserinnen nach Michelfelden gekommen sein können. Daraus folgert weiter, daß 1255 auch Marienau nicht von Nonnen aus Michelfelden besetzt worden sein kann, wie BARTH (Anm. 2 S. 89 Anm. 39) annimmt.

<sup>111</sup> HASELIER (wie Anm. 2) S. 109.

<sup>112</sup> Z. fgd. grundlegend H. GRUNDMANN (wie Anm. 1); M. KUHN REHFUS (wie Anm. 105) S. 126 „Der Generalkapitelsbeschuß von 1228 hatte den Frauenkonventen lediglich die Aufnahme und Betreuung durch den Orden versagt, nicht aber die Annahme und Befolgung der Zisterzienserkonstitutionen, die ihnen viel mehr zugestanden wurde. Daher entstand von diesem Zeitpunkt an eine große Anzahl von Frauenklöstern, die zwar nach den Vorschriften des Zisterzienserordens lebten, ihm rechtlich aber nicht angehörten. Ihre Zahl, obwohl bisher noch nicht exakt feststellbar, überstieg die der inkorporierten Frauenzisterzen um ein Mehrfaches“. Im übrigen hatte das Generalkapitel im Jahre 1244 beschlossen, daß vor der Aufnahme eines Konventes in den Orden der Diözesanbischof auf seine Ordinariatsrechte verzichten müsse. Infolgedessen leisteten jetzt die Bischöfe Widerstand gegen die Herauslösung der Frauengemeinschaften aus dem Diözesanverband (GRUNDMANN, wie Anm. 1 S. 239). Da die Zisterzienser sich ohnedies gegen die Aufnahme zu vieler weiblichen Kongregationen immer mehr sperrten, und da die Bettelorden hinsichtlich der Forderungen nach Exemption von der Diözesanhoheit nicht so konsequente Vorschriften besaßen, führen die Bischöfe nunmehr diesen Orden die sich bildenden Frauenkonvente meist zu. Auch Bischof Eberhard II. von Konstanz, der zur Zeit der vermuteten Entstehung Marienaus den Bischofsstuhl innehatte, hat während seines Episkopats siebenmal die Augustiner-Regel, die mit bestimmten Zusätzen den Dominikanern als Basis diente, für Konvente bestimmt. Die Zisterzienserregel und Inkorporation in diesen Orden gewährte er nur zweimal, nämlich im Falle von Tänikon, wo ein päpstlicher Legat dies verlangt hatte, und für Steina (In der Au, Kt. Schwyz) weil der Graf von Burgund und der Herr von Salins darum gebeten hatten 1267 März 19 (ReggBffKonst Bd. 1 S. 246 Nr. 2156; 1255 April 7 S. 215 Nr. 1883, CANIVEZ, wie Anm. 103, Bd. 3 S. 16). Auch er mußte mehrfach disziplinarisch bei weiblichen Kongregationen eingreifen, z. B. 1264 auf päpstliches Mandat im Kloster Buchau (1264 August 24 ebd. S. 241 Nr. 2106). Dort war die Zahl der Nonnen von früher 50 auf 4 und 4 Novizen zurückgegangen, *que peccatis nimium lascive sunt*.

<sup>112a</sup> Vgl. das Zitat aus KUHN REHFUS Anm. 105; O. DOERR, Das Institut der Inklusen in Süddeutschland, Beiträge zur Geschichte des alten Mönchtums und des Benediktinerordens Bd. 18, 1934; wir geben noch einige Belege: MGH SS Bd. 17 S. 215. Annales majores Colmarienses zu 1288 *Inclusae de Katzintal in*

*Amilivire se circa festum omnium sanctorum transtulerunt et moniales se postea vocaverunt*, ebd. S. 216 ähnlich mit Zusatz *et ibidem claustrum construxerunt*; ebd. S. 217 zu 1290 *Inclusae de smitheim . . . Gebvilerae in claustrum, quod ibidem sibi construxerant, se transtulerunt*. Daß bei derartigen Umsetzungen Mithilfe des Adels und der Ministerialen nicht entbehrt werden konnte, wurde bereits erwähnt (Anm. 105). Auch das adlige Breisacher Patriziat beteiligte sich an solchen Klostergründungen durch Bereitstellung von Grund und Boden und finanzielle Beihilfe. Zu den dortigen Augustinern vgl. SCHWINEKÖPER (wie Anm. 2) S. 372, zu den Franziskanern HASELIER (wie Anm. 2) S. 131: „1301 entsteht sozusagen als Familienstiftung der Veschelin ein Franziskanerkloster“, nach MONE (wie Anm. 9) Bd. 3, 1863, S. 629. Diese späte, aber anscheinend auf guten Nachrichten beruhende Chronik gibt freilich an, daß es aus einem Bruderhaus der 3. Regel hervorgegangen sei. Als Gründer seien außer den Veschelin auch Anna Rusin aus Rufach und Mechthild, die Witwe Heinrichs von Bolsenheim, hervorzuheben, was bei H. übergangen wird.

<sup>113</sup> Vgl. Anm. 107.

<sup>114</sup> 1215 November 27 UBStadtBasel Bd. 1 S. 59 Nr. 86 = ReggBffKonst Bd. 1 S. 146 Nr. 1291. Bei einem vor dem als Diözesan zuständigen Bischof von Konstanz in Heitersheim stattfindenden Prozeß über die Patronatsrechte zu Kirchen, Märkten und Eimeldungen waren zahlreiche Geistliche aus diesem Bereich der Diözese und Ministeriale der Konstanzer Kirche anwesend, u. a. *presentes autem erant de Brisache et Betbur decani*. Daraus ergibt sich, daß Breisach damals Sitz eines Dekans der Konstanzer Kirche war. 1264 Juni 24 TROUILLAT (wie Anm. 24) Bd. 1 S. 142 Nr. 102 *consules et universitas civium de Brisacho Constantiensis diocesis* (auch bei ROSMANN ENS, wie Anm. 8, S. 466 mit falschem Datum 1274). Vgl. ferner zu 1272 TROUILLAT wie vor Bd. 2 S. 735 Nr. 555 Archivverzeichnis des Bistums Basel, 14. Jh. heute in Pruntrut: *episcopus Basiliensis et dominus de Rappolstein coram episcopo Constantiensi* [als zuständigem Diözesanbischof] *contendebant super iure patronatus ecclesie parrochialis in Brisaco*. In Urkunden des Klosters Marienau wird dessen Zugehörigkeit zur Diözese Konstanz mehrfach hervorgehoben. Z. B. 1355 März 5 GLA Karlsruhe 21/491 *closter ze sante Merien owe gelegen uswendig der stat ze Brisach Constanzer bistums*. — HASELIER (wie Anm. 4) S. 73 f. gibt der Meinung Ausdruck, daß Breisach „wohl“ zur Diözese Konstanz gehört habe. Er weist auch darauf hin, daß für eine reguläre Klostergründung die Zustimmung des Diözesanbischofs erforderlich gewesen sei. Aber daraus zieht er für Marienau keine weiteren Konsequenzen.

<sup>115</sup> Schon wegen der großen nach Selbständigkeit strebenden Klöster, wie St. Gallen oder Reichenau, mußte der Bischof von Konstanz an der Wahrung seiner Diözesanrechte besonders interessiert sein. Vgl. 1249 März 16 ReggBffKonst Bd. 1 S. 199 Nr. 1738: Papst Urban IV. erklärt auf Vorstellungen Bischof Eberhards von Konstanz, daß einige Kirchen und Klöster seiner Diözese unter dem Vorwande vom Papst eximiert zu sein, sich der bischöflichen Jurisdiktion entzogen, er habe bis jetzt keines der dortigen Klöster eximiert.

<sup>116</sup> 1138 ReggBffKonst Bd. 1 S. 95 Nr. 798. — In Breisach bot sich der Name im übrigen deshalb an, weil der Bereich, in dem das Kloster errichtet wurde, zur östlich der Stadt gelegenen Au gehörte. Vgl. 1139 April 14 (Gefälscht aber wohl mit echtem Güterverzeichnis des späteren 12. (?) Jh.). TROUILLAT (wie Anm. 24) Bd. 1 S. 275 Nr. 182 *castrum de Hüsenberg cum tota augia*; 1360 August 25 StABreis Urk. Nr. 541 = POINSIGNON S. n80 7 *jauchard vor der stat in der Owe*.

<sup>117</sup> KINDLER VON KNOBLOCH (wie Anm. 102) Bd. 3, 1919, S. 348; R. HUGARD, Burg und Vogtei Tunsel, Schau-ins-Land Bd. 18, 1892, S. 17–24.

<sup>118</sup> 1256 September 2 TROUILLAT (wie Anm. 24) Bd. 2 S. 78 f. Nr. 57. Vgl. MGH SS 17 S. 191. 1261 kam es im Zusammenhang mit der Erwerbung Tunsels seitens des Klosters St. Trudpert zu einem Tausch der bischöflichen Zehntquart in Krozingen und Tunsel gegen die von Winterthur, die bis dahin an die Grafen von Kyburg zu Lehen und anscheinend als Unterlehen an die von Tunsel ausgetan war, nunmehr aber zurückgekauft wurde. Auch dabei wirkte *Rudolf de Raebinhusen* als Ehemann der Anna von Tunsel, vielleicht auch als treibende Kraft für den Austausch mit. ReggBffKonst Bd. 1 S. 277 Nr. 1901 = Druck ZGORh Bd. 9, 1858, S. 338; 1261 Februar 6 ReggBffKonst Bd. 1 S. 232 Nr. 2035. Zur gleichen Sache vgl. 1262 Juli 24 ebd. S. 235 Nr. 2061; 1266 Dezember 11 POTTHAST 19 891. — Rudolf v. Rathsamhausen findet sich im Umkreis der Bischöfe von Straßburg 1254 o. T. (RappoltsteinUB Bd. 1, 1891, S. 88 Nr. 87). 1261 wird ein v. R., dessen Vornamen leider nicht genannt wird, als Schultheiß von Colmar eingesetzt, bald aber von dem bekannten früheren Schultheiß Rösselmann wieder vertrieben (ReggBffStraß Bd. 2, 1928, S. 199 Nr. 1652). Während des ganzen Bellum Waltherianum standen die v. R., darunter anscheinend auch der hier interessierende Rudolf, auf bischöflicher Seite. Vgl. den endgültigen Friedensschluß von 1266 Juli 24 (ebd. S. 247 Nr. 1815).

<sup>119</sup> BARTH (wie Anm. 2) S. 93.

<sup>120</sup> KINDLER VON KNOBLOCH (wie Anm. 117).

<sup>121</sup> Ebd.; 1227 November 12 TROUILLAT (wie Anm. 24) Bd. 1 S. 511 Nr. 340 *H. de Razenhusen advocatus de Schletstat*. (Urk. Kg. Heinrichs VII.).

<sup>122</sup> Vgl. Anm. 124.

- <sup>123</sup> KINDLER VON KNOBLOCH (wie Anm. 102) Bd. 1, 1918, S. 202 f. Die von Tunsel erscheinen erstmalig in der Urkunde von 1091 Juni 7 (Das Kloster Allerheiligen in Schaffhausen, hg. F. L. BAUMANN, QuSchweizG Bd. 3, 1881, S. 17); vgl. ebd. S. 40 Nr. 19, wo am 2. April 1094 dem Kloster Allerheiligen Besitz in Tunsel und anderen breisgauischen Orten geschenkt wird.
- <sup>123a</sup> Nach alemannischem Recht besaß die Frau keine Besitz- und Lehensfähigkeit. Vgl. Handbuch der Schweizer Geschichte, Bd. 1, 1972, S. 172 mit Lit.
- <sup>124</sup> 1256 Januar 1 ZGORh Bd. 9, 1858, S. 333 f.; 1256 Januar 21 ebd. S. 335 f. — Auf schon damals vorhandene Beziehungen Rudolfs von Rathsamhausen und seiner Ehefrau zu Breisach deutet hin, daß bei beiden Rechtshandlungen, von denen eine sicher, die andere wahrscheinlich in Freiburg stattfanden, neben dem Bischof von Straßburg [!] der Leutpriester Hugo und der *scolasticus* Walther aus Breisach als Zeugen mitwirkten. Im gleichen Jahr gab Graf Konrad, leider ohne Tagesangabe, die Burg Tunsel an St. Trudpert durch Verkauf weiter, das an diesem Ort bereits mit Teilbesitz vertreten war. Vielleicht handelt es sich um eine spätere Beurkundung. Dieser ließen die bei der Ausstellung anscheinend nicht anwesenden Bischöfe von Konstanz und Basel ihre Siegel gleichfalls anhängen, wohl weil sie bei der vorhergehenden Rechtshandlung als Zeugen mitgewirkt hatten oder als Unterhändler für den Frieden tätig geworden waren. 1258 o. T. ebd. S. 341 f. bestätigte Anna von Tunsel mit erneuter Zustimmung ihres Ehemannes, Rudolf von Rathsamhausen, auf Bitten des Abtes von St. Trudpert nochmals ihren Verzicht. Diesmal ließ nur der Bischof von Basel sein Siegel an diese Urkunde hängen. Es ergibt sich also, daß Rudolf von Rathsamhausen und seine Frau Beziehungen zu den drei benachbarten Bischöfen gehabt haben müssen in einer Zeit, in der das Kloster Marienau entstand. Über die nicht deutlicher werdenden kriegerischen Verwicklungen zwischen dem Grafen Konrad und Rudolf von Rathsamhausen vgl. HUGARD (wie Anm. 117) S. 19.
- <sup>124a</sup> Die Schwestern Katharina und Ellina von Greczhusen, Konversen eines nicht genannten Konvents, vermutlich von Marienau, haben nach dem HStV (Hand des ursprünglichen Textes S. 2) 1319 zu zahlen *de tribus domibus uf dem Bühel* [östlich unterhalb des Münsters von Breisach], *im Wage* [ebd. außerhalb des Gutgesellentors] *et de domo Berchtoldi dicti Tonsol an der landstraße* [Richard-Müller-Straße]. Ebenfalls dem Urtext des HStV gehört folgende Eintragung über ein am Werd, also unterhalb des Nordabfalls des Eckartsberges, gelegenes Grundstück an (S. 32): *Bertschinus Tonsol 11 d conversae de Greczhusen dant*. Dieses ist höchstwahrscheinlich identisch mit den in einem späteren Nachtrag genannten Häusern, die sich jetzt im Besitz der wohl nur noch allein am Leben befindlichen Schwester befanden: *Katharina de Greczhusen de duas domibus in vico Mülzheimerin 111 d* (HStV S. 38). Bei diesen Grundstücken scheint es sich also um Splitterbesitz des Vaters der Anna von Rathsamhausen, Bertold von Tunsel, in Breisach gehandelt zu haben. Diese sind aus einem uns nicht deutlicher werdenden Grunde den beiden in das Kloster eintretenden Schwestern von Greczhusen überlassen worden, wohl weil diese vermutlich mit Bertold in irgendeiner Weise verwandt waren. Aus der nachträglichen Eintragung im HStV (S. 38) geht hervor, daß mehrere der genannten Grundstücke in der Mülzheimeringasse lagen. Diese kommt in zahlreichen Eintragungen der Zeit vor. (Vgl. Anm. 130a). Sie muß südlich der heutigen Rheinstraße etwa um die heutige Spitalgasse lokalisiert werden. Diese Güter liegen zwar später innerhalb der Stadtmauer, aber doch in ziemlicher Nähe zu dem außerhalb dieser gebliebenen Kloster Marienau, das nach unserer Vermutung auch auf einer *curia* der Familie von Tunsel erbaut worden sein dürfte. — Auf die Folgerungen aus der Anwesenheit des Breisacher Pfarrers und des dortigen Schulmeisters bei den Verhandlungen über den Verkauf von Tunsel, die in Freiburg stattfanden, vgl. Anm. 124. Auf Beziehungen der von Tunsel zum Zisterzienserorden deutet hin die Anwesenheit des zu den *ministeriales marchionis* [von Baden] gezählten *Burhardus de Tonsul* 1161 beim Verkauf des Ortes Tennenbach (ReggMgfBaden Bd. 1 S. 11 Nr. 128). Damals erwarb Abt Hesso des Zisterzienserklusters Frienisberg diesen Besitz von Kuno von Horwen, um hier eine neue Zisterze errichten zu können.
- <sup>125</sup> ZGORh Bd. 13, 1861, S. 49 f. Besiegelt wird die Urkunde mit dem Siegel des offenbar wieder nicht bei der Beurkundung anwesenden Bischofs von Basel, ferner mit dem Breisacher Stadtsiegel. Zeugen sind wieder *der kirchherr von Brisach, meister Walther der schulmeister* und *Heinz von Hochstatt* [!]. Der Text betreffend Scherweiler ist merkwürdig formuliert: *den hof und ir reben zu Scherwilre*. Die Überprüfung des Exemplars im GLA Karlsruhe ergab jedoch, daß Mone richtig gedruckt hat, während Rieder (S. m31 f.) Lesefehler hat (*bihter* statt *rither*).
- <sup>126</sup> 1267 wurde das sicher schon früher in ähnlicher Form gehandhabte Visitationsverfahren nochmals festgelegt. Vgl. CANIVEZ (wie Anm. 108) Bd. 3, 1935, S. 47 f.: *Item inspectores de ordine, quibus committitur a capitulo generali, quod ad loca, ubi nostri ordinis monasteria sunt fundanda, sive ordini incorporanda, personaliter accedant, de possessionibus, redditibus, proventibus et aedificiis diligenter inquirent, ut taxato numero personarum, et diligenti consideratione habita de iis quae sufficere per annum ad sustentationem earum poterunt, fideliter et non fallaciter super praemissis dicto generali capitulo in scriptis referant veritatem, et ad hoc faciendum eosdem inspectores astringit ipsum capitulum generale.*
- <sup>127</sup> 1270 Dezember 31 StABreis Urk. Nr. 525 = POINSIGNON S. n76 f. Unter den als Schöffen oder Ratsmitgliedern anwesenden Zeugen befinden sich *Rudeger* der Münzmeister (*monetarius*) und *Chunrad von*



*Hostat.* — Da HASELIER (wie Anm. 4, S. 79, mit Anm. 33 = S. 76 Anm. 14) angibt in der genannten Urkunde habe Rudolf „die von seiner verstorbenen Frau gemachte Schenkung des Hofes zu Scherweiler und eines Hofes zu Künheim sowie allen Güts, ‚das die Frauen von Marienau noch haben oder verkauft haben‘“, noch einmal bestätigt, geben wir den Text der Urkunde unter Weglassung des Protokolls und des Eschatokolls. *Ego . . . abbatissam et conventum Augie sancte Marie absolvo ab omni debitorum solutione, in quibus mihi jam tenentur, fideiussores etiam mihi pro eisdem datos, protestans liberos de soluendo. Ceterum eis deinceps de bonis meis per mutuum sive per alium quecumque modum, me volente, quicquam receperint et de hoc ad reddendum fuerint obligate, volo et protestor presentibus, ut post mortem meam ipsis libere cedat, quicquid exinde remanserit insolutum, folgt Siegelformel.*

<sup>128</sup> MABreis 1272 = RIEDER S. m32.

<sup>129</sup> ReggBffKonst Bd. 1 S. 232 Nr. 2035; 1261 Febr. 5 ZGORh Bd. 7, 1856, S. 428.

<sup>130</sup> 1262 Juli 29 ReggBffKonst Bd. 1 S. 235 Nr. 2061; Druck: ZGORh Bd. 30, 1878, S. 111 f. Nr. 38.

<sup>130a</sup> Es kann nicht übergangen werden, daß in dem unmittelbar nördlich unterhalb des Eckartsberges gelegenen Bereich im 13. und frühen 14. Jahrhundert Familien des Breisacher Ministerialenpatriziats entweder als Inhaber des Münzrechts in beiden Städten zu den besonders reichen Leuten gehörten. In Breisach hatte der größte Besitzkomplex deutlich werden. Ob daraus freilich Zusammenhänge mit der „Ministerialensiedlung“ am Fuße des Berges erkennbar gemacht werden können, ist mindestens beim jetzigen Forschungsstand zweifelhaft. Wir erörtern daher die einzelnen Nachrichten in der gebotenen Kürze. — Es mußte bereits erwähnt werden (s. o. S. 20), daß schon 1319 die eine Hälfte der *curia de Hochdorf* an der Ziegelgasse im Besitz des *H. Monetarius* war. Einzelheiten über seine Person sind nicht weiter zu erbringen. Mit großer Wahrscheinlichkeit gehörte er zu der aus Basel gekommenen Familie gleichen Namens, welche als Inhaber des Münzrechts in beiden Städten zu den besonders reichen Leuten gehörten. In Breisach hatte *H. Münzmeister* seinen Wohnsitz in der Oberstadt auf der östlichen Seite der Radbrunnenallee (HStV S. 9). Ein Zusammenhang zwischen den Basler und Breisacher Münzmeister wird weniger aufgrund urkundlicher Nachweise, als aufgrund der Lage bei der Münze angenommen (Wappenbuch der Stadt Basel, o. J., 2. Teil, 1 Folge nach *W. Merz*; *KINDLER VON KNOBLOCH*, wie Anm. 102, Bd. 3 S. 167 läßt die Frage offen). Bei der Kodifizierung der den Basler Bischöfen zustehenden Rechte wurde nämlich 1262 u. a. festgelegt (*TROUILLAT*, wie Anm. 24, Bd. 2 S. 116 Nr. 81) daß der Bischof neue Münzen schlagen lassen dürfe und *sol in der münzmeister behueten . . . in der stat [Basel] und in dem lande und in dem bistum und ouch ze Brisach, wand ouch diu des bischofes ist.* Infolgedessen darf man wohl tatsächlich in den Münzmeister eine baslerische Dienstleutefamilie sehen. Wie diese in den Besitz der *curia de Hochdorf* gekommen ist, und warum sie diese erwarb, bleibt unbekannt. 1329 war *Rüdiger Münzmeister* mit Zustimmung des Abtes von Lützel — wohl als *Visitator* — und der Äbtissin von Marienau Inhaber eines Leibgedings aus dem Hofe, der inzwischen an Marienau übergegangen war (vgl. Anm. 85). Da der die entsprechende Urkunde ausstellende Abt von Lützel *Rüdiger* mit dem Zusatz *Bruder* bezeichnet, dürfte er wohl Mönch in diesem Kloster gewesen sein, der Hof also vermutlich als *Seelgerät* an Marienau gekommen sein (vgl. *KINDLER VON KNOBLOCH*, wie Anm. 102 S. 167 f.). Es scheint sich also um eine spätere Episode in der Geschichte der *curia de Hochdorf* gehandelt zu haben.

Ähnliches gilt für den Übergang des Hofes an *Conrad von Merdingen*, der diesen als Leibgeding vom Kloster Marienau — vermutlich wiederum gegen eine *Seelgerätsstiftung* größeren Umfangs — sich ausbedungen hatte (vgl. Anm. 85, 86). Obwohl *Conrad* ebenfalls zu einer reichen, in der Oberstadt angesessenen Familie des Breisacher ritterlichen Stadtpatriziats gehört hat, kann also auch sein Auftauchen in diesem Gebiet nur als eine vorübergehende Angelegenheit aufgefaßt werden.

Auffallender ist es, daß beim Erwerb der zweiten Hälfte der *curia de Hochdorf* durch Marienau im Jahre 1343 als Angrenzer ein *Franz von Bolsenheim* genannt wird (vgl. Anm. 88). Da hier sonst nur kleinere Grundstücke lagen, kann es sich also nur um ein solches gehandelt haben. Doch ist festzuhalten, daß mit diesem Hinweis ein Mitglied wiederum einer bedeutenden, auf dem Breisachberg hauptsächlich ansässigen Familie des Stadtpatriziats unterhalb des Eckartsberges mit Gütern nachgewiesen wird. Wir können hier nicht auf das Problem eingehen, ob die Breisacher *Bolsenheim* mit der gleichnamigen Familie zusammengehörten, die sich nach dem namengebenden Orte bei *Erstein* im Elsaß nannte. Denn auch das oft als *Baldolzhelm* bezeichnete heutige *Balzenheim* nordwestlich Breisach im Elsaß könnte der Ausgangspunkt der Breisacher von *Bolsenheim* gewesen sein. In unserem Zusammenhang muß nämlich noch erwähnt werden, daß nach einem Nachtrag des Hofstättenverzeichnisses von 1319 eine *domina de Bolsenheim*, also doch wohl eine Nonne von Marienau dieses Namens, *in monte Eghardi extra muros unam domum* neben anderen Gütern zu versteuern hatte (HStV S. 38). Sollte sie identisch sein mit *Mechthild* von *Balzenheim*, die 1304 März 1 mit Zustimmung des Klosters *Adelhausen* offenbar als *Seelgerät* an Marienau Reben auf dem *Eckartsberg* schenkte? (MABreis = RIEDER S. m33, sie dürfte dann als Nonne von *Adelhausen* aufzufassen sein?) Vgl. ferner Anm. 112a wonach eine *Mechthild* von *Bolsenheim*, Witwe des *Heinrich v. B.*, 1301 zu den Stiftern des *Franziskanerklosters* in *B.* gehörte). Das Haus wäre dann vielleicht nur eine Art von *Weinberghäuschen* gewesen. Die Zusammenhänge sind nicht zu klären, solange nicht neue Quellen herangezogen werden können. Das Problem muß im Auge behalten werden, besonders deshalb, weil

die Bolsenheimer zwar hauptsächlich als straßburgische, aber auch als baslerische Lehnsleute gelten. (CLAUSS, wie Anm. 109 S. 157; KINDLER VON KNOBLOCH, wie Anm. 102 Bd. 1, S. 140. Beweise dafür aus dem 12. und 13. Jahrhundert hat die Durchsicht von TROUILLAT, wie Anm. 24, nicht ergeben). Endlich ist darauf zu verweisen, daß die heute als Spitalgasse bezeichnete Gegend unmittelbar unterhalb der Eckartsberghöhe, vielleicht sogar auch ein Teil der Rheinstraße seit 1319 unter dem Namen Mülnheimeringasse aufgeführt werden (HStV S. 6, 38). Zwar wird man dabei nicht an die bekannte Straßburger Patrizierfamilie Müllenheim denken, die 1332 durch das Geschelle mit den Zorn berühmt geworden ist. Eher käme eine Familie in Frage, die sich nach dem badischen Müllheim nannte. Auch bei diesen handelte es sich um eine weiter verbreitete ursprünglich zähringische Ritterfamilie, die aber in Breisach kaum auftrat (KINDLER VON KNOBLOCH, wie Anm. 102, Bd. 3 S. 129). Im Hofstättenverzeichnis wird 1319 allein eine auf der Westseite der Radbrunnentallee wohnende *Tilia dicta Mülnheimerin* erwähnt, welche nur den geringen Betrag von 2 Denar für ihre Hofstätte zu zinsen hatte. Infolgedessen bleibt auch dieses Problem zunächst ungelöst. (vgl. HStV S. 2).

<sup>131</sup> GSELL (wie Anm. 53) Bl. 32r.

<sup>132</sup> Dies kommt u. a. darin zum Ausdruck, daß Bischof Bertold II. in der bekannten Urkunde von 1255 Juni 26 u. a. den Breisachern versprechen mußte, im Umkreis von 1 Meile um die Stadt keine neuen Befestigungen erbauen zu wollen. Vgl. StABreis Urk. Nr. 1 = POINSIGNON S. n4; fehlt bei TROUILLAT.

<sup>132a</sup> Wie Anm. 24, 39.

<sup>133</sup> MGH SS Bd. 17 S. 236.

<sup>134</sup> Ebd. S. 203 zu 1278.

<sup>135</sup> MONE (wie Anm. 9) Bd. 3, 1863 S. 217.

<sup>136</sup> HASELIER (wie Anm. 2) S. 124 Anm. 23.

<sup>137</sup> Ebd. S. 124.

<sup>138</sup> S. oben Anm. 29, 30.

<sup>139</sup> S. oben S. 12.

<sup>140</sup> NOACK (wie Anm. 29) S. 91 Abb. 17. Legende Ziffer 9 u. 10. Auf S. 87 Abb. 3 Legende Buchstabe D nennt ARHARDT die Anlage *Alt Schloß ujm Berg*.

<sup>141</sup> GSELL (wie Anm. 53) Bl. 32r.

<sup>142</sup> Ebd. Bl. 30v.

<sup>143</sup> WAMPÉ (wie Anm. 10) Legende Buchstabe Z.

<sup>144</sup> Vgl. Anm. 24. Kommentar von HASELIER (wie Anm. 2) S. 80 „auf dem Eckartsberg darf dagegen jeder von ihnen“ [h. h. der König und der Bischof von Basel] „ein Haus bauen und Soldaten darin wohnen lassen“, ferner ebd. S. 83 „Rein militärischen Zwecken bleibt der Eckartsberg vorbehalten. Er ist groß genug, daß dort zwei getrennte Garnisonen unterhalten werden können“. Es zeigt sich die Problematik, wenn mittelalterliche Verhältnisse in einer „modernen“ Art beschrieben werden sollen! Richtig gesehen hat die Verhältnisse Th. Mayer Edenhauser, Zur Territorialbildung der Bischöfe von Basel, ZGORh Bd. 91, 1939, S. 238, der u. a. zutreffend von einer Ministerialenburg auf dem Eckartsberg spricht.

<sup>145</sup> Vgl. Anm. 140. Gärten und Weinberge auf dem Eckartsberg werden in den Quellen des späteren Mittelalters sehr häufig erwähnt. Vgl. z. B. StABreis Urk. Nr. 565: Zinsbuch v. Marienau 1455 (1355) Bl. 12v, 15r, 17v, 72v; ebd. Nr. 580 dsgl. von 1495 Bl. 60r, 63r, 67r, 67v. Vgl. ferner MABreis. = Rieder S. m32 (1291 Juli 22); S. m33 (1304 März 1); S. m34 (1331); S. m35 (1352).



## Zur Genealogie der Familie Malterer \*

Von W. GERD KRAMER

Die wichtigsten Beiträge zur Geschichte der Freiburger Patrizierfamilie Malterer gehen auf die Zeit von etwa 1880 bis auf den ersten Weltkrieg zurück. Jeder der Autoren hat Tatsachen beigebracht, aber die seiner Vorgänger offenbar nicht überprüft. So finden sich z. B. in den drei existierenden Arbeiten Heinrich Maurer's Widersprechungen, oder doch Abweichungen, die Maurer in den jeweils späteren Arbeiten nicht richtigstellt (Vgl. Literatur-Verzeichnis = LV 1, 2 und 3). Auch Kindler von Knobloch zieht in seinem Geschlechterbuch Maurers Ergebnisse nicht heran (LV 4), ebensowenig wie der Konservator Schweitzer (LV 5), während Maurer seinerseits in seinen zweiten und dritten Beiträgen, die Kindlers und Schweitzers Arbeiten zeitlich folgen, nicht auf deren Angaben resp. Ergebnisse eingeht.

Unsystematische Angaben macht als Letzter Bihler (LV 6), und nur der Zürcher Eduard Rübel-Blaß hat 1939 in seinen „Ahnentafeln“ (LV 7) seine direkten Malterervorfahren erfaßt, während er naturgemäß keine Personen aufführt, die nicht direkte Vorfahren sind. Nichtverwandte und Personen ohne Nachkommen sind, wie in allen Deszentorien, eliminiert.

Die hier erstellten Tafeln sollen einerseits die familiären Zusammenhänge der Malterer erkennen lassen, die sich aus reinen Beschreibungen nur schwer erschließen, so z. B. die Tatsache, daß Martin Malterer die Tochter seines Stiefvaters heiratete, oder, daß sein Schwager v. Blumeneck der Neffe von Martins Schwiegermutter gewesen ist, zum andern soll damit der Versuch gemacht werden, eine allmählich in der Maltererliteratur entstandene Lücke zu schließen und eine Ergänzung der bisherigen abzugeben.

Eine wirkliche Biographie der Familie Malterer und ihrer stadtgeschichtlich bedeutensten Vertreter, des Finanziers Johannes und seines ganz im Rittertum aufgegangenen Sohnes Martin fehlt bis heute. Wahrscheinlich, weil die gesicherten historischen Tatsachen spärlich sind. Doch kann und soll ein genealogischer Beitrag geschichtliche Zusammenhänge nicht darstellen. Sie müssen vorausgesetzt oder können nur am Rande erwähnt werden, wenn das Verständnis der Genealogie dies erforderlich macht.

In der zweiten Hälfte des 13. Jhds. bildeten sich in den Städten des ehemals zäh-

\* Mehrere Autoren haben biographische Arbeiten über diese Familie geschrieben und genealogische Angaben gemacht, jedoch waren sie stets verbaler Natur. Vergleicht man sie nun, und stellt man das Material in Tafelform zusammen, so erkennt man nicht nur die Zusammenhänge, man findet auch voneinander abweichende Tatsachen und Angaben, deren Klärung, wenn überhaupt, nur durch Heranziehung urkundlichen Materials möglich wäre.

Der vorliegende Beitrag hat jedoch rein vergleichenden Charakter. Er benutzt die vorhandene, einschlägige Sekundärliteratur. Er verfolgt nur den Zweck, in der Maltererliteratur publizierte Zusammenhänge, Daten und Zahlen zu erfassen und zu systematisieren.

ringischen Herrschaftsbereichs machtvolle Patriziate heraus, die durch familiäre Verschmelzungen vermöglicher Bürgerlicher mit Feudaladligen und Ministerialen - herzoglichen Beamten - entstanden waren. Diese „Familien“ grenzten sich nach Vermögen und sozialer Stellung gegen das niedere Bürgertum ab, aber auch in kommunal festliegenden Funktionen, wie der Besetzung bestimmter Ämter, Übernahme öffentlicher Aufgaben. Zu jener Zeit muß die Familie Malterer Grundvermögen in oder bei Feldkirch - zwischen Hausen und Breisach - besessen haben und wappentragend gewesen sein. Denn noch die späteren Generationen waren dort begütert und Martin Malterer führte das Wappen dieser Feldkircher Vorfahren. Ein - nicht mehr urkundlich feststellbarer - Vorfahre zog gegen das Ende des Jhds. nach Freiburg und erwarb offenbar das Bürgerrecht. Als früheste werden zwei Malterer urkundlich erwähnt: Konrad Malterer, bereits 1303 als Ratsherr in Freiburg und Friedrich Malterer, der Mezzier, im Jahre 1317. Aufgrund einer Festlegung des letzten Jahrhunderts werden deshalb die Nachkommen des Konrad als die „ältere“, die des Friedrich als die „jüngere“ Linie bezeichnet. Es gibt keinen Beweis einer Verwandtschaft zwischen diesen beiden Malterer, aber alle Bearbeiter bezeichnen sie als „sicher verwandt“, Kindler v. Knobloch als „wahrscheinlich Brüder“. Dieser letzteren Auffassung sollte man sich anschließen, denn der Name Malterer war nicht häufig, und wenn zwei Männer desselben Geschlechtsnamens in dem zahlenmäßig schwachen Patriziat einer Stadt erscheinen, so hat man es wohl eher mit Brüdern als mit Vettern zu tun.

Die Mitglieder der älteren Maltererlinie sind nicht vollständig und nicht in ihren Zusammenhängen erfaßbar (vgl. Tafel A). Sie starben später als die der jüngeren Linie aus. Der als letzter 1454 erwähnte Kanonikus Kunrat Malterer wurde im letzten Jahrhundert als illegitimer Sohn des Martin Malterer vermutet, doch ist diese Annahme nicht haltbar, sie wurde auch von Maurer abgelehnt. Kunrat hätte, da er den Namen Malterer trug, von Martin adoptiert sein müssen, außerdem lebte er noch 1454, also 68 Jahre nach Martins Tod, ein Zeitraum, der für ein natürliches Vater-Sohn-Verhältnis zu lang erscheint.

In Tafel A wurde die männliche Linie der jüngeren Malterer mitaufgeführt. Martins späterer Schwiegersohn Kaspar von Klingenberg zu Hohentwiel hatte einen Bruder Hans, der seinerseits mit einer Sophia Malterer unbekannter Herkunft verheiratet gewesen ist. Es könnte sich jedoch bei dieser Sophia um eine jüngere Cousine Martins aus der älteren Maltererlinie handeln, der jüngeren gehörte sie mit Sicherheit nicht an. Die Annahme einer Verwandtschaft ist nicht begründbar, doch liegt sie nahe, denn der Name Malterer war nicht häufig, und die Frau eines Ritters mußte patrizischer Herkunft sein. Hans fiel 1405 am Stoß, sein Schwiegersohn Hans Rudolf von Schönau war aber schon in Sempach gefallen. Daraus läßt sich folgern, daß Hans und Sophia erheblich älter gewesen sind, als der Bruder Kaspar und dessen Frau Margareta Malterer. Generationsmäßig standen sie eher näher bei Martin als bei dessen Tochter Margareta (vgl. a. Tafel D).

Die übrigen Angehörigen der älteren Linie sind bis auf die beiden ersten Generationen nicht systematisierbar. Einige Personen sind nicht einzuordnen und im unteren Teil der Tafel formlos vermerkt.

Mitglieder und Generationsgliederung der jüngeren Malterer sind klarer, wenn

auch nicht eindeutig feststellbar, jedenfalls nicht, soweit es einige weibliche Mitglieder betrifft. Friedrich Malterers Mutter Gertrud ließ sich in einem Seelbuch feststellen, in dem der Enkel Johannes Beträge für Verstorbene aussetzte, damit ihnen Messen gelesen werden. Ebenso ließ sich seine Frau Katharina belegen und sicher die Kinder Johannes und Anna. Diese Anna wurde später Nonne in St. Katarina, wo sie 1354 verstarb. Sie ist im Totenbuch dieses Klosters in Adelhausen vermerkt. Maurer gibt noch eine Schwester Adelheid an, die aber eher eine Schwester seines Vaters gewesen sein dürfte. Die übrigen Bearbeiter nennen diese Adelheid nicht. Gerade in Seelbüchern sind oft Personen angeführt, die noch als Kinder verstarben (vgl. Tafel B). Die Vornamen einiger weiblicher Personen, die Kindler v. Knobloch (LV 4) nennt, sind einem Seelbuch entnommen. Schon Schweitzer weist darauf hin (LV 5), daß es sich nicht um Töchter des Johannes, also die wichtigen Schwestern Martins handelt, sondern um die verstorbenen Vorfahrinnen Gertrud und Katharina Malterer. Unter der dritten Person, „Anna Malterer“, vermutet Schweitzer nicht eine Tochter, sondern eine nicht weiter feststellbare erste Frau des Johannes. Eine von Maurer in (LV 2) genannte Schwester Anna des Friedrich Malterer ist von ihm offensichtlich mit einer der beiden Annen verwechselt worden. So wurde die Tafel B erstellt im Versuch, Ordnung in die divergierenden Angaben zu bringen.

Friedrich Malterer scheint vermögend gewesen zu sein. Sein Sohn Johannes ist schon als junger Mann sehr reich, er scheint auf das Erbe seines Vaters aufgebaut zu haben. Der Beiname „mezzier“, den beide führen – er erscheint letztmalig in einer Urkunde von 1324 – scheinen sie eher einer öffentlichen Funktion zu verdanken, als dem vermuteten Mädchennamen der Mutter Katharina. Johannes hat diesen Beruf nie ausgeübt, doch schien ihm eine der beiden Metzgereien der Stadt zugewiesen gewesen zu sein, die er in seiner Eigenschaft als Marktgeschworener (conjurator fori) zu beaufsichtigen hatte, denn die Metzigen gehörten zu den Bänken in den Verkaufslauben. Auch bei einem anderen „Herren“ tritt die Bezeichnung auf als: „herre gerunke, der mezziger“ (LV 5).

Johannes, eine zeitgeschichtlich interessante Erscheinung, lebte von Geldgeschäften und wurde der wohl reichste Mann im Breisgau. In großem Maßstab kaufte er Ländereien und Ortschaften auf und verlieh Kapitalien an Einzelpersonen, Klöster, Städte usw., nachdem er besonders in den dreißiger Jahren mit Silberbergbau, der stets risikoreich war, sehr viel Geld verdient hatte. Er war einer der frühen Bankiers, wie sie später in anderen Städten auftraten (LV 5), doch umso auffallender ist es, daß sein einziger Sohn Martin nicht in die Unternehmungen seines Vaters eintrat, sondern jung sein Elternhaus verließ und vollkommen im Rittertum aufging. Johannes starb 1360 im Alter von gerade 60 Jahren. Dem widerspricht jedoch, daß er 1324 Ratsherr wurde, ein Amt, das man erst mit dreißig Jahren übernehmen konnte. Sein Geburtsjahr müßte somit 1294 sein!

Er heiratete um 1334/35 Gisela von Kaysersberg, die Tochter eines Edelknechts, dessen Vorfahren aus dem Elsaß stammten. Sie war eine Enkelin des ersten Snewelin (Tafel C). Nur Schweitzer fällt das relativ hohe Heiratsalter des Johannes auf, aus dem er folgert, daß Gisela die zweite Frau des Johannes gewesen sein kann oder muß. Als erste Frau vermutet er eine – oben schon erwähnte – Anna, die kinderlos

und nicht wappentragend war. Sie ist posthum 1354 als „Anna, die Maltrerin“ erwähnt, die nach Schweizers Vermutung die Besitzerin des Malterer Teppichs gewesen ist. Diese Frage soll hier nicht berührt werden, ebensowenig wie die nach dem Alter des Teppichs, das Schweitzer auf 1330 datiert, während man heute aufgrund stilistischer Elemente den Zeitraum von 1310–20 annimmt. Als Besitzerin wird heute seine Schwester Anna, die Klosterfrau angenommen, weil der Teppich eine Beigabe der Familie bei ihrem Eintritt in das Kloster gewesen sein kann (LV 8). Ob es zutrifft, daß die „suester Anna“ den Teppich erhielt, nur, weil sie im fraglichen Zeitraum Klosterfrau geworden ist, muß dahingestellt bleiben. Die Motive des Teppichs entsprechen nur schwer dem Anlaß. „Anna die Maltrerin“ wurde in Tafel C als mögliche erste Gattin aufgenommen, da diese Bezeichnung auf eine Nonne nicht angewandt wurde und das hohe Heiratsalter des Johannes die Existenz einer kinderlosen ersten Frau vermuten läßt.

Während Johannes Malterer bei seiner Heirat mit Gisela 34–40 Jahre alt gewesen sein kann, muß deren Geburtszeitraum sehr niedrig angesetzt werden. Denn Gisela verehelichte sich nach dem Tode des Johannes ein zweites Mal mit dem Grafen Walram von Tierstein in Basel, dessen Ehefrau Anna von Fürstenberg erst 1366 starb. Wie Rübel-Blaß angibt (LV 7), heirateten Gisela und Walram noch im selben Jahr. Dieser Ehe entsprang noch einmal ein Kind, Verena v. Tierstein. Wenn Verena 1367 geboren wurde, dann liegt zwischen der Geburt Martins, des ersten Kindes der Gisela, und Verenas der erstaunliche Zeitraum von 31–32 Jahren! Gisela mußte bei ihrer letzten Geburt das fünfzigste Lebensjahr überschritten haben. Je niedriger man aber deshalb ihr Geburtsjahr ansetzt, desto größer wird der Altersunterschied zu ihrem ersten Mann. Der Sohn Martin Malterer wurde wahrscheinlich in der ersten Jahreshälfte 1336 geboren, nicht 1335, wie man früher annahm. Die Tafeln geben deshalb „um 1336“ oder „1335/6“ als Geburtsjahr an. Urkundlich ist er erstmals im Testament seines Vaters vom März 1353 erwähnt.

Viel Abweichendes stellt man auch bei den Schwestern Martins fest. In die Tafeln wurden nur die sicher bekannten Schwestern Elisabeth, Margareta und Gisela Malterer aufgenommen, die wir später noch verfolgen können. Es wird des öfteren gesagt (Vgl. LV 9), Johannes habe aus familiärem Machtstreben oder persönlichem Ehrgeiz heraus seine Töchter in den Hochadel verheiratet. Dies könnte nur für Elisabeth, die älteste, und Gisela zutreffen, nicht für Margareta, obwohl die Blumeneck von den Fürstenbergern in die Familie integriert waren – gesellschaftlich zum höheren Adel zählten. Elisabeth war sehr schön, ihre Heirat, die 1356 sicher datiert ist, eine Bindung aus Neigung. Der völlig verschuldete Markgraf willigte aber ohne Schwierigkeit ein, weil Johannes ihn über eine großzügige Mitgift vor dem wirtschaftlichen Ruin rettete. Für diese Version spricht die Tatsache, daß Otto, obwohl noch jung, nach ihrem Tod nicht mehr heiratete und seinen Anspruch auf die Herrschaft Hachberg – heute: Hochburg – zurückgab. Margareta und die jung verstorbene Gisela heirateten noch vor dem Tod des Johannes 1360, wenn auch über Margaretas Heiratsdatum die Angaben schwanken. Die von Kindler (LV 4) angeführten drei weiteren Schwestern Martins scheinen nicht existiert zu haben, doch soll die Mutter Gisela nach Maurer noch Vormünder für zwei Töchter gehabt haben in der Zeit nach dem Tode des Johannes. Der Widerspruch ist nicht auflös-

bar. Martin dagegen heiratete sehr viel später. Sein Vater hatte dem etwa 19jährigen Sohn Ende 1354 Waldkirch nebst Schultheißenamt und die Kastelburg gekauft. Martin verließ offensichtlich seine Familie und wurde der Feudalherr, der er zeitlebens blieb. Dem Grafen Egeno von Freiburg zu Dienst verpflichtet, hat er sich wahrscheinlich an dem nächtlichen Überfall 1366 auf Freiburg beteiligt, der aber vereitelt wurde. Im anschließenden Kaiserstühler Krieg (LV 1) hat er sicher führend an der vernichtenden Niederlage mitgewirkt, die die Ritter den Truppen Freiburgs beibrachten. In den folgenden Jahren entwickelte er sich zu dem bedeutenden und kraftvollen Mann, als der er geschildert wird. Es ist nicht feststellbar, wann und wo er zum Ritter geschlagen wurde. Er war es im Jahre 1367, in dem er dann die Kastelburg baulich verschönte und der Stadt Waldkirch eine Steuer erließ. Gesah das anlässlich seiner Ehe mit der Tochter des Grafen Tierstein, der ein Jahr zuvor sein Stiefvater geworden war? Es sind aus anderen Daten keine sicheren Rückschlüsse auf sein Heiratsjahr zu ziehen. Aus der Tafel C erkennt man, daß sein Schwager Johann v. Blumeneck, der später die Wiesneck erwarb und bewohnte, der Neffe der ersten Gräfin Tierstein gewesen ist, außerdem waren, durch Martins Heirat mit der Tochter des Pfalzgrafen, Martin und seine Frau Anna beide Halbgeschwister der Verena von Tierstein. Frau Gisela Malterer ist damit die gemeinsame Vorfahrin von Martin und ihrem Ururenkel Adrian von Bubenberg. Nach der – vermutlich sehr späten – Geburt der Verena 1367 setzte eine sehr kurze Generationsfolge ein. Denn Verena starb 1421 nach drei Ehen mit 56 Jahren im Jahr der Verheiratung ihrer Enkelin, und wäre bald darauf schon Urgroßmutter geworden.\*

Martin Malterer, dem später fast das ganze Elztal und die Heidburg gehörten, wurde 1381 österr. Landvogt im Breisgau, Elsaß und Sundgau. Eine erstaunliche Tatsache, zumal dieses Amt meist nur höheren Adligen zustand. Aber nur drei Jahre später verliert Martin alle drei Vogteien. Das fällt nur einem der Bearbeiter auf. Hatte es Spannungen oder Gegensätze mit Herzog Leopold gegeben? Als die Politik des Fürsten von 1385 bis 1386 zum offenen Aufstand der Eidgenossen führte, den Leopold nach längerem Waffenstillstand im Sommer 1386 niederzuschlagen versuchte, marschierte Martin, der älteste, erfahrenste und sicher einer der fähigsten strategischen Köpfe im herzoglichen Heer ohne militärische Funktion in die Katastrophe von Sempach mit. Die eigentliche Kampftruppe in Stärke von etwa sechstausend Mann führte ein Vetter des Herzogs, Johann von Ochsenstein, derselbe, der Martins Nachfolger als Landvogt im Sundgau geworden war. Hatte Leopold ihn favorisiert und Martin bewußt zurückgesetzt? Wegen ihres dramatischen gemeinsamen Todes hatte man den Herzog und Martin stets als Freunde betrachtet, sogar als illegitim Verwandte. Die Situation deutet eher auf ein Zerwürfnis hin, denn auch die Position des zweiten Heerführers hatte Leopold mit einem anderen besetzt, mit Hans von Hasenburg, Verena von Tiersteins Mann. Dieser protestierte in der Anfangsphase der Schlacht gegen die starre Taktik Ochsensteins, die jede Entwicklung der Truppe unmöglich machte und verlangte bedingten Rückzug und Neuaufstellung des herzoglichen Heeres. Der Herzog entschied die Kon-

\* Das Geburtsjahr Adrians, des heldenhaften Verteidigers von Murten gegen Karl den Kühnen 1476, liegt zwischen 1421 und 1428. Heute nimmt man meist 1424 an (LV 10). Doch hatte Adrian noch eine Schwester, die älter gewesen sein könnte (LV 7).



troverse zugunsten Ochsensteins (LV 11). Daß Martin Malterer und einige andere erfahrene Ritter hinter Hasenburg standen, ist fast als sicher anzunehmen.

Die Entscheidung des Herzogs besiegelte das Schicksal der Ritter. Ochsenstein ließ sie absitzen und die Barrikade der Eidgenossen zu Fuß bestürmen. Dann erfolgte der tödliche Flankenstoß der Eidgenossen, der die Ritter vom flüchtenden Gros abtrennte und zur Einigelung zwang. Gegen Abend wurde der Ring gesprengt, und die bei mörderischer Hitze kämpfenden Ritter sanken unter den Hieben ihrer



Wappen des Ritters  
Martin Malterer,  
gefallen Sempach 138  
Zeichnung Fritz Held  
Karlsruhe

gnadenlosen Gegner. Ihre Leichen lagen haufenweise übereinander. Doch selbst den Eidgenossen fiel auf, daß der Leichnam Martins über dem des Herzogs lag, die Fahne Freiburgs in der erstarrten Faust. Es wurde rasch in Freiburg bekannt, daß Martin noch versucht hatte, den Fürsten zu schützen, dessen Schwert gebrochen war. Martin hatte noch dem tödlich verwundeten Schultheißen und Bannerträger von Freiburg, Enderle Snebelin von Landeck das Banner entrissen und war dem wehrlos taumelnden Herzog zu Hilfe geeilt. Wir wissen nicht, was sich menschlich zwischen dem Herzog und Martin kurz vor diesem Ende abgespielt hatte. Martin aber kehrte erst im Tod symbolisch in seine Vaterstadt zurück, wie ihn das Denkmal auf der Schwabentorbrücke darstellt (LV 11). Sein Leichnam wurde zusammen mit denen weiterer etwa 120 Adliger in das alte habsburgische Kloster Königsfelden bei Windisch überführt und beigesetzt. Leopolds Gebeine ruhen heute in Innsbruck, das gebrochene Schwert bei ihnen. Von dem Blutzoll, den Freiburgs führende Familien entrichten mußten, haben sie sich nicht mehr erholt. Außer dem Schultheißen fielen vier weitere Snebelin, zwei Kuchlin, sieben andere Edle oder Edelknechte sowie mehrere Herren, die im Dienste der Stadt gestanden hatten, alle einschließlich ihrer Soldaten. Von den 18 im Rat sitzenden Rittern blieben nach der Schlacht noch 8 übrig. Die Macht der Patrizier zerbrach damit endgültig. Die Gesellschaft „zum Ritter“ löste sich auf, die übrigen zogen sich eine Generation später in den landsässigen Adel der Umgebung zurück.

Die Schwester der Gisela von Kayersberg, Martins Tante, ist übrigens auch mit einem Snebelin verheiratet gewesen. Diese verwandtschaftliche Beziehung ist nicht in den Tafeln aufgeführt.

Von Martins Familie lebten nach der Schlacht nur noch seine Frau Anna von Tierstein, seine drei Töchter und Verena von Hasenburg auf Asuel bei Pruntrut, deren Mann Hans von Hasenburg vergeblich versucht hatte, das Steuer herumzureißen. Die übrigen Mitglieder der Familie waren alle nicht mehr am Leben, denn Martins Mutter Gisela von Kaysersberg war 1381 anlässlich eines Besuchs auf der Wiesneck gestorben, 1383/4 folgten kurz aufeinander ihre Tochter Margarete und deren Mann, Johann von Blumeneck, 1384 auch ihre älteste Tochter Elisabeth von Hachberg, deren Mann nicht mehr heiratete und in Sempach fiel. Nur sein Bruder konnte sich retten, seine Nachfahren begründeten später die Linie der Großherzöge von Baden. Martins Frau Anna von Tierstein verlor an einem einzigen Tage ihren Mann, ihre beiden Schwäger von Hachberg und von Hasenburg, sowie ihre beiden Brüder Hans und Walram von Tierstein. (LV 12).

Trotz dieses furchtbaren Schicksalsschlages und des ritterlichen Todes Martins entzog das Haus Habsburg Anna Malterer das Lehen Kastelburg, die sie verlassen mußte wie eine Fremde. Später erwarb ihre Tochter Gisela die Burg noch einmal für kurze Zeit. Anna Malterer - von Tierstein heiratete einige Jahre später noch ein zweites Mal, doch hatte sie aus dieser Ehe keine Nachkommen mehr (Tafel C und D). Die Kinder der Blumeneck's verkauften später die Burg Wiesneck und zogen nach Freiburg. Nur Martin Malterer, seine Schwester Margareta und seine Halbschwester Verena hatten Nachfahren. Einer von Martins Nachkommen ist der Graf Froben von Zimmern gewesen, der in seiner bekannten „Chronik der Grafen von Zimmern“ berichtet, Martin sei ein illegitimer Sprößling eines vornehmen Mannes gewesen. Der reiche Breisacher (?) Ratsherr Malterer habe das Kind in einem Nachen im Rhein treibend gefunden und an Sohnes statt angenommen. Der Wahrheitsgehalt dieser Erzählung ist ungeklärt (LV 13). Nach einhelliger Auffassung aller Historiker ist Martin der Sohn seines Vaters Johannes gewesen. Das ergibt sich aus der Rechtsstellung Martins im Testament seines Vaters vom März 1353. Im 19. Jhd. vermutete ein Bearbeiter den Herzog Leopold als den natürlichen Vater Martins, weil Martin ihn zu schützen versucht hatte, bis sich herausstellte, daß Leopold 1351 geboren worden ist, also 15 Jahre jünger war als sein angeblicher Sohn. Auch Kunrat Malterer, der Kirchherr und Kanonikus ist ja als unehelicher Sohn Martins bezeichnet worden (Ältere Malterer, Tafel A). Aus all dem kann höchstens gefolgert werden, daß ein illegales Kind in der Familie Malterer eine Rolle gespielt hat.

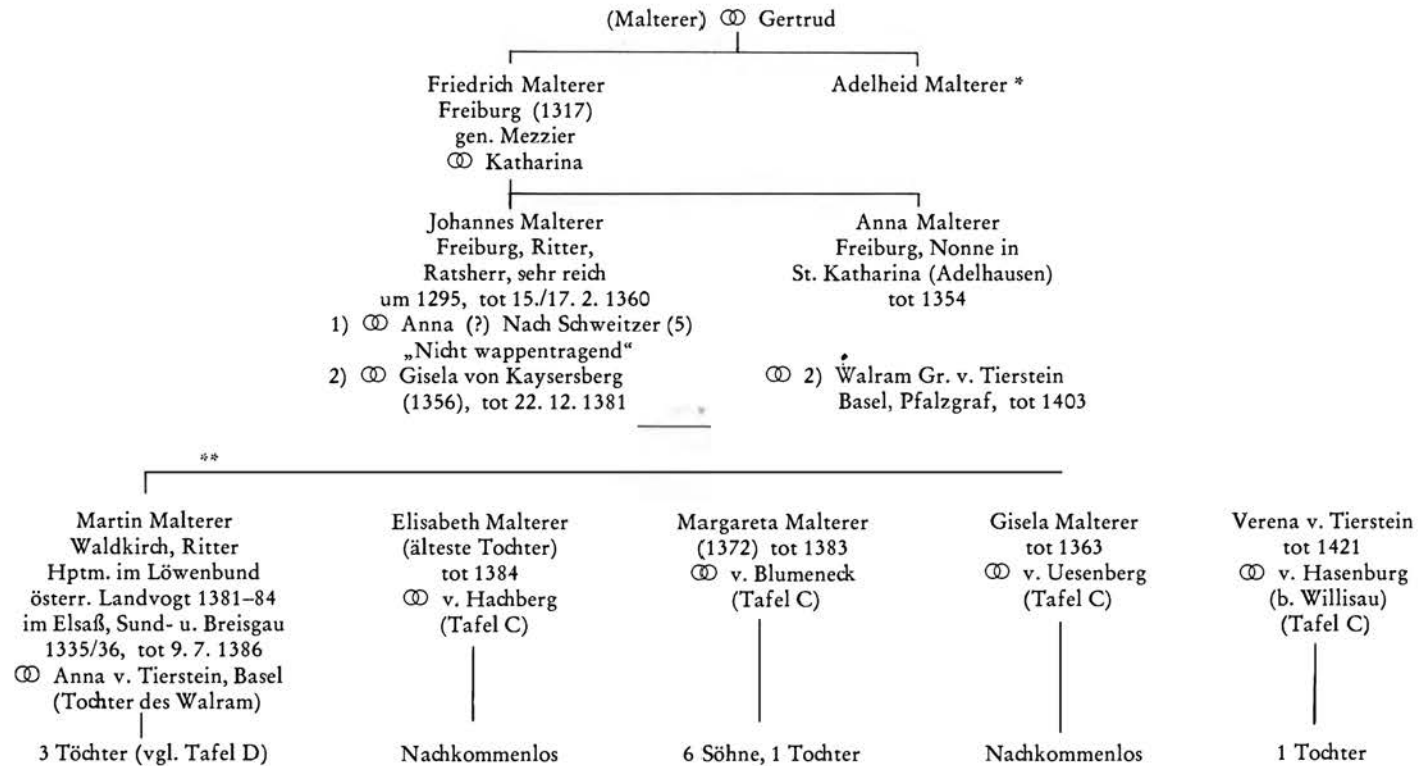
Martin und Anna hatten 3 Töchter. In seinem ersten Beitrag spricht Maurer von 4 Töchtern (LV 1). Wenn Maurers Angabe stimmen sollte, so ist diese Tochter unverheiratet oder sehr früh verstorben.

Martins Mutter Gisela, die noch als „comitissa de Tierstein“ erwähnt ist, hatte älteren Angaben zufolge 11 Enkel. Nach unserer Zusammenstellung müßten es 12 sein. Wahrscheinlich ist Verenas Tochter Johanna von Hasenburg in Asuel übersehen worden, die sich später in den Sundgau verheiratete.

Gisela von Tierstein hatte ihren Schmuck und Kleinodien dem Kloster St. Märgen vermacht, in dem sie auch beigesetzt scheint. Zu Beginn des 15. Jhdts. prozessierten ihre 11 Breisgauer Enkel mit dem Kloster auf Herausgabe des Schmucks und gewannen den Prozeß. Auf so schmachvolle Weise endete der ungeheure Reichtum des Ratsherrn und Ritters Johannes Malterer.



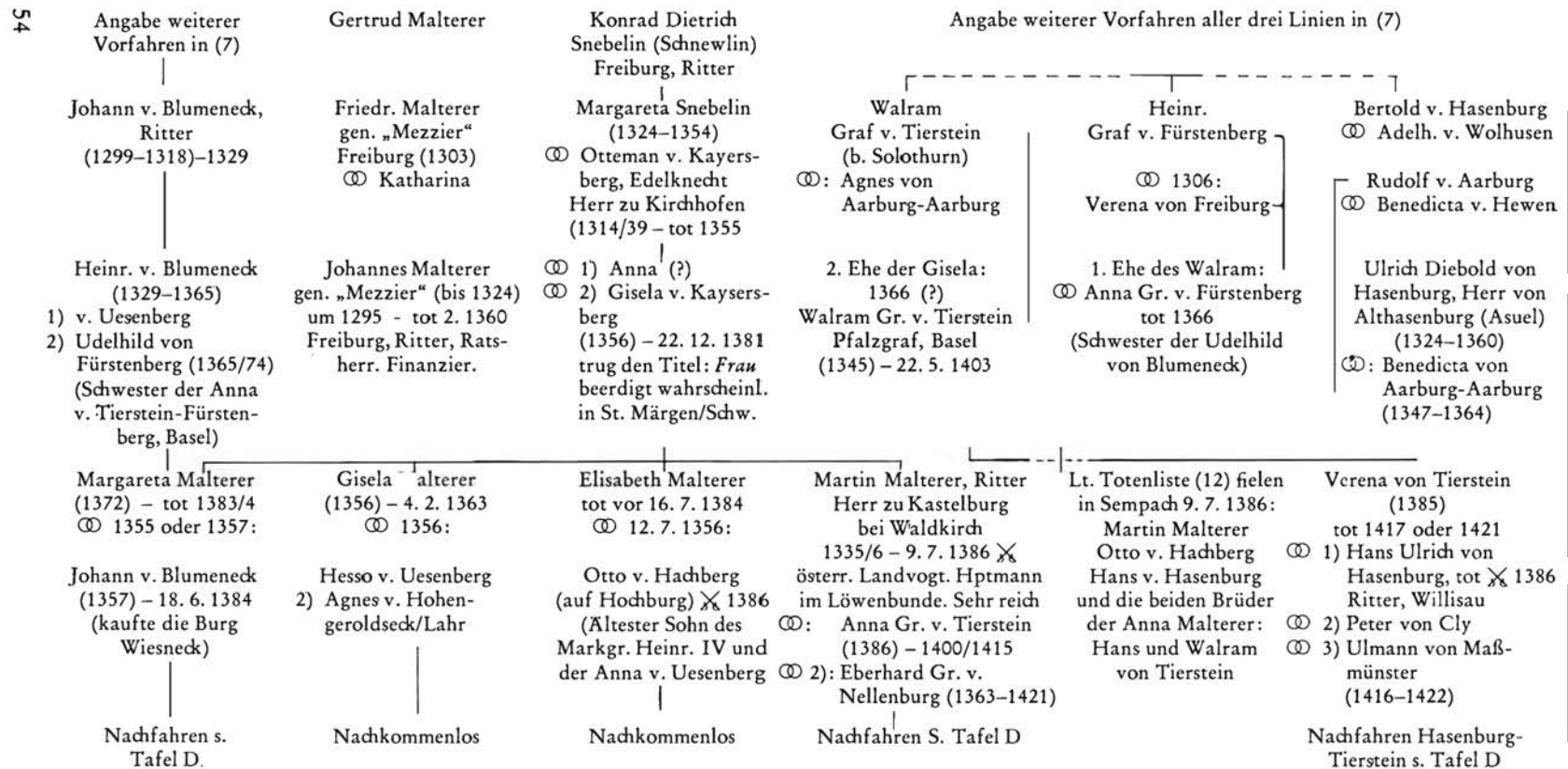
Tafel B: Jüngere Malterer



\* Unsicher. Nach Maurer (1) ist Adelheid eine Schwester des Johannes, nach Maurer (2, 3) hat Friedrich eine Schwester mit Namen Anna. Wahrscheinlich ist, daß Friedrich eine unverheiratete Schwester Adelheid hatte.

\*\* Kinder v. Knobloch nennt als Kinder des Johannes u. der Gisela noch Anna, Gertrud u. Katharina (4). Maurer erwähnt in (1) Katharina u. Gertrud, die 1360 noch Pfleger hatten. Wahrscheinlich hat Anna nicht existiert und Katharina u. Gertrud sind, wenn sie existiert haben, unverheiratet gestorben.

Tafel C: Vorfahren und Ehen der vier Geschwister Malterer und Zweitehe der Mutter Martins mit dessen Schwiegervater



Legende zur Benutzung der Tafeln:  
Art des Zeichens oder Symbols:

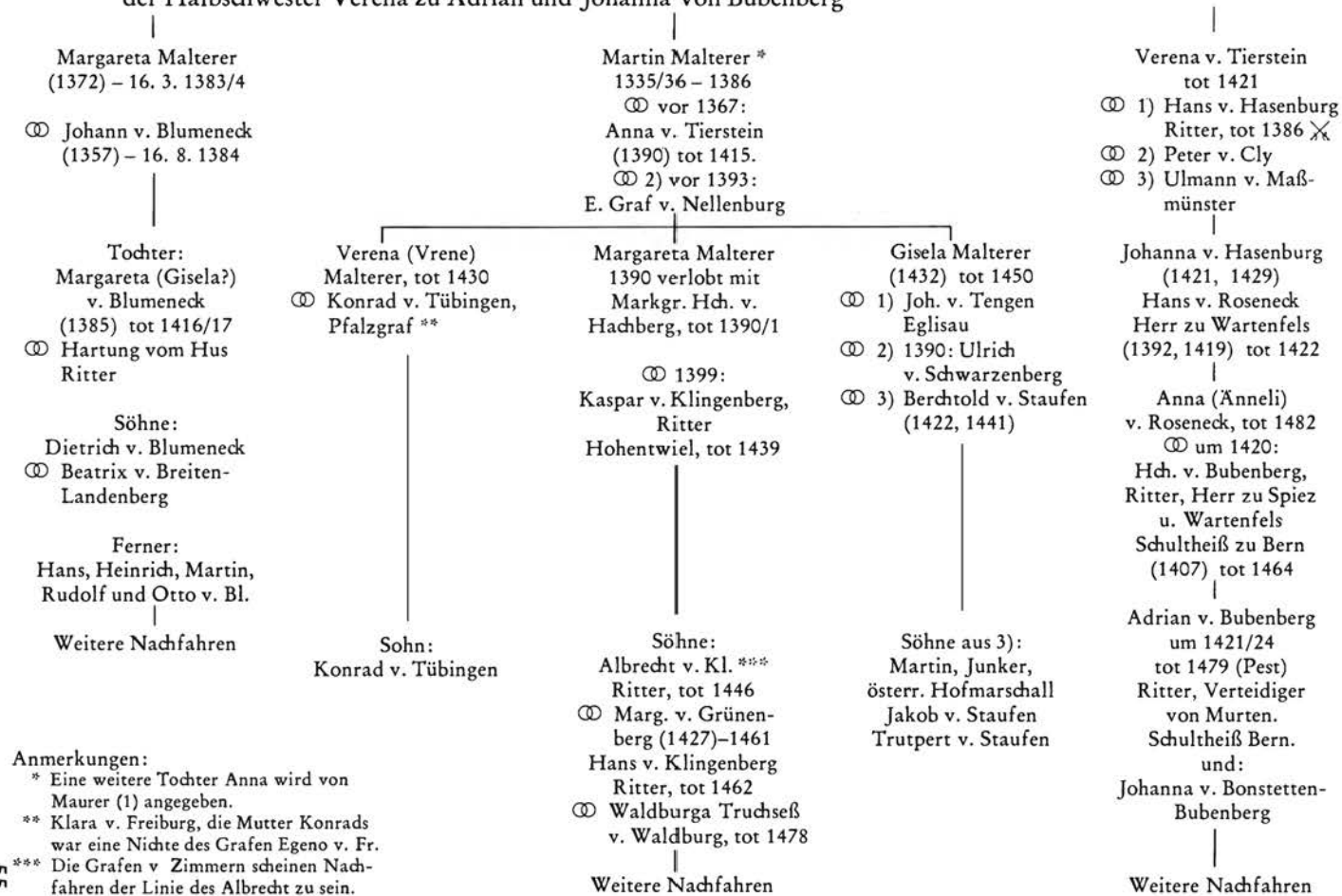
1. Eine in Klammern gesetzte Zahl bedeutet: „Einmalige Erwähnung“
2. Zwei in Klammer gesetzte Zahlen bedeuten: „Erst- u. letztmalige Erwähnung“
3. Zwei verbundene Ringe bedeutet: „verheiratet“ oder „heiratet“ 1367
4. Zwei verb. Ringe mit Zahl vor Klammer bedeuten: „erste, zweite, oder dritte Ehe“
5. Zwei gekreuzte Schwerter bedeuten: „Im Kampf gefallen“

Beispiel:

- (1354)  
(1346–1374)  
⊙ 1367 :  
⊙ 2 ) 1367 :  
✕



Tafel D: Die zwei Nachfahrenlinien der Geschwister Martin und Margareta Malterer und die Nachfahrenlinie der Halbschwester Verena zu Adrian und Johanna von Bubenberg



## Literatur:

1. MAURER, H.: Martin Malterer von Freiburg. ZFreibGV 6 (1883), S. 193—240.
2. MAURER, H.: Ein Freiburger Bürger und seine Nachkommen. ZGORh 61 (1907), S. 19—51.
3. MAURER, H.: Ein Freiburger Millionär des 14. Jhds. und seine Nachkommen. Schauinsland 34 (1907), S. 1—20.
4. KINDLER — VON KNOBLOCH, J.: Oberbad. Geschlechterbuch, 3 Bde. (1899—1913), 1919.
5. SCHWEITZER, H.: Bilderteppiche. Schauinsland 31 (1904), S. 31 f.
6. BIHLER, O.: Die Malterer in Freiburg, in: Breisgauer Chronik 9 (1917), Nr. 18—19 (Inst. f. Volkskunde).
7. RÜBEL BLASS, E.: Ahnentafeln Rübel Blaß (Tafelband) hrsg. v. d. Helene und Cécile Rübelstiftung. Zürich 1939.
8. Kunstepochen der Stadt Freiburg, hrsg. v. d. städt. Museen Freiburg, 1970.
9. WILMS, B.: Die Kaufleute zu Freiburg im Breisgau. 1916.
10. GOLOWIN, S.: Adrian von Bubenberg und die Krone von Burgund. Bern 1976.
11. PUSIKAN: Die Helden von Sempach. Zürich 1886.
12. — Handschrift 362. Universitäts Bibliothek Freiburg (Hug'scher Kodex). Um 1444. Anhang: Totenliste von Sempach.
13. v. ZIMMERN, Graf Froben Christoph: Aus der Chronika derer von Zimmern. Hg. B. Ihringer 1911, S. 38 ff.
14. BOESCH, G.: Die Gefallenen der Schlacht bei Sempach aus dem Adel des dt. Südwestens. AlemJb 1958, S. 223—278.
15. LIEBENAU, Th. v.: Die Schlacht bei Sempach. 1886.

## Nachtrag

Auch in der vielfältigen eidgenössischen Literatur, die über Sempach existiert, spielt Martin Malterer eine besondere Rolle, tauchen verstreute genealogische Hinweise auf, so auch bei Boesch (LV 14), der die Geschwister Martins aufführt, seine Töchter und deren Ehemänner.

Boesch's Angaben weichen in zwei Punkten von denen der o. a. Bearbeiter ab. Wie Maurer und Kindler nennt Boesch noch eine vierte Tochter Martins mit Namen Anna. Wenn diese Tochter existiert hat, so war sie weder verheiratet noch hatte sie Nachfahren. Der ihr von Boesch zugeschriebene Ehemann Joh. v. Tengen von Eglisau war der erste Ehemann ihrer Schwester Gisela. Deshalb ist Anna nicht in den Tafeln aufgeführt worden.

Die zweite Abweichung betrifft Gisela, die dreimal verheiratet war, aber nur in dritter Ehe von *Berchtold* von Staufen Kinder hatte (vgl. Tafel D). Boesch ordnet ihr Eppo von Hattstadt als zweiten und *Gottfried* von Staufen als dritten Ehemann zu. Diese abweichenden Angaben fanden sich erst nach Fertigstellung des Manuskripts und bedürfen noch der Klärung.

Aus dem Raum, den Martin in den Berichten der Eidgenossen einnimmt, läßt sich entnehmen, welche überragende Persönlichkeit er gewesen ist. Die Totenlisten führen ihn fast alle unter den Fürsten auf, während sein schwarzer Bart in die Schlachtenlieder der Eidgenossen einging. Seine politische, militärische und geschichtliche Bedeutung ist von den Historikern nur ungenügend herausgearbeitet worden. Die eidgenössische Chronik, die den Schlachtenholzschnitt des Malers und Staatsmanns Niklaus Manuel Deutsch (Bern, 1484—1530) erläutert, schildert seinen Tod so (LV 15):

„Da sonderlich zu merken, als der hertzog gefellt, daß Herr Martin Malterer auf ihn gefallen, vermeinend, ihn ze decken und also bey dem leben zu erhalten, ward aber samt dem hertzen umgebracht“.

# Zur Geschichte der Bäder im Breisgau

von  
ROLF SÜSS

## **Zur Geschichte der Bäder im Breisgau**

Mit der Eröffnung des Mineral-Thermal-Bades im Freiburger Mooswald westlich Freiburg-St. Georgens haben die Bestrebungen der Stadt Freiburg ihren erfolgreichen Abschluß gefunden, die schon Ende des 19. Jahrhunderts begannen. Dank der heutigen Technik sowohl auf dem Gebiet der geologischen Untersuchungen als auch dem der Erschließung von Vorkommen ist in diesem Jahrhundert nach den Erfolgen in Bad Krozingen und Bad Bellingen im oberen Rheintal die dritte Heilquelle „erschrotet“ worden. Daß daneben das alte Römerbad Badenweiler besteht, ist allgemein bekannt. Kaum bekannt hingegen ist, daß es im Breisgau, im Raum um Freiburg früher eine ganze Reihe von Bädern gab. Eine Vielzahl von Belegen für diese Bäder sind erhalten. Leider sind bisher nur lokale, aber keine regionale Darstellungen der Bädergeschichte unserer Landschaft erschienen. Dieser Beitrag soll einen knappen Überblick über das Thema geben, für das es sicher genügend Gelegenheit zum „Nacharbeiten“ gibt.

Welche Bäder gab es? Da sind zunächst auf der heutigen, von der Gemeindeform geprägten Freiburger Gemarkung das Bad in Herdern, das Kibbad in Freiburg-Kappel, das Stahlbad in Freiburg-Littenweiler, das „Bad“ in Freiburg-Opfingen-St. Nikolaus und das Thermalbad Freiburg-Zähringen zu nennen.

Südlich Freiburgs gab es das Kuckucksbad in Ellighofen bei Bollschweil, den Leimenstollen bei Leutersberg und die Badwirtschaft in Ehrenkirchen-Ambringen. Grunern, Sulzburg und Badenweiler, noch südlicher gelegen, mögen in diesem Rahmen unbeachtet bleiben. Westlich der Stadt Freiburg, am Kaiserstuhl, finden wir alte Bäder in Achkarren, Oberschaffhausen, Vogtsburg, Schelingen und Bahlingen. Nördlich der Stadt kann man das Glotterbad, das Suggenbad und das Waldkircher Archbad nennen. Ein Bad in Malterdingen und das Bad im Wasserschlößle bei Emmendingen mögen unberücksichtigt bleiben.

Für alle diese Orte liegt natürlich ortsgeschichtliches Quellenmaterial vor. Daneben aber gibt es eine spezielle Bäderliteratur, die vom 16. Jahrhundert an mit den sogenannten „Badbüchlein“ einsetzt und bis zu den heutigen Bäderverzeichnissen führt. Bei der alten Bäderliteratur machte D. Georg Pictorius im Jahre 1560 den Anfang.<sup>1</sup> Gallus Eschenreuter's (Etschenreuter) Bäderbeschreibung wurde 1571 in Straßburg gedruckt.<sup>2</sup> Die „Hydriaticae auctore“, von Martin Rulandi verfaßt, erschien im Jahre 1578.<sup>3</sup> Jacob Th. Tabernaemontanus<sup>4</sup> brachte 1605 zu Frankfurt ein Bäderbuch heraus. In diesen Schriften wurden die damaligen Heilbäder aufge-

zählt, meist die Art und Zusammensetzung der Heilwässer beschrieben und dargestellt, gegen welche Krankheiten und Beschwerden das Wasser nützlich war. Andere Bücher befaßten sich mit dem Baden in Heilquellen allgemein.<sup>5</sup> Es gab auch spezielle Veröffentlichungen für einzelne Bäder, so etwa für das Glotterbad, Bad Vogtsburg und das Bad in Oberschaffhausen. Vom 19. Jahrhundert an erscheinen regelmäßig Bäderverzeichnisse, sowohl für Baden als auch für ganz Deutschland. Dazu gehören die Veröffentlichungen von W. L. Kölreuter aus den Jahren 1818<sup>6</sup> und 1820/22<sup>7</sup> und das 1841 bzw. 1846 erschienene Buch von Dr. Heyfelder „Die Heilquellen des Königreichs Württemberg, des Großherzogtums Baden, des Elsaß und des Wasgau“.

Nicht alles, was sich damals „Bad“ nannte, war ein Heilbad. Zwar gab es schon Wasseranalysen und Expertisen, aber die Grenze zwischen dem Bad zur Heilung oder Linderung von Beschwerden und dem einfachen Wasserbad zur Körperreinigung zu ziehen war offenbar nicht einfach. So gab es die „Bäder“ St. Nikolaus bei Opfingen, den Leimenstollen bei Leutersberg und die Arch in Waldkirch.

Im Gegensatz zu den heute in entsprechender Tiefe erbohrten Heilwässern hatten die alten Bäder nur oberirdische Quellaustritte. Äußere Umstände wie Erdbebewegungen konnten den Bestand einer solchen Quelle verändern oder zerstören. Da diese oberflächigen Quellen meist nur die normale Quellenwassertemperatur hatten, mußte das Badewasser aufgeheizt werden.

### **Die Bäder in Freiburg**

Für ein Heilbad in *H e r d e r n* gibt es aus dem Jahre 1564 einen Beleg. Danach sei der baslerische Fürstbischof Melchior von Lichtenfels mit einem Gefolge mit 20 Pferden nach Freiburg gekommen, um sich im nächstgelegenen Dorfe Herdern einer Badekur zu bedienen.<sup>8</sup> Ein anderer Beleg, der verschiedentlich genannt wurde, ist offensichtlich nicht zu halten. Danach soll Bischof Rudolf von Lüttich, ein Sohn Herzog Konrads von Zähringen und Bruder Herzog Bertolds IV, um das Jahr 1190 in Herdern gestorben sein.<sup>9</sup> Eisengrein<sup>10</sup> und Schreiber<sup>11</sup> erwähnen, daß dies geschehen sei, als er „das Bad benutzte“. Dieses Bad Herdern hat die Stadtverwaltung Freiburgs bis in unsere Zeit hinein beschäftigt. So beauftragte der Stadtrat im Jahre 1890 das Stadtarchiv, über Belege für dieses Bad und seinen Standort zu berichten. Schließlich sei das Bad noch von Heyfelder erwähnt worden und habe eine Badeanstalt und eine Stahlquelle gehabt.<sup>12</sup> Das Archiv erwiderte, daß nach mündlichen Überlieferungen das Bad früher an der Stelle des Gasthauses Schwanen gewesen sei. Daraufhin wurde das Tiefbauamt angewiesen, nach Spuren zu suchen. Dieses teilte mit, daß sich selbst die ältesten Einwohner Herderns nicht mehr an das Bad erinnern könnten. Zwar sei im Keller der Schwanenscheune eine kleine Quelle, die früher einen Röhrenbrunnen gespeist habe. Das Wasser enthalte jedoch keine sichtbaren Bestandteile.

Nach dem ersten Weltkrieg kam die Quelle erneut in das Gespräch. Das Wasserwerk berichtete der geologischen Landesanstalt, daß im Keller des Schwanen etwas Wasser zu tage trete, das früher zu einem Brunnen vor der Eichhalde geleitet worden wäre. Es sei etwas härter als das Freiburger Trinkwasser, habe etwas mehr

Chlor, aber die gleiche Temperatur wie andere Quellen. Bei den Versuchen der Stadt, Thermalwasser zu erschließen, kam man immer wieder auf das Bad Herdern zurück. Außer dem Beleg von 1564 gibt es allerdings keine weiteren, weder in der älteren Bäderliteratur noch in Berainen usw. War die Quelle vielleicht im Zusammenhang mit dem Bergbau entstanden und wieder versiegt?

Das Kibbad in Freiburg-Kappel wird erstmals am 1. 7. 1466 urkundlich erwähnt.<sup>13</sup> Damals entschied das Hofgericht zu Rottweil in einer Klagsache des Thomas von Bollschweil gegen Bentz Vend wegen eines von Vend eröffneten Bades. Der Ritter von Bollschweil beanspruchte die Quelle für sich, weil sie in seinem Wald entspringe. Das Hofgericht lehnte die Klage ab und stellte fest, daß die warme Quelle auf Grundstücken des Klosters Oberried austrete. Das daher stammende Kibbad blieb bis zur Aufhebung des Klosters der Wilhelmiten zu Oberried deren Besitz.

Die ältere Bäderliteratur berücksichtigt das Kibbad. Pictorius schreibt 1560,<sup>1</sup> das Kibbad würde vor allem von den Freiburgern frequentiert und helfe mit seinem Kupfer- und Schwefelgehalt vor allem kaltem Leib, den Augen. Es sei weiter gut gegen Nierensteine und Räude. Der Wirt des Bades sage: „REGULA BURSALIS, EST OMNI TEMPORE TALIS“ – man solle also sein Essen mitbringen.

Gleiche Nachrichten über das Kibbad erfahren wir aus den Veröffentlichungen Martin Rulandis und Gallus Eschenreutters. Tabernaemontanus schreibt für sein 1605 erschienenes Werk offenbar nur oberflächlich ab. „Ribbad bei Lautenweyler“ heißt es da. 1619 gibt Johann Georg von Grafenberg, ein vorderösterreichischer Medizinalchef, Heilerfolge des Kibbades bekannt.<sup>14</sup> Heyfelder berichtete 1841, es sei im Kappler Tal das Kibbad als Acrotocerne, die im 16. Jh. den Ruf großer Wirksamkeit genoß, jetzt aber nur noch im Sommer aus Freiburg und Umgebung besucht werde. Ein Bäderverzeichnis des Jahres 1896<sup>15</sup> berichtet, das Kybbad sei hübsch gelegen, als Bauernbädle von Landleuten besucht. Den Gästen werde mit bescheidenen Mitteln Unterkunft gewährt. Auch 1905 ist es erwähnt.<sup>16</sup>

Aus anderen Quellen erfahren wir mehr über den Bestand des Bades. Das Generalandesarchiv bewahrt Akten aus der Zeit von 1466 bis 1740.<sup>17</sup> 1586 wurde ein Prior des Klosters Oberried seines Amtes enthoben, weil er sich unter anderem „in den kybbad mit einer weibsperson sehr ergerlichen (wie dann allenthalben ruochbar) gehalten“.<sup>18</sup> Sowohl 1625 als auch 1631 ist das Bad urkundlich erwähnt.<sup>19</sup> 1659 geben die Wilhelmiten dem Bad eine Badeordnung.<sup>20</sup> Nichts möge wider Gottes Ehre und zu des Nächsten Nachteil geschehen, vielmehr Zucht, Ehrbarkeit, Friede und Einigkeit bewahrt sein. Der Badwirt möge bei seinen Leuten auf Gottesfurcht und Zucht sehen. Den Badegästen solle man preiswerte Unterkunft sowie Speise und Trank geben. Der Wirt soll allzeit mit gutem weißem und rotem Wein, „ohngeläuscht und nit zu sehr geschwebelt“ versehen sein. Auch die Badegäste sollten sich sittsam aufführen. Die Badeinrichtungen sollten vor der Saison sehr gründlich, Badekasten und Bütten täglich gesäubert werden.

Als im Mai 1704 Marschall Tallard mit seinen Truppenteilen die Stadt über Günterstal und Kappel die Stadt Freiburg umging, wurde das Kibbad ein Raub der Flammen.<sup>21</sup> Der Hof wurde zwar wieder aufgebaut, nicht aber das Bad. 1709 gab der Besitzer Bartlin Strub das Gut an seinen Sohn Michel unter dem ausdrücklichen



Vorbehalt der Wiedereröffnung des Bades. Ein Mathias Wisel heiratete später die Witwe des Michel Strub und gab 1740 den Hof an Andreas Roth.<sup>22</sup> Dessen Sohn, der 1818 den Hof übernahm, stellte schließlich im Jahre 1834 Antrag auf Wiedereröffnung des Bades.<sup>23</sup> Die Regierung ließ 1835 eine Analyse des Wassers machen und strich daraufhin das Kybbad aus der Liste der badischen Heilbäder.<sup>24</sup> Hatte sich die Quelle im Laufe der Jahrzehnte verändert? So konnte Peter Roth das Bad nur als Reinigungsbad mit Gastwirtschaft, also als „Freßbädle“ weiterführen. Peter Roth starb 1885, sein Sohn konnte das Bad nicht halten. 1909 wurde das Anwesen versteigert, 1910 erwarb ein Freiburger Konsortium das Gut. 1915 schloß man das Bad. Die Wirtschaft wurde noch einige Zeit beibehalten, dann verblieb nur noch das Hofgut. Mit Bad Kibbad war es vorbei.<sup>25</sup>

Das Stahlbad im Freiburger Vorort Littenweiler tritt erst im 19. Jahrhundert in Erscheinung. Heyfelder berichtet 1841, man habe im Jahre zuvor beim Graben eines Brunnens eine Stahlquelle entdeckt, die große Ähnlichkeit mit der Kappeler Eisenquelle habe. Im Jahre 1844 errichtete dann der Freiburger Posamentier Joseph Ziegler ein Badehaus.<sup>26</sup> Es gab einige Schwierigkeiten mit dem Landamt. Ziegler konnte schließlich von der Gemeinde für 1500 fl die Gemeindestube kaufen und die Wirtschaftsgerechtigkeit auf das neue Badehaus übertragen. Dieses sollte, wie Ziegler schrieb, vor allem der Freiburger Bevölkerung zur Belustigung und Erholung dienen. Das Landamt genehmigte schließlich mit dem Vorbehalt, daß das Haus nicht „Badstube“, sondern „Gasthaus zur Stadt Freiburg“ zu nennen sei und keine Heilbäder, sondern nur gewöhnliche Reinigungsbäder verabreicht werden dürften. Im Jahre 1855 finden wir das Bad im Besitz des Anton Pleiner, der in der Freiburger Zeitung inserierte,<sup>27</sup> er habe jetzt eine „Omnibusfahrt“ eröffnet. Dieser Pferdeomnibus fuhr täglich um 8 Uhr und 14 Uhr vom Storchen beim Schwabentor ab und um 12 Uhr und 17 Uhr wieder zurück. Pleiner beantragte 1856 einen Zuschuß von 500 fl aus dem großherzoglichen Bäderfond. In seinem Antrag führt er aus, er gäbe kalte und warme Bäder, Dampfbäder und Douchebäder ab und habe sehr viel Geld investiert. Mit dem Zuschuß wolle er nun Wege und Anlagen in der Umgebung herstellen. Der Antrag wurde abgelehnt.

Der nächste Badwirt Karl Hensler baute ein neues Badhaus mit Badezellen und Zimmern. Ihm gab man aus dem Bäderfond 1860 einen Zuschuß von 330 fl, damit er einen Weg von Freiburg her anlegen konnte, wohl an der Stelle der heutigen Möslestraße.<sup>28</sup> Im gleichen Jahr brachte er ein Büchlein „Das Bad Littenweiler bei Freiburg im Breisgau. Seine Heilkraft und sein Wirken“ heraus.<sup>28</sup> Dr. Wilhelm Jos. Anton Werber schreibt darin, daß Littenweiler schon vor Jahrhunderten ein Bad gehabt habe, das aber im Laufe der Zeiten eingegangen sei. Das jetzige Bad- und Gasthaus rage stattlich über die ländlichen Wohnungen hinaus und lade zum Verweilen ein. Die Quelle sei neu gefaßt, das Wasser zum Trinken und Baden geeignet. Hier würden rheumatische Leiden, Blut- und Schleimflüsse, Hautkrankheiten sowie allgemeine Schwäche des Nerven- und Muskelsystems geheilt. Pro Tag könnten 100 Bäder abgegeben werden. Eine Molkenanstalt und eine Schröpfanstalt seien angeschlossen. Wie Hensler selbst ergänzt, könne sich die Quelle nach vorliegenden Analysen, was den Eisengehalt angehe, durchaus mit Franzensbrunn und Marienbad messen. Der Pferdebus nach Freiburg fuhr um diese Zeit immer noch.

Littenweiler kam im Jahre 1914 durch Eingemeindung zu Freiburg. Noch 1915 ist vom Badhotel Littenweiler die Rede. Anfang der zwanziger Jahre wurde das Anwesen vom Mutterhaus der Gengenbacher Schwestern erworben und führte den Namen St. Antonius. Es diente als Erholungs- und Altersheim für Ordensschwestern. In den dreißiger Jahren wird es „Stahlbad“ genannt. Heute ist es Altersheim.<sup>29</sup>

Auch in S t. N i k o l a u s, einem Ortsteil Freiburg-Opfingens, wird von einem Bad berichtet.<sup>30</sup> Das aus dem 14. Jahrhundert stammende Weiherlöschlein, wahrscheinlich von der Freiburger Familie Geben erbaut, kam 1854 nach der Versteigerung des Schloßgutes in private Hände. 1807 erhielt ein Michael Weier die Erlaubnis, neben der im Schloßlein untergebrachten Gastwirtschaft ein Badehaus zu betreiben. Der Betrieb hielt sich bis nach der Jahrhundertwende. Eine Heilquelle war nicht vorhanden, es handelte sich um ein ausgesprochenes „Freßbädle“, ein Reinigungsbad, in dem man sich nach gehabtem Bade „restaurieren“ konnte. In Freiburg gab es übrigens ähnliche Etablissements, etwa die Badwirtschaft zum Pfauen auf dem Platz der heutigen Gewerbeschule beim Bahnhof. Der Begriff „Bad-Hotel“ wird heute noch vom Jägerhäusle verwendet, ohne daß damit ein Heilbad gemeint ist.

Die Thermalwassersuche des 20. Jahrhunderts führte erstmals im Jahre 1912 zur Anlage eines Aktenstücks der Stadtratsregistratur mit dem Betreff: „Bohrung nach Warmwasserquellen durch die Stadt“.<sup>31</sup> Diese Aktenführung dauert bis in unsere Tage. Sie wurde wohl durch die am 25. 11. 1911 erschlossene Krozinger Thermalquelle ausgelöst.

Am 2. 1. 1912 schrieb Oberbürgermeister Winterer der geologischen Landesanstalt, daß es südlich, westlich und nördlich Freiburgs warme Quellen gäbe. Erst kürzlich sei man bei Staufen auf eine solche warme Quelle gestoßen. Er fragte, ob man nicht das Krozinger Wasser nach Freiburg leiten könne. Prof. Dr. Deecke, Direktor der Landesanstalt, erwiderte, daß das Herleiten des Wassers nicht möglich sei. Die Krozinger Quelle liege zu tief, beim Herpumpen ginge die Kohlensäure verloren. Er wolle aber sorgfältig prüfen, ob eine Bohrung in Freiburg die zwischen 60 000 und 100 000 M koste, Erfolgsaussichten habe. Das Interesse der Stadt an Thermalwasser wurde bekannt. Eine Bohrfirma trug sich an, ein Oberbergamt wollte eine Quelle auffinden.

Am 11. 1. 1913 berichtete Deecke dem OB Winterer mündlich, daß im Dreisambett unter bzw. bei der Kaiserbrücke Gasblasen aufsteigen, obwohl dort weder eine Gasleitung noch ein Abwasserkanal verlegt seien. Vielleicht sei das Kohlensäure und damit ein Hinweis auf eine Quelle. Beide begaben sich unverzüglich zur Dreisambett, um sich die Blasen anzusehen. Man beschloß, das Phänomen näher zu untersuchen. Die Polizei wurde angewiesen, die geheimzuhaltenden Untersuchungen nicht zu behindern. Am 15. 1. 1913, wohl durch die Arbeiten unter der Kaiserbrücke wach geworden, schrieb der Stadtbaumeister seinem Oberbürgermeister, daß auch auf dem Gelände des Eisweihers am Hölderle Gasblasen aufsteigen. An diesen Stellen könne sich erst Eis bilden, wenn sie mit Lehm überstrichen seien.

Offensichtlich begann nun eine Legendenbildung. Immer wieder in der folgenden Zeit tauchten als mögliche Bohrpunkte das Hölderle, die Gegend Kaiserbrücke/Faulerbad und der Schwanen bzw. das Immental auf.

Zunächst aber stellte die Gasblasenuntersuchung fest, daß es sich dabei um etwa 90 % Stickstoff und 10 % Sauerstoff handelte. Die Hoffnung auf eine Heilquelle hatte sich zerschlagen. Der immer wieder mahnenden Stadt schlug die Geologische Landesanstalt am 24. 4. 1914 vor, zunächst die Erschließung der geologischen Verhältnisse beim Bau des Lorettobertunnels für die Höllentalbahn und die seinerzeit begonnenen Bohrungen in Heidelberg abzuwarten.

Der erste Weltkrieg unterbrach die Aktivitäten der Stadt.

Im Mai 1918 erkundigte sich das Landesamt bei der Stadt nach Belegen über das Bad in Herdern, das Stahlbad Littenweiler und über den Bestand von Wasserquellen im Bereich Luisenstraße, Wallstraße und Schwabentor. Das Wasserwerk berichtete am 5. 8. 1918, daß im Schwanen nur wenige Minutenliter etwas härteren, sonst aber normalen Wassers austrete. Das Stahlbad Littenweiler habe vier Quellen, von denen aber nur zwei ständig benützt würden. In der Schwabentorgegend gäbe es drei Wasseraustritte, die aber mit Sicherheit aus Dreisam- bzw. Grundwasser gespeist seien.

Wieder einmal schien der Wunsch nach dem Bad aussichtslos zu sein.

Ingenieur Franz Brombach, Stadtrat, verfaßte in jener Zeit ein Heftchen „Kann Freiburg Kurort werden?“ und wollte notfalls Krozinger Thermalwasser nach Freiburg bringen.<sup>32</sup> Wenn das mit Leitungen (wegen der Aggressivität des Wassers) nicht möglich oder zu teuer sei, dann könne man es mit Kesselwagen der Bahn versuchen. Der richtige Standort für das Bad sei an der Faulerstraße.

Der 13. 8. 1918 stellte sich als merkwürdiger Tag heraus. Damals bot sich ein Herr von Lepel aus Berlin, ein Rhabdomant oder Rutengänger, der Stadt als Helfer an. Er habe zwei große Quellen entdeckt, die eine an der Westseite des Schloßberges. Diese sei dreimal so ergiebig wie die Krozinger Quelle. Eine weitere sei mit der Wiesbadens zu vergleichen. Er wolle auf eigene Kosten bohren und bauen, die Stadt solle lediglich das Grundstück für die Bohrung bereitstellen und später eine Abgabe pro cbm entnommenen Heilwassers von einer Mark leisten. Eingeholte Referenzen über v. Lepel waren positiv.

Er stellte weitere Untersuchungen an und teilte danach mit, daß am Schloßbergfuß zwischen der Rommelschen Brauerei und dem Anfang der Mozartstraße, also auf Höhe des Stadtgartens in 120 bis 130 m Tiefe eine Thermalquelle, in der Nähe in 70 bis 80 m Tiefe eine Stahlquelle und daneben eine schwache Solequelle zu finden seien. Ferner habe er beim Kreuz im Hölderle in 110 bis 120 m Tiefe eine sehr starke Thermalquelle und in Günterstal hinter dem Haus Riedbergstr. 5 in 60 bis 70 m Tiefe eine Stahlquelle entdeckt. Es wurde eine eigene Stadtratkommission gebildet, die die Sache verfolgen sollte. Man rechnete aus, daß der Vorschlag von Lepels, auf eigene Kosten zu bohren und dann eine Abgabe zu kassieren, der Stadt erhebliche Belastungen bringen würde. Wie es scheint, war man von da an fest vom Erfolg überzeugt. Jetzt wollte man auf eigene Kosten am Hölderle bohren. Herr von Lepel sollte 7.500 M Grundhonorar und 52.500 M Erfolgshonorar erhalten. Falls die Hölderle-Bohrung erfolglos bliebe, wollte man es am Schloßberg im Stadt-

garten versuchen. Herr von Lepel verkündete, der Thermalwasserstrom verlaufe nach seinen Untersuchungen vom Schloßberg zum Hölderle und dann nach Krozingen. Die Anteile von Salz und Eisen seien stärker als in Krozingen. Es könne ferner mit einer Schüttung von über 100 Sekundenliter gerechnet werden. Das gäbe immerhin 20 000 Bäder pro Tag. Die Bohrung würde etwa 30 000 M, die Verrohrung und Fassung bis zu 90 000 M kosten. Die Rechnung war einfach: natürlich war es billiger, auf eigene Kosten zu bohren, als später eine Abgabe zahlen zu müssen. Stadtrat und Bürgerausschuß stimmten der Bohrung zu und bewilligten zunächst 90 000 Mark und weitere 110 000 Mark für den Fall des Gelingens. Einwände von Wissenschaftlern blieben ebenso ungehört wie die Pressestimmen, die den Erfolg anzweifelten und auf das Risiko hinwiesen. Die Stadt blieb hart. Im Mai 1919 legte v. Lepel Bohrpunkte fest, einen davon mitten im Stadtgarten. Am 28. 5. 1919 schloß die Stadt mit Herrn von Lepel, am 14. 8. 1919 mit der Bohrfirma einen Vertrag. Die Bohrarbeit begann. Anfang Dezember gab es die ersten Komplikationen. Entgegen den Prognosen des Rutengängers war man bereits in 15 m Tiefe auf eine schrägliegende Quarzeinlagerung gestoßen, auf der der Fallbohrer abrutschte. Man mußte eine Grube ausheben, um die Bohrung weiterführen zu können. Am 24. 4. 1920 war sie auf 75 m und am 18. 6. 1920 auf die vorhergesagte Tiefe von 127 m angekommen. Während der ganzen Zeit bohrte man im Urgestein, im Gneis. Wasser war nirgends aufgetreten. Der Rutengänger gab auf drängende Fragen ausweichende Antworten, über die Gesteinsabfolge habe er sich ja nicht ganz genau festgelegt und eventuell seien auch seine Berechnungsfaktoren zu ungenau. Sicherheitshalber müsse man auf 200 m Tiefe bohren, denn der Thermalwasserstrom verlaufe einwandfrei vom Schloßberg nach Günterstal und von dort über Staufen nach Krozingen. Man bohrte, durch einige Streiks des Bohrpersonals behindert, weiter und erreichte endlich im Januar 1921 eine Tiefe von 151 m – erfolglos. Nach wie vor traf der Bohrmeisel auf Gneis und nicht auf die von v. Lepel prognostizierten Tonschichten. Am 9. 2. 1921 beschloß der Stadtrat die Einstellung der Bohrung. Im April verschwand der Bohrturm, die Stadt hatte rund 264 000 M erfolglos ausgegeben.

Herr von Lepel wollte den Mißerfolg nicht wahrhaben. Er brachte Entschuldigungen vor und neue Ideen. Jetzt müsse man nur noch 60 m tiefer gehen, dann habe man, wie andern Orts, den Erfolg. Die Freiburger sahen ihren Partner plötzlich in einem anderen Licht und erkannten, daß die Referenzen von damals doch nicht so positiv waren und der gute Herr von Lepel bei anderen Bohrungen eben doch keinen Erfolg hatte. Mitte 1921 häuften sich die Stimmen derer, die an der Richtigkeit der Lepelschen Methode Zweifel anmeldeten. Zur gleichen Zeit traten andere Rutengänger und Hellseher auf und boten der Stadt ihren Dienst an. Da wurden allerlei Bohrpunkte, vor allem an der Dreisam bei der Schreiber- oder Faulerstraße, im Stadtgarten, im Immental oder an der Röte, beim Stadtgarten und anderswo angepriesen. Im Welchtal solle eine Kupferader, zwischen St. Ottilien und Kartause eine Goldader verlaufen. Übereinstimmend erklärten die Schreiber von Briefen an die Stadt, sie hätten von Anfang an gewußt, daß im Hölderle nichts zu finden sei.

Einige Monate lang blieb es still um die Thermalwasserfrage. Im Frühjahr 1924 lag ein Gutachten auf dem Tisch, das davon berichtete, daß beim Immental eine Verwerfungsspalte gegen Süden und Norden verlaufe. Das paßte nahtlos in die

Theorie vom ehemaligen Bad Herdern im Schwanen und der Lepelschen Meinung vom Quell am Schloßberg. Erneut wurde das Stadtarchiv bezüglich historischer Belege gehört, seine Auskunft brachte nichts Neues. Am 18. 6. 1924 sprach man im Stadtrat erneut über die Badfrage. Ein Gutachten schlug Bohrungen in den Anlagen an der Schreiberstraße vor, dafür hatte die Stadt aber kein Geld. Im Dezember 1924 erlaubte die Stadt der Gesellschaft für praktische Geophysik mbH Freiburg, die Gasblasenausstritte in der Dreisam und am Hölderle zu untersuchen. Die Untersuchungen verliefen ergebnislos. Im Januar 1925 vereinbarten die Stadt und die Geologische Landesanstalt eine intensive Zusammenarbeit, die sich danach über Jahrzehnte bewährte. Es wurde von Bohrpunkten am Stechertweg und im Stadtgarten geredet, aber nichts getan.

1927 regten sich im Bürgerausschuß Stimmen, die die Suche nach Thermalwasser befürworteten. Im Juli dieses Jahres wurden bei Grabarbeiten für einen Neubau zwischen Eichhalde und Schwanen Fundamentmauern entdeckt. Die Situation wurde am 28. 7. 1927 fotografisch festgehalten, Untersuchungen bestätigten frühere Erkenntnisse: Kein Heilwasser. Auch die 1928 betriebene Tiefbrunnenbohrung der Kneippanstalt St. Urban erbrachte kein Thermalwasser.

1929 kamen in der Tagespresse neue Anregungen. Da wurde von einer warmen Quelle in Munzingen berichtet und auf einen Bohrpunkt am Schönberg spekuliert. 1930 kam ein Gutachten des verstorbenen Bergrates Dr. Thürach ins Gespräch, wonach in Günterstal eine Quelle zu finden sei. Nach wie vor erhofften sich die Geologen neue Erkenntnisse aus dem nun beginnenden Bau des Lorettobertunnels.

1930 kam der Gasaustritt am Hölderle nochmals in die Überlegungen, dann gibt es eine Pause. 1936 eruiert man erneut die Geschichte des Bades in Herdern und die Stadt hat Kontakte mit Heidelberger Geologen. 1937 stellt die Stadt 3 000 RM für ein Gutachten zur Verfügung, das die Geologische Landesanstalt zur Thermalwasserfrage abgeben soll. Es werden mögliche Bohrpunkte im Bereich Eschholz/Metzgergrün und in der Häge gehandelt. Die Zeit scheint günstig zu sein. Das Dritte Reich, das sich unabhängig von Rohstoffmärkten machen wollte, unterstützte die Suche. Die anstehenden Untersuchungen im Breisgauer Raum wurden durch den zweiten Weltkrieg unterbrochen. Der Wunsch der Freiburger nach Heilwasser überdauerte den Krieg. Gleich danach hatten die Freiburger andere Sorgen. Der Wiederaufbau der zerstörten Stadt erforderte alle Kraft.

Erst im Jahre 1952 kam es wieder zu Kontakten zwischen Oberbürgermeister Dr. Hoffmann und dem Leiter des Geologischen Landesamtes Professor Dr. Kirchheimer. Dieser schlug geoelektrische Untersuchungen vor, deren Ergebnisse auch für die Trinkwasserversorgung der Stadt nützlich sein könnten. Im September des folgenden Jahres erklärte anlässlich einer Stadtratsdebatte der Oberbürgermeister, die Geologen könnten mit 75%iger Wahrscheinlichkeit in den westlichen Stadtteilen Thermalwasser finden. Die Presse meldete Bedenken an. Gewißheit könnten nur Versuchsbohrungen bringen, von denen jede eine halbe Million DM kosten würde. Die Chance, Thermalwasser zu finden, stehe allenfalls 1:1.

Damit war das Thermalwasserthema wieder einmal in die Öffentlichkeit gerückt. Prompt stellten sich wieder die Zuschriften von „Sachverständigen“ ein, die mit Rute, Pendel oder Gefühl zum Aufspüren einer Quelle beitragen wollten. Der



Schock des Mißerfolges der zwanziger Jahre saß aber noch zu tief in den Knochen der Freiburger, so daß sie sich nicht erneut in ein Abenteuer stürzen wollten. Auch das Ableiten von Krozinger Wasser wurde wieder ins Gespräch gebracht, der Kosten wegen aber aufgegeben.

Im Dezember 1954 suchte OB Hoffmann erneut das Gespräch mit den Geologen. Man war sich einig, daß zunächst gravimetrische Untersuchungen in Zähringen und St. Georgen nötig seien. Die mit der Thermalwasserfrage befaßten Stellen des Staates zeigten sich seinerzeit skeptisch. Man sprach über Bohrpunkte an der Sonnhalde und im Stühlinger. Allerdings war es der Stadt damals aus finanziellen Gründen nicht möglich, die Kosten einer Versuchsbohrung aufzubringen. Nach dem Tode Dr. Hoffmanns nahm sein Amtnachfolger Dr. Brandel die Gespräche mit dem Geologischen Landesamt wieder auf. Im Herbst 1957 interessierte sich sogar eine Gruppe Freiburger Bürger für eine Bohrung auf eigene Kosten.

Im Oktober 1958 konnte das Geologische Landesamt berichten, daß im November 1959 mit einer geophysikalischen Untersuchung des Gebietes zwischen Freiburg-Munzingen-Bahlingen-Riegel-Emmendingen-Denzlingen begonnen wurde. Im Dezember 1960 sollten weitere refraktions-seismische Untersuchungen der Freiburger Bucht stattfinden. Die Ergebnisse ließen auf sich warten. Am 24. 6. 1963 referierte Prof. Dr. Sauer vom Geologischen Landesamt im Rathaus über mögliche Thermalwasservorkommen. Der Gemeinderat unter Vorsitz von Oberbürgermeister Dr. Keidel stellte am 2. 7. 1963 180 000 DM für eine Versuchsbohrung zur Verfügung, mit der ein Jahr später auf dem Gaswerksgelände begonnen wurde. Die Bohrung erreichte Anfang September 1964 eine Tiefe von 400 Metern, Anfang November eine von 524 Metern. Aus den Tiefen zwischen 408 bis 516 Metern wurde ein Dauerpumpversuch vorgenommen. Es zeigte sich, daß aus 416 Meter Tiefe ein Thermalwasser mit etwa 27° Celsius am Auslauf und 13,9 l/sek. Schüttung zu erwarten war. Um weitere Erkenntnisse zu erhalten, wurde weitergebohrt, bis man schließlich am 4. 12. 1964 eine Bohrtiefe von 846 Metern erreichte. Nun hatte man einen oberen Thermalwasserhorizont und aus 843 m Tiefe ein Thermalwasser mit geringerer Schüttung, mehr als 1000 mgr Mineralisation und 29,5° C Auslauftemperatur.

Man verzichtete auf die Nutzung des tieferliegenden Wasserhorizontes. Das Bohrloch wurde bis zur Tiefe von 537 Metern verfüllt, um das oben angetroffene Wasser für ein Bad in Freiburg-Zähringen zu verwenden. Dieses durfte sich zwar Thermalbad nennen, ist aber wegen der zu geringen Mineralisation kein Heilbad. Seinem Charakter nach wird es heute als Sportbad betrieben.

War die Ausbeute dieser Bohrung auch nicht ganz so ausgefallen, wie man sie erwartet hatte, so war doch ein Anfang gemacht. Die Geologen hatten neue Erkenntnisse gewonnen und weitere refraktionsseismische Untersuchungen vervollständigten 1969 das Bild. Im Oktober 1970 konnte das Landesamt Oberbürgermeister Dr. Keidel die neuen Ergebnisse vortragen. Die in Aussicht genommenen Bohrpunkte lagen aber z. T. nicht auf Freiburger Gemarkung (die Gebietsreform kam erst später) oder in anderweitig verplantem Gelände. Doch erschien ein Punkt im Bereich Mooswald-Süd westlich St. Georgens erfolgversprechend. Die Probebohrungen wurden in der Zeit vom 1. 10. bis 1. 12. 1974 auf 474 Meter Tiefe niedergebracht. Das Geologische Landesamt konnte der Stadt raten, eine Hauptbohrung zu begin-

nen. Vom 17. 5. 1976 bis zum 24. 6. 1976 wurde diese Hauptbohrung niedergebracht. Ein Dauerpumpversuch im Juli 1976 erbrachte ein 43,1° C warmes Wasser am Auslauf, eine Schüttung von 8,6 l/sek bei einer Mineralisation von 1100 mg/kg. Die Quelle wurde am 28. 8. 1979 vom Regierungspräsidium als Heilquelle anerkannt. Eine Tochtergesellschaft der Stadt, die Freiburger Kommunalbauten GmbH, Baugesellschaft & Co, KG baute das Mineralthermalbad und betreibt es seit der Eröffnung im Dezember 1979. Die über Jahrzehnte andauernden Bestrebungen hatten Erfolg: Freiburg konnte sich in die Bäderlandschaft des Oberrheins eingliedern.

### **Die Bäder südlich Freiburgs**

Im Hexental, zwischen Bollschweil und Ehrenstetten, liegt im Weiler Ellighofen das K u c k u c k s b a d. Obwohl schon 1599 in einem Zinsregister der Liebfrauenkirche in Kirchhofen der Bademeister zu Ellighofen genannt ist,<sup>33</sup> sucht man in der älteren Badeliteratur vergebens nach dem Kuckucksbad. Es habe in der Landbevölkerung einen guten Ruf und Zuspruch gehabt. Die Schnewlin Bernlapp von Bollschweil sollen nach der Zerstörung ihres Schlosses in Bollschweil zeitweilig im Badhaus in Ellighofen gewohnt haben.

1813 berichtet Kolb, das Kuckucksbad sei früher ein berühmtes Gesundheitsbad gewesen.<sup>34</sup> Im Jahre 1820 kam es zu einem Neubau. Mone erwähnt das Kuckucksbad in seinem 1826 erschienenen Aufsatz nicht.<sup>35</sup> In einem Bäderverzeichnis des Jahres 1896 wird es als Mineralbad bezeichnet, das seit über hundert Jahren mit großem Erfolg gegen mancherlei Krankheiten benutzt werde.<sup>15</sup> Das 11° C warme Wasser wurde auch für Kneipp'sche Anwendung eingesetzt. Neben dem Raum für Wasserbehandlung gäbe es 12 Badezimmer. Danach wird das Kuckucksbad nicht mehr erwähnt. Heute dient das Haus als Werkswohnung.

Das Bad in Ambringen, einem Weiler Ehrenkirchens, tritt weder in der Bädreliteratur noch in anderen Quellen als Heilbad auf. Es war möglicherweise ein reines Wasserbad, von dem her die heutige Gaststätte ihren Namen behielt. Ähnlich verhält es sich mit dem Bad in L e u t e r s b e r g. Mone ist 1826 nichts von einem Heilbad bekannt. 1885 ist Bad Leutersberg in einem Bäderverzeichnis erwähnt,<sup>36</sup> der „Leimenstollen“ genannt. Das Bad sei ein Eisensäuerling, das Bad- und Gasthaus habe 8 Badekabinette mit 13 Wannen, einen Saal und Lesezimmer. Als die Güterbahnumfahrung um Freiburg gebaut wurde, verschwand das Badhaus.

### **Die Bäder westlich Freiburgs**

Bäder am Kaiserstuhl sind angesichts des vulkanischen Ursprunges nicht zufällig. So berichtet Pictorius 1560, daß sich im Oberdorf A c h k a r r e n s ein guter Badbrunnen befinde, der in Kästen gefaßt sei.<sup>1</sup> Er werde vom Landvolk genauso gebraucht wie das Bad in Vogtsburg. Etschenreuter<sup>2</sup> und andere nennen das Bad in Achkarren unterhalb des Schlosses Höhingen gelegen. Tabernaemontanus hält es „im oberen Elsaß gelegen“ mit einem „Ertdbechisch Wasser / nicht weit von Brei-

sach“.<sup>2</sup> Die Quelle muß aber bald versiegt sein. Mone weiß 1826 nichts mehr zu berichten. Futterer schreibt in seiner Chronik Achkarrens,<sup>37</sup> daß die Quelle im ehemaligen Haus Nr. 114 des Oberdorfes gewesen sei. Dort sei am Eingang die Jahreszahl 1410 zu finden. 1567 hatte Vogt Galle Eckart das Heilbad als Lehen, 1592 ist es bei Jakob Federer von Breisach, der es 1601 der Stadt Breisach vermachte. Dessen Magistrat verlieh es Philipp Ritter von Achkarren als Erblehen mit der Auflage, das Bad weiterzuführen. Ritter konnte diese Bedingung nicht einhalten. 1605 gab der Breisacher Rat das Bad dem Jakob Meyer, der die Erwartungen der Ratsherren auch nicht erfüllte. Der Versuch, das Badhaus zu verkaufen, schlug fehl. 1607 zog mit Christian Stoll ein weiterer Betreiber des Badhauses auf, der ein Jahr lang blieb. Sein Nachfolger bewirtschaftete das Bad fünf Jahre lang. Besitzerwechsel in den Jahren 1613 und 1616 bewogen den Breisacher Rat schließlich, am 7. April 1616 das Badhaus samt Zubehör dem Michael Bartlin zu verkaufen. Die Breisacher Ratsherren behielten sich dabei ausdrücklich vor, kostenlos baden zu dürfen. Für Speise und Trank im Badhaus wollten sie bezahlen. Das Bad blieb im Besitz der Achkarrer Bürger, kam aber Ende des 17. Jahrhunderts an den Bernhard Barth von Breisach und 1719 an das Breisacher Franziskanerkloster. Um 1750 ging das Bad wieder an einen Bürger Achkarrens, doch konnte es sich nicht halten. Möglicherweise versiegte die Quelle. In den Bäderverzeichnissen des 19. Jahrhunderts ist das Bad nicht mehr vermerkt.

Als relativ junges, heute nicht mehr bekanntes Bad am Kaiserstuhl präsentiert sich *Oberschaffhausen*, einem Ortsteil von Bötzingen. 1718 ist das Tavernenrecht des Jakob Brodbeck nachgewiesen.<sup>38</sup> 1765 sucht ein M. Brodbeck um die Erlaubnis zur Errichtung eines Bades nach.<sup>39</sup> Ein Jahr später erscheint in Freiburg ein Büchlein über das Bad. Joseph Anton Rodecker, der „Arzneywissenschaft Doctor und Professor der Anatomie“ in Freiburg berichtet darin, er habe die Quelle sorgfältig untersucht.<sup>40</sup> Insgesamt könne er feststellen, daß das Bad in schöner Umgebung liege und der Wirt alles tue, um seinen Gästen Vergnügen zu bereiten. Die Badkästen und Zimmer seien so zahlreich, daß auch eine große Gesellschaft Platz finde. Durch widerwärtiges Schicksal sei das vor langer Zeit berühmt gewesene Bad vergessen und erst jetzt wieder entdeckt worden. Das Wasser werde von der Quelle durch Deicheln in den „Rebstock“ geleitet, wo mehr als 25 Badkästen gefüllt werden könnten.

Rodecker berichtet dann über seine Analysen, die Kräfte des Wassers, die Art des Gebrauchs und des Verhaltens außerhalb des Bades. Willius erwähnt 1783 das Bad.<sup>41</sup> Es werde seit 1766 zum Baden benutzt. Kölreuter<sup>6</sup> und Mone<sup>35</sup> kennen das Bad, ebenso Kolb.<sup>34</sup> 1831 wird von dem Bad im „Rebstock“ berichtet, daß man die Zahl der Zimmer vergrößert habe und das Unterkommen für den, der nicht unnötigen Luxus suche, gut und billig sei.<sup>42</sup> Heyfelder belegt für das Jahr 1841, daß die Quelle mehr zu Bädern als zu Trinkkuren benutzt werde und das Bad- und Gasthaus preiswert sei. 1905 weist ein Bäderverzeichnis den Bestand des Bades nach.<sup>16</sup> Das Bad und Gasthaus zum Rebstock sei acht Minuten von der Bahnstation Bötzingen entfernt. Das Haus habe hübsche Zimmer, einen großen Speisesaal und einen schönen Garten. Kräftige Kost und reingehaltener Wein seien preiswert zu haben. Das Badwasser sei ein Mineralwasser von 12,8° C Temperatur und vor allem für

rheumatische und gichtische Beschwerden zu gebrauchen. Einen Bericht über das Bad und seine Geschichte brachte die Freiburger Zeitung im Jahre 1856.<sup>43</sup> Heute ist das Bad in der „Cranzenau“ vergessen.

Ein altes, heute noch durch eine laufende Quelle belegtes Bad am Kaiserstuhl ist **Vogtsburg**. Vogtsburg ist eine kleine Ansiedlung östlich Oberbergens, die in der Gebietsreform unserer Tage einer größeren Gemeinde den Namen gab. Das Bad in Vogtsburg wird schon im Jahre 1300 erwähnt.<sup>44</sup> Die Herren von Üsenberg haben damals den Talgang samt Bad vom Bistum Basel zu Lehen. 1330 wird Burkheim und der Talgang, ferner Vogtsburg, das zu Burkheim gehört, an Herzog Otto von Österreich verkauft.<sup>45</sup> 1441 ist wieder von Talgang und Bad „ze vogtsberg“ die Rede.<sup>46</sup> Das Kloster der Reuerinnen in Freiburg hatte um 1450 Grundstücke neben dem Bad oder dem Bader.<sup>47</sup> Auch aus Aufzeichnungen der Markgrafschaft ist aus jener Zeit der Bestand des Bades nachgewiesen. Pictorius beschreibt 1560 das Bad „Vogtsperg“ als ein ziemlich gutes Bad, in Kästen gefaßt und dem gemeinen Volk am Kaiserstuhl und im Breisgau wohl bekannt.<sup>1</sup> Von Burckheim am Kaiserstuhl kämen „zimlich Reinvisch und fleisch/deshalben man inn disem bad nicht vbel lebt“. Etschenreutter berichtet von Vogtsburg ebenso wie Rulandi.<sup>2 3</sup> 1567 ist in einem Hochberger Berain das Bad genannt.<sup>48</sup> Weitere Belege für 1574, 1612, 1661 und 1689 sind im Generallandesarchiv in Karlsruhe zu finden.<sup>49</sup>

Dr. Richard Brunckh, Stadtphysikus von Schlettstadt, verfaßte 1669 ein „Bad und Trinck-Chur-Büchlein“.<sup>50</sup> Darin wird u. a. berichtet, daß im Dreißigjährigen Krieg Bad und Badhaus verbrannt und zerstört wurden und das Bad in Vergessenheit geriet. Um 1660 entstand ein neues Badhaus, zu dem das Wasser aus den beiden Quellen durch einen kurzen Kanal geleitet wurde. Es wurde in einem Badkessel angewärmt. Brunckh gibt einen Überblick über die Wirksamkeit des Bades und die üblichen Ratschläge über Badedauer, Badesaison, Verhalten der Badegäste und so weiter. Das Büchlein soll übrigens 1738 „bei Franx Xaveri Schaal“ erneuert worden sein.<sup>51</sup> Das Gebäude muß im 18. Jahrhundert wieder zerstört worden sein. Kolb berichtet 1813, daß sich auf der Gemarkung Vogtsburg eine Mineralquelle befinde, die zu einem Bad benutzt werden könnte.<sup>34</sup> Heyfelder stellt 1841 und 1846 fest, daß die Quelle nicht zu Bad- oder Trinkkuren verwendet werde.<sup>52</sup> An den heute noch vorhandenen beiden Quellen ist jetzt ein einfaches Wasserbecken zu sehen. Pictorius<sup>1</sup> und Rulandi<sup>3</sup> erwähnen übrigens ein weiteres Bad bei **Schelingen**, das mit den Bädern Achkarren und Vogtsburg vergleichbar sei. Möglicherweise war zeitweilig auf der Schelinger Seite des Badberges eine Quelle ähnlich der Vogtsburger Quelle ausgetreten.

Neueren Datums ist **Bad Silberbrunnen** in Bahlingen. An der als „Silberbrunnen“ bezeichneten Quelle wurde 1809 ein Badhaus gebaut.<sup>52</sup> Heyfelder berichtet 1841,<sup>53</sup> daß es von 150 Kurgästen jährlich benutzt werde, für die jährlich 2.300 Bäder bereitet würden. Es werde meist gegen Rheuma und Gicht gebraucht. Im Jahre 1856 ist von 3000 Bädern und mehr die Rede, die vor allem an die Landbevölkerung der Umgebung abgegeben würden. Jetzt stünden den Badegästen zwanzig Wannen in hübschen Kabinetten zur Verfügung, auch seien eine Anzahl von Wohnzimmern und ein Speise- und Tanzsaal vorhanden.<sup>53</sup> 1896 wird von einer neu eingerichteten Wirtschaft mit Fremdenzimmern und Badeeinrichtungen geschrie-

ben.<sup>15</sup> Aus der kalk-, natron- und lithiumhaltigen Quelle werden um 1896 6000 bis 7000 Bäder im Jahr verabreicht, vor allem an Besucher aus der Umgebung. Längere Zeit lieferte der Silberbrunnen auch Tafelwasser. Heute ist der Bade- und Tafelwasserbetrieb aufgegeben, das Badhotel steht noch. Bohrungen in Bahlingen ergaben übrigens im Jahre 1975 eine Quelle mit ca. 22° C Wärme bei 6,9 l/sec. Schüttung aus etwa 250 m Tiefe. Die Bohrung wurde aber nicht ausgebaut.

### **Die Bäder nördlich Freiburgs**

Die Quellen des Glotterbades liegen nicht im Glottertal selbst, sondern in einem von Norden kommenden Seitental, durch das der Lauterbach fließt. Das Bad wird deshalb anfänglich „Luterbad“ und eine benachbarte, der heiligen Barbara geweihte Kapelle das „Luterbacher Kirchlein“ genannt. Das Luterbachtal war ein Erblehen der Herrschaft Schwarzenberg, das 1498 an den Freiherrn von Rechberg kam.<sup>54</sup> 1492 hatte das Bad schon die Kapelle, „ad capellam in Glotter prope balnea“ durften für ein Jahr auf einem Tragaltar Messen gelesen werden. Das läßt vermuten, daß das Bad damals schon Bestand und Zuspruch hatte. 1498 verkauft der Badwirt Claus Dietrich mit Gunst und Verlaub des Junkers von Rechberg an Caspar Kessler von Zähringen alle seine Rechte am Luterbad. Es ist von „hüsern, hofraiten, ackern, matten, egarden, holtz, veldt, wun und weid“ die Rede. Kessler empfing das Lehen mit der Pflicht, „solch Bad in rechten wesentlichen Eren, werden und buwen zu haben und zu halten“, dazu werde er einen Gulden mehr an jährlichem Lehenszins zahlen.

1513 berichtete der Hochberger Landvogt der Stadt Freiburg, daß sich einer der flüchtigen Bundschuhler, der Bastian Reben-Künig, in einem der Bäder im Glotteroder Suggental aufhalte.

Pictorius<sup>1</sup> vergleicht 1560 das Glottertal mit dem Zeller Bad, es wird von Etshenreutter,<sup>2</sup> Rulandi<sup>3</sup> und 1605 von Tabernaemontanus<sup>4</sup> erwähnt. Der ab 1564 in Freiburg praktizierende Arzt Dr. Schenk hielt sehr viel vom Glotterbad. Sein Sohn Johannes Georg Schenk schrieb 1619 das Büchlein „Scatebra Glotteria Cuprosulphurea“, das in Basel bei Johann Schröter gedruckt wurde.<sup>55</sup> In der Einleitung weist der Autor, Mediziner und Archiater in den v. ö. Landen, auf die Praxis seines Vaters hin, immer wieder Patienten aus dem Ritter- und Prälatenstand in das Glotterbad zu schicken. Er nennt auch andere Bäder der Umgebung: das Reibbad (Kibbad), das Bad im Suggental, das Badwasser zu Achkarren und die Bäder in Sulzburg und Badenweiler und führt Klage darüber, daß in den vergangenen Kriegen viele Gebäude und Archive zerstört worden seien. So könne man das genaue Alter des Bades nicht feststellen. Er habe zwar einen Beleg, daß das Glotterbad 120 Jahre alt sei, halte es aber für älter.

Die Quelle des Bades liege unter freiem Himmel, das Wasser werde in einem Holzkasten gefaßt und daraus durch Holzdeicheln in zwei große Kessel geführt, wo das Wasser erwärmt werde. Es stehe den Badegästen in sauberen, zugedeckten, hölzernen Badkästen zur Verfügung. Das Wasser habe einen Kupfergeschmack und führe einen gelben Kupferschleim mit sich, der die Badgefäße und die Kleidung



färbe. Ihm ist auch schon eine Badeordnung bekannt, nach der es den Badegästen verboten ist, den Brunnen ein Wasser zu nennen. Fünfzig und mehr solcher Badkästen wurden täglich gefüllt. Man habe vergebens versucht, die Quelle zur Sicherheit abzudecken. Dann sei sie jedesmal versiegt und an anderer Stelle ausgetreten. Das Wasser enthalte Kupfer und Schwefel und sei gegen allerlei Krankheiten und Gebrechen nützlich. Er beschreibt diese und gibt weiter Anweisung, „wie das Glotterwasser/inner und ausserhalb Leibs/ als mit Baden und Trincken/gebürlich anzuwenden seye.“ Man müsse vor allem die Jahreszeit, die Vorbereitung, die Badeordnung, die Trinkordnung und die Tischzeiten beachten. Dem Kapitel „Speiß Regiment und Ordnung“ ist zu entnehmen, welche Speisen zur Verfügung standen. Die angeführten Nahrungsmittel werden aus dem Tal selbst oder dem benachbarten Schwarzwald geliefert, etwa kleine Waldvöglein, Amseln, Drosseln oder „die gerechte Geißkäßlin/so im sprichwort ein Breißgäüwer Element“.

Aus der Mitte des 16. Jahrhunderts ist eine Badeordnung erhalten, die offenbar auch Schenk vorlag. Die in 27 Artikeln niedergelegten Gebote und Verbote wenden sich an das Badpersonal und die Badegäste. Im Bad sollen Ruhe und Frieden herrschen. Niemand dürfe einen wegen seiner Religion anreden oder verachten. Sie sollten vielmehr freundlich und friedlich miteinander leben und sich beim Begegnen einen „guetten tag oder guetten abend wünschen, auch das Bad gesegen“. Alles Schwören und Gotteslästern war verboten. Keiner durfte mit einer schneidenden Wehr in das Bad gehen Auch auf Sittsamkeit, Sauberkeit und Hygiene wurde geachtet. Die Männer durften nur in ihren „niederklaidern“ zu und aus dem Bad gehen und mußten die Hemden oder Badmäntel anbehalten, bis sie sich in den Badkasten setzten. Auch den Frauen waren Hemden vorgeschrieben. Die Badknechte waren gehalten, die Badkästen zu säubern und „auszubutzen“. Wer „zuvor die Füeß nit abbutzet“, ehe er ins Bad sitzt, wurde gestraft. Männer und Frauen sollen „jre Heimlichkeiten zuedecken“. Verboten war, die „heimlichen Gemache“ zu verwüsten, seine Notdurft irgendwo anders zu verrichten oder in die Kammer oder auf den Kegelplatz zu schütten. Auch das Harnen im Bad war strafbar, weil es einen unangenehmen Geruch verursache und das Bad unkräftig mache. Badzeiten und Tischzeiten wurden durch den Sigristen mit dem Glöcklein der Kapelle angezeigt. Ohne „der hohen Oberkeit an jren Rechten und Gerechtigkeiten“ etwas zu entziehen, gab es ein eigenes Badgericht, von den Badegästen gebildet. Es konnte bei Verstößen gegen die Badordnung Strafen aussprechen. Ihm gehörten ein Schultheiß, ein Waibel, fünf Richter und zwei Fürsprecher an. Als Strafen war „ain fuerder Weyns mit zweyen Reyffen gebunden“ oder auch Schläge vorgesehen. Das Urteil wurde vom jeweiligen „Britzenmeister oder Schlager“, dem „nährischen“ Scharfrichter, vollzogen. Sein „anbefohlen Richtschwert“ war eine Pritsche, der Wein wurde von den Badegästen getrunken. Neben der Ordnung hatte man so auch seine Unterhaltung und war nicht nur auf den Kegelplatz angewiesen.

Ein Berain der Herrschaft Schwarzenberg ist aus 1565 erhalten, in dem das Bad noch „lutterbad“ genannt wird. Badwirt war seinerzeit Ulrich Blattmann. 1584<sup>56</sup> starb im Bad der Engländer William Ratcliff, der aus England geflohen und bei der Freiburger Universität eine Anstellung gefunden hatte. Aus Todfallbüchern der Herrschaft Schwarzenberg läßt sich entnehmen, wer Ende des 16. Jahrhunderts als

Badbesucher starb. Die Badegäste kamen aus der näheren und weiteren Umgebung des Bades und gehörten unterschiedlichen Ständen und Berufen an. Das Bad muß den Dreißigjährigen Krieg einigermaßen unbeschadet überstanden haben. Thomas Mallinger<sup>57</sup> aus Freiburg vermerkt in seinem Tagebuch: „1647, August, 29. Cum parochio Sebastiano Villinger in das Bad Glotterthal geritten, doctorem Joannem Fautschem magnificum rectorem daselbsten haimzuosuochen“. 1662 war Georg Heninger Badwirt, das Bad gehörte dem Baron Äscher von Büningen. In diesem und im folgenden Jahr wurde der Badwirt angehalten, seine Gäste besser mit Speisen zu versorgen.

Über den Freiburger Ratsherren Maier und dessen Witwe, eine geborene Fanz, kam das Bad am 25. 4. 1714 an die Frauen des Freiburger Augustinerklosters St. Anna „zum Grienwald“. <sup>58</sup> Sie konnten es nur bis 1728 halten. Für 5.250 fl gekauft, mußte es für 3.225 fl an den Gerber Waibel abgegeben werden. Das Bad war in Kriegszeiten in Mitleidenschaft gezogen worden, den Nonnen fehlten die Mittel zur Renovierung. Sie behielten sich im Kaufvertrag vor, das Bad noch 15 Jahre lang miet- und badgeldfrei nutzen zu können.

Das Bad wechselte immer wieder den Besitzer. 1770 kam es aus dem Besitz der Badwirtswitwe Beha an den Freiburger Kronenwirt, der bauliche Verbesserungen vornahm. <sup>54</sup> Schreiber berichtet im 19. Jahrhundert, daß ihm keine Analyse des Wassers bekannt sei, aber die Heilkräfte höher als die Badenweilers eingeschätzt würden. <sup>56</sup> 1824 bedankt sich der Badwirt Ehlacher für den zahlreichen Besuch aus Freiburg und Umgebung. <sup>59</sup> In der Saison 1824 seien es 1.871 Personen gewesen. Heyfelder beschreibt 1841 <sup>53</sup> das Bad und meint, daß die Badeanstalt den Anforderungen der Zeit nicht entspreche. Das hatte 1806 schon der St. Peterische Abt Ignaz Speckle anlässlich seines ersten Badbesuches erklärt. <sup>54</sup> Badwirt Ehlacher wurde angewiesen, neue Badwannen anzuschaffen. In den fünfziger Jahren heiratete Lorenz Hoch eine Tochter Ehlachers und wurde Badwirt. 1855 berichtet die Freiburger Zeitung, <sup>60</sup> die Gebäulichkeiten seien in einem wenig modernen Stil aufgeführt und bestünden aus zwei großen Wohnhäusern mit 44 Zimmern und 2 Speisesälen. Im Bad gäbe es 44 Wannen. Offenbar vegetierte das Bad eine Zeitlang vor sich hin. 1894, als Bernhard Ehler das Bad von Hoch's Erben kaufte, ging es wieder aufwärts. <sup>54</sup> Wie ein Bäderverzeichnis des Jahres 1896 ausweist, <sup>15</sup> war das Bad ganz umgebaut und nun allen Erfordernissen entsprechend eingerichtet. Als Naturheilanstalt betrieben, war es sehr beliebt. Die Anstalt sei das ganze Jahr geöffnet und auch im Winter ständig von 30 bis 40 Kurgästen belegt. Von Heilwasser ist nun nicht mehr die Rede. Kneippsche Anwendungen, Stahlbäder, Schwitz- und Dampfbäder usw. traten an die Stelle des ehemaligen „Brunnenbadens“. Bis zum ersten Weltkrieg gab es viele Um-, An- und Neubauten, nachdem das Bad Ende des 19. Jahrhunderts an eine Aktiengesellschaft übergegangen war.

Das Suggental ist vom Glottertal durch einen vom Kandel her auslaufenden Bergrücken getrennt. Dort lag das S u g g e n b a d. „Zuckenthal das bad“ hat nach Pictorius <sup>1</sup> Schwefel und etwas Salpeter. Etschenreuter <sup>2</sup> erwähnt es ebenso wie Rulandi <sup>3</sup> und Tabernaemontanus. <sup>4</sup> Letzterer nennt es zusammen mit Karlsbad, Baden bei Wien und Baden-Baden. Nach Untersuchungen Dr. Werbers im Jahre 1833 hatte das Suggentaler Badwasser Eisen und war zu den Stahlquellen zu rechnen. <sup>61</sup>

Die Gäste des Bades fänden eine gute Küche, schöne Lokalität und die edlen Buchholzer und Glottertäler Weine. 1885 hat das Badhaus 32 Fremdenzimmer, einen schönen Speisesaal und 20 Badekabinette mit Wannen aus Holz oder Zink. Zuvor, 1841 und 1846, hatte Heyfelder die Einrichtungen im Suggental besser als die des Glottertales beschrieben.<sup>53</sup> 1896 ist das Badhotel wieder erwähnt,<sup>15</sup> es ist die Rede davon, daß es seit 1481 nachzuweisen sei. Heute ist das ehemalige Bad in Vergessenheit geraten.

Nur eine kurze Lebensdauer als Freßbädle hatte das Archbad in Waldkirch. Wie 1855 zu erfahren, sei noch keine Wasseranalyse vorgenommen worden.<sup>62</sup> Die Brauerei Arch habe Badlokalitäten gebaut, die mit der Wirtschaft in Verbindung stehen. Es wird weder in der alten noch in der neuen Bäderliteratur genannt. Versuche der Stadt Waldkirch, mit Bohrungen nach dem zweiten Weltkrieg ein Bad zu erhalten, hatten nicht den gewünschten Erfolg. Es wurde eine Mineralquelle mit geringer Schüttung erschotet, die lediglich Trinkkuren zuläßt.

### **Zusammenfassung**

Es zeigt sich, daß der Raum um Freiburg früher schon so etwas wie eine kleine Bäderlandschaft war. Gewiß sind viele der Bäder untergegangen und einige waren eben nur Reinigungsbäder. Wasseranalysen wurden anno dazumal nicht mit heutiger Gründlichkeit durchgeführt, dafür war der Glaube an die Heilkraft des jeweiligen Wassers größer.

Heutzutage werden Heilquellen, wie die Beispiele Bellingen, Krozingen und Freiburg zeigen, aufgrund sorgfältiger geologischer Vorarbeiten und Untersuchungen durch eine hochentwickelte Bohrtechnik planmäßig und unter Risikominimierung erschlossen. Heilwässer aus großer Tiefe garantieren hohe Temperatur und den Bestand der Quelle. Die alten Badquellen hingegen waren offen zu Tage getreten oder bei der Suche nach Trinkwasser in geringer Tiefe entdeckt worden, immer mit dem Nachteil behaftet, eines Tages zu versiegen.

Forschung und Technik waren es, die auf dem Erbe alter Bäder die neue Bäderlandschaft am Oberrhein entstehen ließen. Die Freiburger sind froh, mit ihrem Mineral-Thermalbad dazuzugehören.

## ANMERKUNGEN

- <sup>1</sup> D. GEORG PICTORIUS, Badenfahrtbüchlein, Frankfurt 1560.
- <sup>2</sup> GALLUS ETSCHENREUTERUS, Aller heilsamen Baeder und Brunnen Naturkraft, tugendt und würckung/so in Teutschland bekandt und erfahren, Straßburg 1571.
- <sup>3</sup> MARTIN RULANDI, Von Wasserbädern, Aderlassen und schrepffen, Basel 1578.
- <sup>4</sup> JAC. TH. TABERNAEMONTANUS, New Wasserschatz, Frankfurt 1605.
- <sup>5</sup> Weiter Bäderliteratur u. a.:  
HEINRICH VON LOUFFENBERG, Gesundheitsregiment, Freiburg 1429.  
LEONHARD THURN VON THURNEISSER, Zehen Bücher von kalten/Warmen/Minerischen und Mettallischen Wassern. 1612 von J. R. SALZMANN neu herausgegeben, Straßburg.  
H. GUALTERUS RIVIVS, Neue heilsame und nutzliche Baden fart, Würzburg 1642.  
MELCH. SEBIZIUS, Beschreibung ettllicher Mißbräuch, so bishero in den Sauerbronnen und anderen Bädern vorgegangen, Straßburg 1655.
- <sup>6</sup> W. L. KÖLREUTER, Badens warme Heilquellen, 1818.
- <sup>7</sup> W. L. KÖLREUTER, Die Mineralquellen Badens, 1820/22.
- <sup>8</sup> 1564, Mai 25., Archivum Bruntrut, Principis et episcopi Basiliensis und 1564, Juni 3., UnivAFreib., Senatsprotokoll, Bd. VI, S. 122.
- <sup>9</sup> J. KARTELS, Herdern bei Freiburg S. 179 f., 1905.
- <sup>10</sup> Schauinsland, 16. Jahrlauf, 1891, S. 81.
- <sup>11</sup> H. SCHREIBER, Geschichte der Universität, II. Teil, S. 42, Freiburg 1859.
- <sup>12</sup> Stadtarchiv Freiburg (= StAFreib), C 2, Nr. 94, Akten Polizei — Gesundheit Ehemaliges Mineralbad in Herdern.
- <sup>13</sup> A. KRIEGER, Topographisches Wörterbuch des Großherzogtums Baden, Band I, Sp. 1126, Heidelberg 1904/05 und GLA 22/K 9, 1466 Juli 1.
- <sup>14</sup> Schauinsland, 3. Jahrlauf, 1876, S. 80.
- <sup>15</sup> H. ÖFFINGER, Die Kurorte Badens, 1896.
- <sup>16</sup> H. ÖFFINGER, Die Kurorte Badens, 1905.
- <sup>17</sup> GLA 229/5132 Akten Oberried/Kibbad.
- <sup>18</sup> ZGORh Bd. 25, 1873, S. 200.
- <sup>19</sup> 1625 Juni 11., GLA 22/K 10 (J. Heinricher von Kappel wohnt im Kippbaad) und 1632 Mai 21., GLA 22/K 10 (Dingrodel des Klosters Oberried).
- <sup>20</sup> Schauinsland, 3. Jahrlauf, 1876, S. 80.
- <sup>21</sup> Ebd. S. 81.
- <sup>22</sup> Freiburger Tagespost 1932 Nr. 37.
- <sup>23</sup> GLA 229/51233.
- <sup>24</sup> Freiburg im Breisgau, Amtliche Kreisbeschreibung, Band II/1, 1972, S. 549.
- <sup>25</sup> Freiburger Tagespost 1932 Nr. 37.
- <sup>26</sup> StAFreib, G 13, 5.2 Nr. 5, Die Verpachtung des Gemeindegewirtschaftsrechtes sowie die Erbauung eines Mineralbades in Littenweiler, 1824—1862.
- <sup>27</sup> Freiburger Zeitung 1855, Juni 16.
- <sup>28</sup> Das Bad Littenweiler bei Freiburg im Breisgau. Seine Heilkraft und sein Wirken. Freiburg 1860, mit Litho von A. Straub.
- <sup>29</sup> Freiburger Adreßbücher der jeweiligen Jahre.
- <sup>30</sup> R. Süß, Heimat am Tuniberg Opfingen, S. 32 f., 1976.
- <sup>31</sup> StAFreib C 3, Nr. 284, Heft 1 f. Gemeindegewirtschaftsrechte — Allgemeines — Bohrung nach Warmwasserquellen durch die Stadt, 1912—1919, sowie die folgenden Hefte bis 1969.
- <sup>32</sup> F. BROMBACH, Kann Freiburg Kurort werden? 1918 und 1919.
- <sup>33</sup> Kreisbeschreibung (wie Anm. 26). Bd. II/1 S. 99.
- <sup>34</sup> J. B. KOLB, Historisch-statistisch-topographisches Lexikon von dem Großherzogtum Baden, Karlsruhe 1813/16, S. 263.
- <sup>35</sup> F. J. MONE, Bad. Archiv zur Vaterlandskunde, Bd. I, 1826.
- <sup>36</sup> TH. GSELL FELS, Die Bäder und Klimatischen Kurorte Deutschlands. I. Abt.: Die Bäder des Schwarzwaldes und des Rheins, 1885, S. 31.
- <sup>37</sup> F. FUTTERER, Achkarren, Ein Winzerdorf am Kaiserstuhl, 1969, S. 237.
- <sup>38</sup> GLA 229/78480 Oberschaffhausen.
- <sup>39</sup> GLA 229/11875 Oberschaffhausen.
- <sup>40</sup> JOSEPH ANTON RODECKER, Beschreibung des Bades zu Oberschaffhausen in der Cranzenau, Freiburg 1766.
- <sup>41</sup> W. C. WILLIUS, Beschreibung der natürlichen Beschaffenheit der Markgrafschaft Hochberg 1783, S. 52 f.
- <sup>42</sup> Freiburger Wochen- und Unterhaltungsblatt, 1831, Nr. 60.
- <sup>43</sup> Freiburger Zeitung 1856 Juni 15., Nr. 140.

- <sup>44</sup> ZGORh Bd. 15, 1863, S. 238.
- <sup>45</sup> 1000 Jahre Oberbergen, 1972, S. 10.
- <sup>46</sup> ZGORh Bd. 17, 1865, S. 490.
- <sup>47</sup> StAFreib, B 4.96. Urbar des Maria-Magdalenenklosters der Reuerinnen, 1450, fol. 61a, 62a, 64a; ebenso aus 1456.
- <sup>48</sup> Ebd., B 4.287, Hochberger Berain 1567, Vogtsperg.
- <sup>49</sup> Jeweils GLA: 1574 = 21/436; 1612 = 66/6089; 1661 21/430; 1689 = 229/77164.
- <sup>50</sup> RICHARD BRUNCKH, Bad-, Trink und Curbüchlein von dem sehr heilsamen Bad- und Trinkbrunnen zu Vogtsburg 1669.
- <sup>51</sup> Freiburger Wochen und Unterhaltungsblatt 1823, S. 89.
- <sup>52</sup> Freiburger Zeitung 1856 Juli 2., Nr. 154.
- <sup>53</sup> HEYFELDER, Die Heilquellen des Königreichs Württemberg, des Großherzogthums Baden, des Elsass und des Wasgau. Stuttgart 1841 und 1846.
- <sup>54</sup> G. SCHURHAMMER, Gesammelte Studien IV S. 161, Das Glotterbad und seine Geschichte. Rom 1965.
- <sup>55</sup> J. G. SCHENK, Scatebra Gloteria, Basel 1619.
- <sup>56</sup> H. SCHREIBER, Geschichte der Stadt Frbg. Bd. 2 S. 235.
- <sup>57</sup> F. J. MONE, Bad. Archiv zur Vaterlandskunde Bd. II. S. 604 = THOMAS MALLINGERS Tagebücher, 1647 August 29.
- <sup>58</sup> ZGORh Bd. 21 S. 96 f.
- <sup>59</sup> Freiburger Zeitung 1824, S. 1212.
- <sup>60</sup> Freiburger Zeitung 1855 Juli 18.
- <sup>61</sup> Freiburger Wochen und Unterhaltungsblatt 1833, Nr. 46.
- <sup>62</sup> Freiburger Zeitung 1855 Juni 12., Nr. 137.



# Carl von Rottecks Verlassenschaft

VON HERMANN KOPF

Die Verlassenschaft eines Menschen ist nicht nur ein Konglomerat ererbter oder erworbener Habe, sie gibt auch Auskunft über das Leben und den Charakter des Erblassers, seine Vorlieben und Interessen, seine Wünsche und seine Ideen, seine Stärken und Schwächen. Die hinterlassenen Gegenstände scheinen stumm zu sein und sprechen doch ihre Sprache, sie enthüllen, was der Tod zu verhüllen scheint, sie gewinnen Bedeutung durch die Beziehung, die sie zu ihrem Besitzer hatten und durch ihren Zusammenhang mit den anderen Objekten seiner Wahl. Bevor sie der Zerstreung anheimfallen, erscheint in ihrem Zusammenhang noch einmal das Schattenbild ihres Eigners.

Der Großherzoglich badische Hofrat und Professor Carl von Rotteck starb im Alter von 65 Jahren am 28. November 1840 in seinem Hause Nr. 233 in der damaligen Egelgasse, der heutigen Rathausgasse in Freiburg. Bis in die letzten Stunden diktierte er seinem Sohne Hermann Briefe an Personen, deren Antworten ihn nicht mehr erreichen sollten.<sup>1</sup>

Nach Art der Juristen hatte er den Fall seines sicheren, zu einem unsicheren Zeitpunkt eintretenden Todes vorbedacht. Vor seinem Eheschluß hatte er mit seiner Braut Katharina Mors, der Tochter eines fürstenbergischen Kammerrats, einen Ehevertrag abgeschlossen. Die Braut brachte einen Barbetrag von 2000 fl. und Hausrat im Werte von 700 fl. ein, der Bräutigam stellte als Heiratsgut denselben Barbetrag zur Verfügung.

In seinem eigenhändigen Testament vom 6. Februar 1838 bestimmte Rotteck, daß seine Leiche geöffnet werden solle.<sup>2</sup> Wollte er seinen Hinterbliebenen oder der medizinischen Wissenschaft, der sein Vater und sein Onkel sich gewidmet hatten, zu Erkenntnissen verhelfen? Seine Frau und seine Kinder sollten Erben sein, seine Frau sollte alles erhalten, worüber er disponieren konnte, somit ein Viertel. Bezüglich seiner Güter, zu denen vor allem der Schönhof gehörte, bestimmte er: „Mein allgemeiner Wunsch geht auf Nichtverkauf und auf tunlichst langen Fortbesitz allernächst in den Händen meiner Frau und sodann in jenen meiner Kinder“. Juristen sind, nicht zuletzt in eigenen Sachen, fehlbar. Das Stadtamts-Revisorat stellte die Ungültigkeit des Ehevertrags fest, da er der vorgeschriebenen öffentlichen oder gerichtlichen Form ermangelte. Aber auch das eigenhändige Testament erwies sich als ungültig, da dem Datum der Errichtung keine Ortsangabe beigelegt war. Daß der Bräutigam und Testator mit gutem Erfolg seine juristischen Prüfungen bestanden hatte, hatte die Ungültigkeit seiner rechtlichen Verfügungen nicht zu verhindern vermocht.

Die Freiburger Behörden, die mit der Aufnahme und Abwicklung des Nachlasses betraut waren, vor allem das Amtsrevisorat und die von ihm beauftragten Schätzer und die mit den Teilungsverhandlungen und den Versteigerungen betrauten Notare, haben mit der anerkennungswerten Sorgfalt gearbeitet, die ein gemächlicher Zeitablauf ihnen gestattete. Die zum Nachlaß gehörigen Liegenschaften wurden auf 69 007 fl., das Aktivvermögen auf 121 682 fl. geschätzt. Nach Abzug der Schulden von 19 227 fl. ergab sich ein Netto-

<sup>1</sup> H. KOPF: Karl von Rotteck. Zwischen Revolution und Restauration. Verlag Rombach, Freiburg 1980.

<sup>2</sup> Stadtarchiv Freiburg, Nachlaß Rotteck K 1/25 (1).

Vermögen von 102 459 fl. Am 2. April 1842 wurde zwischen der Witwe und ihren neun Kindern vor dem Notar Carl Lembke ein Teilungsvergleich abgeschlossen. Der mit der Familie Rotteck befreundete Universitäts-Administrator Albert Schinzinger vertrat hierbei den minderjährigen Gustav von Rotteck. Schinzinger erhielt als Erinnerungsstück nach der Verfügung des Erblassers eine vom verstorbenen Bruder Joseph stammende Standuhr und einen Betrag von 1600 fl. zur Tilgung einer alten nur ihm bekannten Schuld. Die Witwe bezog als Voraus den Ersatz ihres Eheeinbringens, Schmuck und Geschenke und darüber hinaus ein Viertel des Nachlasses, an dem jedes der Kinder mit einem Zwölftel beteiligt wurde. Unter Anrechnung auf ihre Erbansprüche übernahm die Witwe das auf 13 000 fl. geschätzte Wohnhaus in der Egelgasse, der heutigen Rathausgasse, mit Zubehör und das auf 13 000 fl. geschätzte Burghaldegut am Schloßberg. Wegen des Schönhofs sollte eine private Vereinbarung der Erben abgeschlossen werden.

Das Wohnhaus in der Egelgasse hatte Rotteck 1821 vom Grafen Andlaw von Bellingen gekauft. Heute gehört dieses Haus der Stadt Freiburg. Eine Tafel erinnert an den früheren Eigentümer Rotteck. Das Grundstück grenzte wie heute im Norden an die Turmstraße, besaß jedoch vermutlich auf der Westseite einen Garten, der bis zum „Rempart“ reichte. Auf der Erhebung westlich des Remparts wurde das Colombischloß errichtet.



Abb. 1. Karl von Rotteck (1775—1840).

Die am 4. II. 1842 vorgenommene Fahrnisaufnahme verzeichnete neben einem umfangreichen Bestand an Weißzeug 26 Gipsfiguren, zum Teil wohl Kopien antiker Bildwerke, 9 Seiten Speck im Gewicht von 330 Pfund, aus der eigenen Landwirtschaft stammend und für den Verbrauch einer großen Familie bestimmt, 76 Maß Kirschwasser, 63 Maß Treberbranntwein, 59 Maß Hefebranntwein, alles Erzeugnisse eigener Produktion. Die im Wohnhaus befindlichen Fahrnisse wurden unter den Kindern verteilt.

Das „Hofgut am Schloßberg“ hatte Rotteck durch stückweisen Ankauf erworben. Zu ihm gehörten zwei Häuser in der Kartäuserstraße mit Scheuer, Stallung und Schopf, ein Hausgarten, Matten in der Ebene „beim Stahl“, Bergacker und Weidfeld, 4<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Jauchert



Abb. 2. Schönihof (Besitz Karl v. Rottecks) unterhalb des Roßkopfs. (Privatbesitz).

„geringer Wald“, und 68 Haufen Reben auf dem Südhang des Schloßbergs. Die zwei Jauchert (Morgen) umfassende Matte in der Ebene grenzte an die Fürstlich Fürstenbergische Hammerschmiede, auf der anderen Seite an das Besitztum der Stallwirtin Herder Wwe., oben an den Mühlbach, unten an die Dreisam.

Am 23. Dezember 1841 fand in dem zum Nachlaß gehörigen Hause Nr. 715 der Kartäuserstraße eine Versteigerung des zum Gute gehörigen toten und lebenden „Inventars“ statt. Das letztere bestand aus zwei Wallachpferden und einer Stute. Der General von Wangen, der Ochsenwirt von Krozingen und Jakob Weil von Emmendingen ersteigerten je ein Pferd. Die Pferde waren für Wagen und Chaise tauglich. Eine Chaise, eine weitere zweispännige Chaise mit Schwanenhälsen, ein Renn- und zwei Holzschlitten, ein Bernerwägele, je ein Leiterwagen, Dielenwagen und Pflug, sowie 36 Zentner Heu wurden versteigert. Die Pferde waren somit nicht auf dem Schönihof, sondern in dem zum Burghaldegut gehörigen Gebäude in der Kartäuserstraße stationiert.

Außer dem Rebbesitz an der Burghalde besaß Rotteck 2 Jauchert Reben an der Eichhalde und 27<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Haufen Reben und Ackerfeld nebst einem Häuschen auf dem sogenannten Bühl in Herdern.

Aus der Bewirtschaftung dieser Reben erklärt sich der erstaunliche Umfang des Weinvorrats von 326 Ohm, somit von 48 900 Litern, der am 17. III. 1841 in der von Rotteckschen Behausung zur Versteigerung kam. Der Wein war durch den Küfermeister Mathias Mantel als Taxator geschätzt worden. Er umfaßte 90 Ohm 1834er teils Oberländer, teils Schloßberger, 24 Ohm Schloßberger von 1836, 50 Ohm derselben Art von 1837 und 1838, 47 Ohm Schloßberger von 1839 und 115 Ohm teils Schloßberger teils Eichhalder von 1840. Die Schloßberger und Eichhalder Weine entstammten Rottecks eigenem Rebbetrieb. Aus

dem Verkauf des Weins, des Kirschwassers, des Treber- und Hefebranntweins wurden 6038 fl. Erlöst.

Das Gut an der Eichhalde hatte Rotteck 1808 von der Stadtgemeinde Freiburg gekauft. Der Besitz umfaßte Reben, Mattfeld, Baumgarten und Waldung. Das Angebot des Mit-erben Hermann von Rotteck, das auf 3920 fl. geschätzte Gut für 3000 fl. zu übernehmen, wurde von den Erben angenommen.

Zum Rebgut in Herdern „auf dem Bühl“ gehörten 27<sup>1/2</sup> Haufen Reben und Ackerfeld mit einem Häuschen. Der Stabhalter Heinrich Keller von Herdern ersteigerte dieses Gut für 1750 fl. im stillen Auftrag von Dr. Julius von Rotteck, auf den er seine Rechte über-  
trug.

Am 11. November 1841 wurde die Bibliothek des „verstorbenen Großherzoglichen Ba-dischen Hofraths und Professors Dr. Carl von Rotteck“ öffentlich versteigert. Ein Katalog, der die Schätzungspreise der zur Versteigerung kommenden 2014 Bücher enthielt, war ge-  
druckt worden. In den „Seeblättern“ vom 17. Oktober 1841 wurde dieser Katalog ange-  
zeigt und auf die bevorstehende Versteigerung hingewiesen. Die Einteilung des Katalogs  
in zwölf Sachgebiete spiegelte den weitgespannten Interessenkreis Rottecks wider. Neben  
etwa 300 geschichtlichen und biographischen Werken waren rund 570 Werke der Juris-  
prudenz, Staats- und Cameralwissenschaft und Politik vertreten. Die Schriften befreundeter  
Zeitgenossen: 8 Bände aus der Feder Wessenbergs, Jakobis Werke in 8 Bänden, die  
Schriften von Draï, Münch, Varnhagen und Welcker, vier Bände von Ittners Schriften  
waren vorhanden. In der Rubrik der fremdsprachlichen Bücher rangierten neben einigen  
englischen und italienischen vor allem französische Werke. Die römischen Klassiker er-  
schienen in lateinischen Texten und deutschen Übersetzungen, Texte in griechischer Spra-  
che fehlten. Die in Stuttgart erschienenen 55 Bände der Werke Goethes, den Rotteck als  
einen Fürstenknecht nicht zu goutieren vermochte, waren auf 16 fl. taxiert, Schillers sämt-  
liche Werke in 12 Bänden auf 7 fl. 12 Kreuzern. Der von Rotteck inbrünstig verehrte Kant  
wurde billig bewertet, seine „Theorie der reinmoralischen Religion“ nur mit 15 Kreuzern.  
Vielleicht entsprach es Rottecks Abneigung gegen Goethe, daß er dessen Werke nur in  
Pappbänden besaß.

Ein großer Teil der Bücher wurde von Rottecks Söhnen und Schwiegersöhnen ersteigert.  
Neben den Angehörigen der Familie traten als Steigerer der Geistliche Rat Schreiber (ver-  
mutlich der Historiker Heinrich Schreiber), die Barone von Andlaw und von Berstedt, die  
Herdersche Buchhandlung und Hofrat Amann als Vertreter der Universität auf. Ein Ge-  
samterlös von 1901 fl. wurde erzielt.

Über die Verwertung des literarischen Nachlasses, „die Relikte des verstorbenen Hof-  
rats und Professors Carl von Rotteck“, wurde von den Erben ein Vertrag mit der Ver-  
lagshandlung von Dennig, Frick und Companie in Pforzheim abgeschlossen. Hermann  
von Rotteck übernahm es, die nachgelassenen Schriften seines Vaters sowie eine von Her-  
mann verfaßte Biographie in 5 Bänden von je 20–25 Druckbogen herauszugeben und eine  
Fortsetzung der allgemeinen Geschichte im Umfang von 45 Druckbogen zu schreiben.

Die Verlagshandlung bezahlte an die Witwe und an Hermann von Rotteck für den  
Druckbogen der nachgelassenen Schriften 10 Louisdor, für den Druckbogen der allgemei-  
nen Weltgeschichte 15 Louisdor. Für den Fall einer polizeilichen Beschlagnahme verzich-  
teten Witwe und Sohn auf das Honorar. Die Verbreitung der Bücher stieß in Österreich und  
Preußen auf Hindernisse. In einem am 13. II. 1844 in Pforzheim abgeschlossenen Ver-  
gleich verpflichtete sich die Verlagshandlung, in Abänderung des früheren Vertrags, für die  
fünf Bände der nachgelassenen Schriften ein Honorar von 6500 fl., für die Fortsetzung der  
Geschichte 4400 fl. zu bezahlen. Die Fortsetzung sollte bis zum 30 IV. 1844, ein Auszug  
hieraus bis Ostern 1845 fertiggestellt werden.

Hermann von Rotteck hat im vierten Band der nachgelassenen Schriften die Biographie seines Vaters geschrieben, mit der Pietät, die der Sohn dem verehrten Vater zollt. Dabei versuchte er manche Härte, wie die Auseinandersetzung Rottecks mit Welcker vor dem Beginn ihrer Freundschaft, zu mildern. Am 18. Juli 1845 ist Hermann von Rotteck verstorben.

Rotteck hatte im Jahre 1809 von der Großherzoglichen Domänenverwaltung das Hofgut Schönhof erworben. Der Hof, der als der höchstgelegene der Reutebacher Höfe zur Gemarkung Gundelfingen gehörte, war in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts vom Kloster St. Märgen erworben worden, das den Gottesdienst in Zähringen versah. Durch die Aufhebung des Klosters ging der Hof in den Besitz der badischen Domäne über. Der Hof befand sich „eine Stunde von Freiburg auf dem südwestlichen, westlichen und nördlichen Abhang des Roßkopfs und bietet eine schöne Aussicht“. Das Hofgut umfaßte 190 Jauchert (Morgen) und 48 Ruthen. Hiervon entfielen auf Matten 20, auf Ackerfeld 60, auf Baumgarten 4, auf Weidfeld 45 und auf Wald 58 Jauchert. Rotteck, der lange Jahre an Störungen der Nerven und des Gleichgewichts litt, hatte das Hofgut erworben, weil er sich vom Aufenthalt in der Natur eine günstige Wirkung für seine Gesundheit versprach. Neben dem bereits vorhandenen Wohn- und Wirtschaftsgebäude mit Schopf, Scheuer und Stallungen errichtete er für seine Familie und seine Gäste ein aus Steingebautes zweistöckiges Wohnhaus. Hier verbrachte er einen großen Teil seiner freien Zeit,

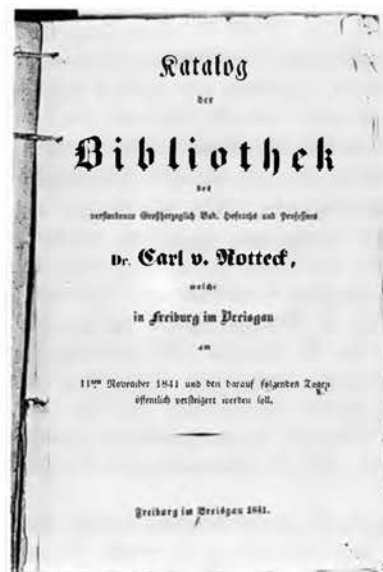


Abb. 3. Auktionskatalog der Bibliothek Karl v. Rottecks 1841.

hierhin pilgerte er in der Zeit der Vorlesungen ein- oder zweimal in der Woche. Er überwachte aber auch den Betrieb der Landwirtschaft und gab, wenn er abwesend von Freiburg war, seiner Frau zur Weiterleitung an den Oberknecht schriftliche Weisungen. Er verteidigte die Erfüllung seiner landwirtschaftlichen Pflichten auch gegenüber den kritischen Vorhaltungen der badischen Regierung, die eine Vernachlässigung seiner Vorlesungen befürchtete. In der Natur, die ihn auf dem Hof umgab, lebte er auf. Hier versammelte



er seine Freunde, und hier verbrachte er „Stunden der Andacht“, wenn er Wessenbergs zugeeignete Gedichte oder Varnhagens Gedenkschrift an die verstorbene Rahel las. Rottecks gefühlmäßige Bindung an den Schönhof weckte den Wunsch, daß der Hof ungeteilt seiner Familie erhalten bleibe.

Dieser Wunsch hat sich nicht erfüllt, Die Kinder des Erblassers wünschten die Auszahlung ihrer Erbteile. Sie wußten allerdings, daß ein Verkauf des Hofes zu seinem wirklichen Wert nicht erreicht werden könne. Das Amtsrevisorat hatte den Wert des Hofes auf 41 147 fl. geschätzt. Die zum Hof gehörigen Waldungen, die 58 Morgen und 120 Ruthen umfaßten, wurden durch den Bezirksförster Nufer besichtigt. Auf Grund seiner sorgfältig durchgeführten „Ocular-Abschätzung“ wurde der Wert des Holzes „auf dem Stock“ auf 7191 fl. geschätzt. Die bevorstehende öffentliche Versteigerung wurde in der Freiburger und Karlsruher Zeitung und in den in Konstanz erscheinenden „Seeblätern“ dreimal bekanntgemacht. Als Kaufpreis war zunächst ein Betrag von 40 000 fl. vorgesehen. Es bestand jedoch keine Aussicht, ein Gebot zu diesem Preis zu erhalten. Bei der auf den 28. Oktober 1841 angesetzten Versteigerung wurde daher ein Ausrufpreis von 30 000 fl. bekanntgegeben. Hermann von Rotteck veranlaßte, daß dieser Preis auf 28 000 fl. ermäßigt wurde. In der Versteigerung wurde kein Gebot abgegeben. Der anwesende Forstmeister von Draais bekundete zwar Interesse, entfernte sich jedoch, ohne ein Gebot abzugeben. Am 25. April 1843 fand ein zweiter Versteigerungstermin auf dem Hofe statt. Auch das Stadtamts-Revisorat hatte sich dahin geäußert, daß die Erzielung eines hohen Erlöses nicht zu erwarten sei. Als Ausrufpreis wurde diesmal für den Hof mit Einschluß der Gutseinrichtung ein Betrag von 24 000 fl., ohne diese ein Betrag von 22 500 fl. festgesetzt. Die Fahrnisse einschließlich des Viehs waren inzwischen auf 2100 fl. geschätzt worden. Zum Viehbestand des Hofes gehörten vier Esel, 1 Stier, 1 Paar große und vier Paar kleine Ochsen, Kühe mit Kalb und 8 Schafe, während die drei für Ausfahrten bestimmten Pferde sich in Rottecks Hof in der Kartäuserstraße befanden. Ein Zuschlag hatte zu erfolgen, wenn der Anschlagspreis oder ein darüber hinausgehender Betrag geboten wurde.

Nach den Versteigerungsbedingungen sollte das Hofgut zuerst mit den Fahrnissen und sodann ohne die Fahrnisse zur Steigerung angeboten werden. Bei dem einen wie dem anderen Steigerungsversuch sollte der letzte Steigerer an sein Angebot gebunden bleiben. Als einziger Bieter bot der Domänenrat Prestinari als Vertreter des Domänenfiskus für das Hofgut ohne Fahrnisse 21 000 fl. Weitere 100 fl. sollten als Ersatz für die Hafer- und Gerstensaaten bezahlt werden. Am 26. August 1843 nahmen Rottecks Erben durch eine vor dem Notar Carl Friedrich Raupp abgegebene Erklärung das Angebot des Großherzoglichen Ärars an. Kurze Zeit später ermächtigte der Großherzog das Finanzministerium den Erwerb des Hofguts im Weg der Versteigerung zu genehmigen. Die am 31. Juli 1843 erfolgte Versteigerung der auf 2036 fl. veranschlagten Fahrnisse des Schönhofs erbrachte einen Erlös von 2823 fl.

Das Domänenräar brachte durch seinen Verzicht auf die Ersteigerung der Fahrnisse zum Ausdruck, daß ihm an einer Bewirtschaftung des Hofes nichts gelegen war. Offenbar hatte bei der Abgabe ihres Gebots die Domänenverwaltung bereits die Absicht, die zum Hofgut gehörigen Gebäude abzureißen, auf dem Gelände Wald anzupflanzen und diesen zur Arrondierung des bereits vorhandenen Waldbesitzes zu verwenden. Zahlreiche Höfe, die entweder wegen Verschuldung ihrer Eigentümer oder aus familiären Gründen von ihren bisherigen Besitzern nicht weiter bewirtschaftet werden konnten, sind in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts von der Domänenverwaltung, meist durch Vermittlung von Maklern, erworben worden. Die Gebäude wurden abgerissen, und auf dem freien Gelände Wald angepflanzt. Die Landwirtschaft war notleidend, und Bauern wären kaum in der Lage gewesen, die Mittel für den Erwerb abgehender Höfe aufzubringen. Hansjakob hätte

der berufene Geschichtsschreiber der mit dem Sterben der Höfe verbundenen Tragödien werden können.

Das Domänen-Ärar ließ wie in zahlreichen anderen Fällen die Gebäude des Hofguts Schönhof abbrechen. Bis zur Errichtung eines Spielplatzes vor einigen Jahren sollen Mauerreste noch sichtbar gewesen sein. Auf dem ersteigerten Gelände wurde Wald angepflanzt. Er bedeckt noch heute die Stätte, auf der Carl von Rotteck Genesung und neue Kraft, aber auch Einkehr und Einsicht suchte und fand.



# Senatspräsident Dr. Ferdinand Heisler (1793-1876)

Ein Freiburger in Wien

von

HERMANN BROMMER

Bevor er in seiner Heimatstadt völlig vergessen wird, gilt es, einem Freiburger ein Gedenkblatt zu schreiben, den vor hundert Jahren Herders Conversations-Lexikon<sup>1</sup> noch mit folgenden Worten würdigte: „Heisler, Ferdinand, geb. 1793 in Freiburg i. Br., Jurist, 1814–68 in österr. Diensten, stieg bis zum Präsidenten der obersten Justizstelle empor, starb in Wien 1876.“ Aus alteingesessener Freiburger Bürgerfamilie hervorgegangen, im österreichischen Justizwesen zu Amt und Würden gelangt, trugen seinerzeit „wichtigste Gesetzentwürfe“ der Donaumonarchie seine Handschrift. Obwohl ich es den österreichischen Rechtshistorikern überlassen muß, die dienstliche Tätigkeit Heislers zu erforschen und zu beurteilen, scheint es mir wichtig zu sein, zur Biographie des bedeutenden Juristen die Belege beizutragen, die sich in Freiburg noch finden lassen. Daß ich bei solchem Vorhaben sehr entgegenkommende Unterstützung bei Fräulein Winfriede und Rosel Heisler, Freiburg (die zahlreiche Erinnerungsstücke an ihren Wiener Ur-Groß-Onkel besitzen), fand, möchte ich dankbar vermerken.

## **Die Heisler-Familie und Rosa Inama von Sternegg**

Wie ein Blick auf die väterliche Ahnenreihe Dr. Ferdinand Heislers zeigt, vererbte sich bei der Freiburger Familie das Handwerk des Kürschners von einer Generation zur andern. Franz Philipp Heisler, der Urgroßvater des Gerichtspräsidenten, spielte als Zunftmeister eine Rolle in der vorderösterreichischen Stadt; das Familienwappen<sup>2</sup> kündigt beredt davon. Daß Johann Baptist Heisler, der Großvater, neben der Kürschnerei noch den Posten eines Zolleinnehmers am Predigertor<sup>3</sup> verwaltete, mag auf den Konkurrenzkampf im ererbten Gewerbe zurückzuführen gewesen sein. Vielleicht auch ein Grund dafür, daß dessen Sohn Johann Ferdinand Heisler auf die Schneiderei überging.

Nur bei oberflächlicher Betrachtung erstaunlich wirkt, daß dieser Schneidermeister Johann Ferdinand Heisler, 27 Jahre alt und im Haus 617 wohnhaft, am 9. Mai 1790 in der Freiburger Pfarrkirche St. Martin mit „Jgfr: M: Anna Rosina Inama von Sternegg, Voe<sup>en</sup> Rgs Kanzellisten Tochter dahier, Altersjahre 27“ den Bund der Ehe schloß.<sup>4</sup> Die Mutter des späteren Senatspräsidenten stammte aus

einer Tiroler Familie,<sup>5</sup> die ihr Adelsprädikat von dem in kaiserlichen Diensten bewährten Johann Anton Inama überkommen hatte.<sup>6</sup> Am 6. März 1672 in Kaltern/Südtirol geboren, trat der Urgroßvater der Braut Rosa 1692 bei dem geachteten Innsbrucker Handelsmann und Bürgermeister Johann Tausch in die Lehre. Bald rückte Johann Anton Inama nicht nur zum Schwiegersohn seines Lehrherren, sondern auch zum Geschäftsnachfolger auf. Besitzer von zwei Häusern, wohnhaft in der Höttingergasse 15, ließ er in Innsbruck unter anderm eine Kupferschmiede betreiben und übernahm 1698 die Leitung der halbstaatlichen Messingwerke Achenrain-Kramsach, eines heruntergewirtschafteten Unternehmens, das dringend der Sanierung bedurfte. Offensichtlich nicht ohne wirtschaftliche Erfolge geblieben,



Abb. 1. Stadtarchiv Freiburg, Wappen und Siegelkartei.

zeichnete sich Johann Inama aber noch mehr durch seinen mutigen Einsatz während des Spanischen Erbfolgekrieges aus, als Truppen des bayrischen Kurfürsten Max Emanuel in Tirol einfielen. Den bis zum Werk Achenrain vorstoßenden bayrischen Vorausabteilungen warf Inama seine über 400 Mann starke, bewaffnete



Knappschaft entgegen und konnte auch das Eindringen weiterer bayrischer Truppen durch das Brandenberger Tal verhindern. Eine Tat, die Eindruck bei der Regierung machte und dem Handelsmann erlaubte, um den Reichsadelstand nachzusehen. Kaiser Leopold I. entsprach der Bitte und erhob Johann Anton Inama am 16. Juli 1704 in Anerkennung seiner Verdienste um die wirtschaftliche Besserung des Messingwerkes und bei der Verteidigung Tirols in den Reichsadel, und zwar mit dem Prädikat „von Sternegg“ und mit demselben Wappen, das Kaiser Ferdinand II. schon 1634 dem Florian Inama in Fondo (Linie San Martino) verliehen hatte.<sup>7</sup> Das wirtschaftliche Glück scheint J. A. Inama von Sternegg nach den Kriegzeiten wieder verlassen zu haben. Nur mühselig bewahrte er seine Familie vor der Verarmung. Söhne und Enkel blieben „den bescheidenen Lebensumständen verhaftet, in die Johann Anton nach seinem raschen, aber allzu kurzen sozialen Aufstieg zurückgesunken war.“ Erst zwei Urenkeln gelang es, hohe richterliche Stellungen zu erreichen und damit eine Reihe angesehener Juristen aus der Familie Inama von Sternegg anzuführen.

Joachim Anton Inama von Sternegg, ein Enkel des geadelten Johann Anton, kam am 14. April 1736 in Innsbruck als ältester Sohn des Hofkammer-Raitoffiziers Dionys Joachim Inama von Sternegg zur Welt, Früher Tod des Vaters und der wirtschaftliche Niedergang des großväterlichen Vermögens schlossen akademische Studien aus und zwangen Joachim Anton etwa 1755, als Kanzleischreiber in den niederen Staatsdienst einzutreten. Nach einigen Jahren in das vorderösterreichische Freiburg versetzt, läßt er sich dort im Expeditoren- und Taxatoramt der Regierung und Kammer 1759 als Akzessist, 1763 bis 1790 als Kanzlist und 1784 als Adjunkt des Amtes nachweisen.<sup>8</sup> Aus seiner am 8. Mai 1764 eingesegneten Ehe mit der 15 Jahre älteren Freiburger Arztwitwe Maria Anna Schach ging nur die Tochter Rosa hervor. Obwohl der Vater aus dem elterlichen Hausbesitz in Innsbruck eine beträchtliche Abschlagszahlung zu erwarten hatte und die Mutter das Recht einer freien Wohnung mit in die ungleiche Ehe brachte, erwiesen sich die Vorbelastungen durch vier Kinder aus erster Ehe und sonstige finanzielle Verpflichtungen der Mutter als so drückend, daß die Familie in wirtschaftliche Not geriet, von der sie sich nicht mehr erholen sollte. Für Joachim Anton Inama von Sternegg dürfte der Tod am 14. Juni 1790 eine Erlösung von drückenden Zwängen gewesen sein. Witwe und Tochter weigerten sich, die Erbschaft zu übernehmen. Nach einem Vergleich konnten die Nachlaßgläubiger wenigstens mit einem Drittel ihrer Forderungen befriedigt werden. Während die Mutter noch die in die zweite Ehe eingebrachten Möbel und die Wäsche retten konnte, ging die kurz vor Vaters Tod an Schneidermeister Johann Ferdinand Heisler verheiratete Rosa Inama von Sternegg leer aus.<sup>9</sup>

Dafür fand diese Tochter bei ihrem Ehemann ein gutbürgerliches Auskommen und gebar ihm in glücklicher Ehe vier Kinder,<sup>10</sup> zwei Söhne und zwei Töchter, von denen Ferdinand als Jurist besondere Karriere machen sollte und eine Tochter als Lehrfrau im Freiburger St. Ursula-Kloster<sup>11</sup> Ansehen genoß. Wie sehr Rosa Inama von Sternegg das Familienleben prägte, geht aus einem im August 1806 verfaßten „Glückwunsch der Kinder an ihre vielgeliebte Mutter an Ihrem Namensfeste“ her-

vor.<sup>12</sup> Bereits mit 45 Jahren sank sie am 30. Juni 1808 ins Grab, während Schneidermeister Ferdinand seine Frau um 32 Jahre überlebte. Beider Grabmal (mit zwei Kindern und einer Enkelin) ist im Alten Friedhof Freiburgs erhalten geblieben.<sup>13</sup>

### **Der Senatspräsident**

Als zweites Kind und ältester Sohn des Damenschneidermeisters Johann Ferdinand Heisler und der Maria Rosina (meist Rosa genannten) Inama von Sternegg am 7. Januar 1793 geboren<sup>14</sup> und im Haus 621 der Freiburger Jesuitengasse aufwach-



*Abb. 2.* Senatspräsident Dr. Ferdinand Heisler.  
Porträt durch Josef Franz Heisler nach einem Wiener  
Vorbild.

der Philosophie und 1810/13 der Rechtswissenschaften an der Universität Freiburg send,<sup>15</sup> ebneten dem kleinen (Franz Joseph) Ferdinand geordnete bürgerliche Lebensverhältnisse den Weg ins Leben. Die Eltern erlaubten ihm, 1808/10 Studien zu absolvieren, die er am 22. August 1816 mit einer Dissertation „De culpae gradi-

bus eiusque praestatione in damno resarciendo“ als Dr. jur. abschloß.<sup>16</sup> Komilitone während der ersten Studienjahre war der spätere Freiburger Stadthistoriker Professor Heinrich Schreiber. Zwischenzeitlich im Freiheitskrieg gegen Napoleon Bonaparte beim österreichischen Militärgouvernement in Dijon eingesetzt, begann Ferdinand Heisler 1817 seine eigentliche Berufslaufbahn, die uns der in Wien in den „Juristischen Blättern“ 1876 erschienene Nachruf auf den verstorbenen Senatspräsidenten folgendermaßen beschreibt:<sup>17</sup>

„Abermals hat der Tod eine Zierde des österreichischen Richterstandes hinweggenommen. Am 29. November d. J. starb zu Wien im 83. Lebensjahre der jubilirte Senatspräsident des obersten Gerichtshofes und wirkliche geheime Rath Dr. Ferdinand Heisler. Der Verblichene war am 7. Jänner 1793 zu Freiburg im Breisgau geboren und legte am 22. Jänner 1817, nachdem er bereits in den Jahren 1814 und 1815 bei dem k. k. österreichischen Gouvernement in der Franche-Comté und in Burgund als Secretär verwendet worden war, den Eid als Auscultant des niederösterreichischen Landrechtes ab. In gleicher Eigenschaft kam er am 26. März 1817 nach Triest. Am 6. März 1818 wurde er Criminalaktuar bei dem Stadt- und Landrechte in Triest, wo ihm ein Criminalreferat mit entscheidender Stimme übertragen ward. Vom 22. August 1822 an fungirte er als Rathsprotokollist mit votum decisivum in Civilsachen, bis er am 9. Jänner 1824 den Diensteid als Rath des Triester Stadt- und Landrechtes ablegte. Vom 18. April 1824 finden wir ihn in gleicher Eigenschaft bei dem Civiltribunale in Mailand, wo ihm die Kanzleidirection übertragen war. Am 10. November 1830 rückte er daselbst zum Appellationsrathe vor; als solcher wurde er am 25. März 1832 zu dem k. k. innerösterreichischen und küstenländischen Appellationsgerichte zu Klagenfurt übersetzt. Mit allerhöchster Entschließung vom 22. März 1842 ernannte ihn Se. Majestät Kaiser Ferdinand zum Hofrathe der obersten Justizstelle, und mit a. h. Entschließung vom 30. März 1851 Se. Majestät Kaiser Franz Josef zum provisorischen Sectionschef im Justizministerium. Die a. h. Entschließung vom 10. Mai 1854 berief ihn zum Senatspräsidenten des obersten Gerichtshofes, in welcher Stellung er dieser Körperschaft bis zu seiner Pensionierung angehörte, welche mit a. h. Entschließung vom 4. Oktober 1868 erfolgte.

In Würdigung seiner hervorragenden Dienste war ihm bereits mit a. h. Entschließung vom 5. August 1853 der Orden der eisernen Krone II. Classe und mit a. h. Entschließung vom 19. Februar 1861 die Würde eines geheimen Rathes verliehen worden. Als Heisler am 22. Jänner 1867 das fünfzigste Jahr seines Staatsdienstes zurücklegte, erhielt er ‚in Anerkennung seiner durch fünfzig Jahre geleisteten ausgezeichneten und treuen Dienste‘ das Großkreuz des Franz Josef-Ordens.

Im Besitze einer nicht gewöhnlichen wissenschaftlichen Ausbildung und sehr umfassender Gesetzeskenntnisse nahm der Verstorbene schon vor dem Jahre 1848 an den Arbeiten der damals bestandenen Gesetzgebungscommission, deren ständiges Mitglied er war, einen sehr einflußreichen Antheil, wurde im Jahre 1846 als Abgeordneter Oesterreichs zu dem damaligen Congresse behufs der Abfassung einer allgemeinen deutschen Wechselordnung nach Leipzig entsendet und betheiligte sich später als Sectionschef der legislativen Abtheilung des Justizministeriums an allen Berathungen über die wichtigsten und umfangreichsten Gesetzentwürfe. Bei allen

Gelegenheiten hat sich Heisler den Ruf eines hochgebildeten, mit der Gesetzgebung und juristischen Literatur des In- und Auslandes in seltener Art vertrauten Mannes, eines sehr scharfsinnigen Denkers, sowie eines von strenger Unparteilichkeit und Pflichttreue erfüllten Richters erworben.

Eine besondere Anerkennung wurde Heisler's Verdiensten um die österreichische Rechtspflege noch durch die am 20. Jänner 1869 erfolgte Ernennung zum lebenslänglichen Mitgliede des Herrenhauses des Reichsrathes zu Theil.

Heisler blieb unvermählt. Das dankbare Vaterland schmückt sein Grab mit dem unvergänglichen Kranze der Erinnerung.“

„Die irdische Hülle des theuren Verblichenen“, der an einer Lungenentzündung starb, wurde am Freitag, 1. Dezember 1876, „um  $\frac{3}{4}$  2 Uhr nachmittags, vom Trauerhause im I. Bezirk, Singerstraße Nr. 12, in die Dom- und Metropolitankirche zu St. Stefan überführt, daselbst feierlich eingeseget und sodann auf dem Central-Friedhofe, nach nochmaliger Einsegnung, im eigenen Grabe zur Ruhe bestattet.“<sup>18</sup> Sein Grabmal ist dort durch das 2. Tor in Gruppe 10, Reihe 4, Nr. 28 noch zu finden.

Wie sehr Dr. Ferdinand Heisler mit Freiburg und seinen Verwandten, als deren väterlicher Schutzgeist er sich fühlte, verbunden geblieben war, erweisen „Todfalls=Aufnahme“ und Testament des Verstorbenen.<sup>19</sup>

Das „k. k. städt. Bezirksgericht innere Stadt Wien“ stellte am 9. Dezember 1876 folgende Verwandte als Testaments-Erben fest: „3 Nichten, I. Frl. Rosa Heißler, Privat in Freiburg, 47 Jahre; II. Frl. Therese Heißler, Privat in Wien im Sterbeorte, 46 Jahre; III. Frau Sofie Horber, geb. Heißler, Traiteursgattin in Freiburg, 43 Jahre; 2 Neffen, I. Ferdinand Heißler, Privat in Wien im Sterbeort, 42 Jahre; II. Hermann Heißler, Gymnasialprofessor in Ettenheim im Großherzogtum Baden, 38 Jahre. Sämtliche sind Kinder des verstorbenen Bruders des Erblassers H Josef Heisler Posamentier in Freiburg.“ Zahlungsbüchel für 6000 fl oder 6300 frÖW Jahrespension und die hohen Orden des Verstorbenen wurden vom Notar eingezogen. Das Vermögen bestand „in Leibeskleidung und Wäsche, Einrichtungsstücken und Werthpapieren“.

Am 23. September 1874 hatte der altgewordene Senatspräsident sein Testament geschrieben, ein Dokument der guten Vermögensverhältnisse und Verwandtschaftsbeziehungen, das seine familiär-fürsorgliche Einstellung erkennen läßt.

„Mein Leichenbegängniß soll mit Vermeidung allen Pompes und mit Beschränkung auf den nöthigen Anstand vollzogen werden. Ich wünsche im eigenen Grabe bestattet zu werden, und beauftrage meine Erben, mir einen Grabstein, etwa in der Art des verstorbenen Senats Präsidenten Pederzein<sup>20</sup> setzen zu lassen.

1.) Außer den gesetzlichen Legaten vermache ich den Barmherzigen Schwestern, die mich in meiner Krankheit werden gepflegt haben, hundert Gulden öW.

2.) Meiner Köchin Agathe Glockner vermache ich, wenn sie bei meinem Ableben noch in meinem Dienste sein wird, fünfhundert Gulden öW.

(Diese Bestimmung ist durchgestrichen).

3.) Meinem gewesenen Diener, Andreas Koller, vermache ich eine lebenslängliche Unterstützung von zehn Gulden öW monatlich.

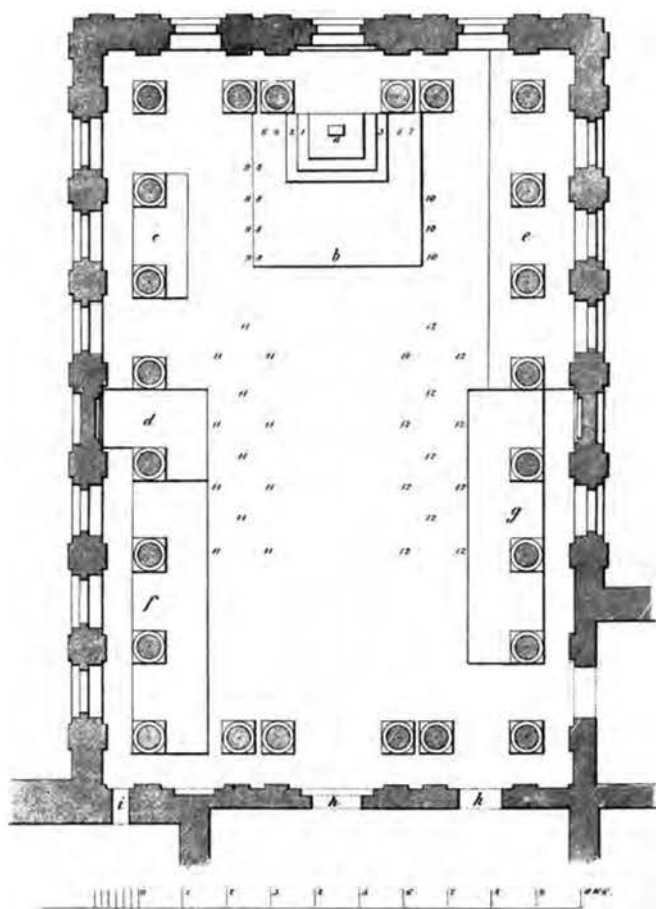
4.) Meiner Nichte Therese Heisler, welche seit vielen Jahren meine Haushaltung

führte, und mich in kranken Tagen mit der größten Sorgfalt pflegte, vermache ich im Voraus meine Aktien der K. Elisabeth Westbahn und der neuen Linz=Budweiser Bahn, sowie zweitausend Gulden galizische Grundentlastungs Obligationen.

5.) Ich erkläre ferner, daß alle Einrichtungsstücke, welche sich in den von ihr bewohnten Zimmern befinden, oder sonst zu ihrem Gebrauche dienten, samt Bettzeug und Wäsche, sowie sämtliches Silberzeug und Tischgeräthe ihr Eigenthum sind.

6.) Da sich unter den in meinem Besitze befindlichen Werthpapieren auch viele befinden, welche meinen Neffen und Nichten oder auch einem Dienstboten angehören und welche sie durch Schenkungen, Erbschaften oder eigene Ersparnisse erworben haben, so bemerke ich, daß ich denselben eigenhändig von mir geschriebene oder durch mich unterfertigte Bestätigungen ihres Eigenthums übergeben habe.

7.) Meinem Neffen, Hermann Heisler, den ich schon unter Lebenden beschenkte, vermache ich, eine ganze und eine halbe Aktie der K. Ferdinands Nordbahn, fünf



- a. Der Thron
- b. Die Estrade
- c. Hof-Tribüne
- d. Tribüne für die Begleitung der höchsten Herrschaften
- e. Tribüne für Mitglieder des diplomatischen Corps
- f. Tribüne für das Publikum
- g. Tribüne für das Publikum
- h. Haupteingang
- i. Eingang zur Tribüne f
- k. Eingang zu der Tribüne e und g
- 1. Der Obersthofmarschall mit dem Staats-  
schwerte
- 2. Der Erste Obersthofmeister mit dem Stabe
- 3. Der k.k. Oberstallmeister als Vertreter des  
Oberstkämmerers
- 4. Der Arcierenleibgarde Hauptmann
- 5. Der ungar. Leibgarde-Capitän
- 6. Der Trabantenleibgarde Hauptmann
- 7. Der General-Adjutant
- 8. Ihre kais. kön. Hoheiten die Herren  
Erzherzoge
- 9. Höchstderen Obersthofmeister
- 10. Die Minister
- 11. Die Mitglieder des Herrenhauses
- 12. Die Mitglieder des Hauses der Abgeordneten

Abb. 3. Feierliche Schlußsitzung des Reichsrates in Wien  
Ceremoniensaal der Hofburg in Anwesenheit des Kaisers  
zur Zeit der Mitgliedschaft Dr. Ferdinand Heislers.  
(Jahr unbekannt, aus Nachlaß Heisler).



Actien der Butstierader Eisenbahn Lit. A., und zweitausend Gulden österreichischer Silber Rente nebst sechs Aktien der Donau Dampfschiffahrts Gesellschaft.

8.) Meiner Nichte Sofie Heisler verehelichte Horber, vermache ich eine lebenslängliche Rente von fünfhundert Gulden süddeutscher Währung. Diese Rente soll aber vor Allem in der Art verwendet werden, daß damit allmählich die Schuld der Legatarin aus ihrem Hausbau, welche sie bei der Beurbarungs=Commission in Freiburg contrahirte, getilgt werde und erst nach vollständiger Tilgung dieser Schuld ist sie zu Händen der Legatarin direkt abzuführen. Ich beauftrage insbesondere meine Nichte Rosa Heisler für die genaue Erfüllung dieser Anordnung Sorge zu tragen.

9.) Den Kindern meines Neffen Ferdinand Heisler, den ich schon bei Lebzeiten beschenkt habe, namens Rosa und Josef Heisler vermache ich eine lebenslängliche Rente von 300 f süddeutscher Währung für jedes. Nachdem sie das 24. Jahr zurückgelegt haben werden, kann diese Rente kapitalisiert, und das Kapital ihnen verabfolgt werden, jedoch nur dann, wenn meine Erben die gute Verwendung und Erhaltung des Kapitals mit Zuversicht erwarten können, in welcher Beziehung ich ihnen die größte Vorsicht anempfehle. Den Legataren steht jedoch kein Klagerecht auf Zahlung dieses Kapitals zu, aus was immer für einen Grunde die Erben dieselbe verweigern, und die Legataren müssen sich mit der fortdauernden Entrichtung obiger Jahresrente von dreihundert Gulden begnügen.

10.) Zu Erben meines gesamten übrigen Vermögens ernenne ich meine Nichten Rosa und Therese Heisler zu gleichen Theilen.

11.) Im ersten Jahre nach meinem Ableben soll meiner Nichte Theres der volle Genuß und die Verwaltung des ganzen Nachlasses zustehen, und die Miterbin und die Legatare erst nach Ablauf dieses Jahres berechtigt sein, die Verabfolgung ihres Erbtheils oder ihre Legate zu verlangen.“

### **Briefe und Hinweise zur Biographie Dr. Ferdinand Heislers**

Warum sich der hochbegabte Ferdinand Heisler entschloß, in den österreichischen Justizdienst einzutreten, wer ihm die Wege ebnete, wie mühselig seine Karriere war, daß er eine akademische Laufbahn an der Freiburger Universität ablehnte, zu welchen Zeitgenossen er Beziehungen unterhielt, was er von seinen Lebensumständen, Neigungen, Interessen und von der hoffnungslosen Sympathie für einige italienische Frauen schrieb, davon berichten im Familienbesitz erhaltene Briefe der Jahre 1815 bis 1838, die er aus Vesoul, Wien, Triest, Mailand und Klagenfurt an Vater und Geschwister in Freiburg schrieb. In vereinzeltten Äußerungen kommentierte Ferdinand Heisler nebenbei politische, berufliche und künstlerische Ereignisse, verriet seine liberale Einstellung, die monarchistisch, auf eine Entwicklung in Rechtlichkeit bedacht blieb und Republikanisches sowie manchmal auch Klerikales ablehnte, brachte jedoch für Revolutionen (wie etwa 1830 in Frankreich) Verständnis auf, zeigte wissenschaftliche Aktivitäten außerhalb seines Berufs an (Lesegesellschaft in Mailand, Direktor der philosophischen Studien am Lyzeum in Klagenfurt, Mit-

glied der Geographischen Gesellschaft in Wien) und gab ab und zu interessante Zustandsberichte. Obwohl die Briefe nicht erlauben, das Leben Dr. Ferdinand Heislers lückenlos zu verfolgen, stellen sie doch wertvolle Hinweise zur Biographie des Wiener Senatspräsidenten und zur Freiburger Kulturgeschichte des frühen 19. Jahrhunderts dar, die erfaßt werden und in chronologischer Folge auszugsweise wiedergegeben werden müssen. Einzelne Unterlagen aus der späten Wiener Zeit kommen hinzu; sie unterstreichen, welche Stellung Ferdinand Heisler errungen hatte.<sup>21</sup>

**1815 – 15. Okt. – Vesoul – FH an den Vater:**

„ . . . Ich habe Dijon am 8ten d. verlassen und war im Begriffe mich geradezu nach Hause zu begeben, als ich unvermutheter Weise vom hiesigen Gouvernements Kommissaer, Baron Heron beredt wurde, bey ihm einige Zeit zu bleiben. Ich glaube aber im Laufe dieser Woche von hier abreisen zu können. Wir haben hier gar nichts zu thun als bisweilen Geld zu zählen, u. köstlich zu essen und zu trinken. Deßwegen blieb ich noch gern einige Tage. Den Tag meiner Ankunft kann ich Ihnen nicht bestimmen, denn morgen geht die österr. Feldpost von hier ab, und die französische geht so langsam, daß ich vor meinem Briefe ankommen würde . . . Meine Reise von hier nach Basel werde ich mit der Diligence, und von Basel nach Freyburg gelegentlich machen. Diese Woche wird wohl auch Freyherr von Baden von Dijon abreisen, und das Gouvernement hiemit gänzlich erlöschen . . .“  
Grüße und Empfehlungen an Herrn v. Kettenacker und „H Hofgerichtsrath“.

**1816 – 18. Okt. – Wien – FH an den Vater:**

„Ich befinde mich ziemlich glücklich hier, u. würde noch weit zufriedener seyn, wenn es nicht Winter wäre. In meinem Logis vermisste ich vorzüglich mein Bett; ich habe zwar eine Matraze, allein das Bett ist mir zu klein . . . Ich zahle monatlich für mein Zimmer 15 f, u. wohne in der Alservorstadt Lämmelgasse No. 46 . . . Das Haus hat nur ein Stock . . . In der Stadt ist dieß nirgends der Fall. Da haben die meisten Häuser 3 bis 4, u. viele 5 – 6 Stöcke. . . Das Klafter Holz kostet über 60 f. Mein Aufenthalt dahier wird wohl länger dauern als ich vermuthete, aber ich hoffe mit meinem Gelde auf 4 bis 5 Monate auszureichen, und so lange werde ich schwerlich ohne Anstellung bleiben. Machen Sie dem Herrn Baron Baden meine unterthänigste Empfehlung, u. sagen Sie ihm, daß ich von dem H geheimen Rath von Baldoni sehr gütig aufgenommen wurde . . . ich sollte nur erst meine Prüfung machen, u. dann wieder zu ihm kommen . . . Zu meiner Prüfung habe ich mich vor einigen Tagen gemeldet. Sie wird wahrscheinlich in die 1ten Tage des Novembers fallen. Bevor diese vorüber ist, kann ich über mein Schicksal nichts sagen, noch vermuthen. H Hofrath Lehmann empfing mich sehr freundschaftlich u. empfahl mich an den H Vicepräsidenten v. Fedtig. Die Früchte hievon können sich alle erst nach meiner Prüfung zeigen. Unter meinen früheren Bekannten war mir keiner so nützlich, u. zeigte sich so thätig und freundschaftlich als H Regierungsrath Baron Löhr . . . Wenn ich in Wien bleiben müßte, so sehe ich nicht wie ich unter 1800 f das Jahr hindurch leben könnte, u. ich werde daher nach Salzburg, Italien oder Illyrien zu kommen suchen . . . In Betreff meiner Bücher bitte ich zu wissen, wie es mit denen, die ich bey Lutz zurückgelassen, gegangen ist. Meinen Freund Stein grüße ich von Herzen, u. wenn er sich meiner Bücherversteigerung annehmen will, so bitte ich ihn, sich genau an die Kataloge zu halten, u. keines meiner auserlesenen zu verkaufen. Wenn ich einmal einen Posten habe, werde ich schon Mittel finden, wie ich sie zu mir bringen kann. In Linz traf ich den alten H v. Steinherr an, mit dem ich lange über Freyburg sprach u. ihm die Schriften des H Prof. Hug überreichte . . .“  
Empfehlungen an „H Prof. Hug, Ruf, an H Bürgermeister, dessen Briefe an H Hofrath Lehmann u. v. Sailern ich übergeben habe“. Die Geschäfte des H. Dr. Amann werde er nächstens besorgen.

**1817 17. Febr. – Wien – FH an den Vater:**

„ . . . Ich danke Ihnen vielmal, daß Sie meine Bücher verkauft, und mir den Betrag gleich geschickt haben. Die übrigen Landcharten, welche wahrscheinlich die bessern seyn werden, bitte ich aufzu-

bewahren, besonders wenn darunter die Charten von England, Holland, Pohlen, Ungarn, Schlesien, Dänemark oder Cote d'or sind. Wagner wird vermuthlich einen Theil von Schiller geschickt haben. Dieses Werk ist schon ganz bezahlt . . . Dem H. Baron Baden bitte ich unterthänigst für dessen gütiges Schreiben an mich, sowie für das beygeschlossene an die Frau Gräfin Wrba zu danken, welches ich schon längst übergeben habe. Ich suchte dadurch vorzüglich Gelegenheit zu erhalten, jungen Adelichen Unterricht in der Rechtswissenschaft u. in Geschichte zu geben, da mir hiezu Zeit genug übrigbleibt. Allein da ich noch immer hoffe, daß der hiesige Aufenthalt nicht mehr lange dauern wird, so bemühe ich mich nicht sehr darum. Ich konnte hier keinen bessern Gönner als H. v. Fehdig finden, u. verlasse mich ganz auf ihn. Wie er mir sagte, so ist in Hinsicht meiner wegen der Auskultantenstelle in Triest von der obersten Justiz an S<sup>e</sup> Majestät Vortrag erstattet worden, aber bisher noch keine Resolution darauf erfolgt. Ich bin unterdessen seit dem 23ten Jänner bey den hiesigen Landrechten als Auskultant eingetreten, welches mir viel Kosten verursacht, aber noch nichts tragt. Wahrscheinlich will man mich vorher den Geschäftsgang hier durch einige Monate kennen lernen.“ Empfehlungen an „H. v. Kettenacker und seine Frau“, Freund Stein, Prof. Hug, Prof. Schnader, Dr. Amann, H. Bannwart und alle Freunde.

**1817** – o. D. – Wien – FH an den Vater (Antwort auf dessen Brief von 20. Februar):

„ . . . habe bey H. v. Fehdig gespeist . . . nur erfahren, daß die Bittschrift wegen Triest noch immer unentschieden bey dem Kaiser liegt. Indessen brauche ich nicht zu verzagen. Was das Anerbieten des H. Prof. Hug betrifft, so danke ich ihm verbindlichst für die gütige Aufmerksamkeit, die er für mich hatte. Allein es ist unmöglich, dasselbe anzunehmen, denn ich halte eine Hofmeisterstelle für den drückendsten Beruf eines Mannes, der an ernste Studien gewöhnt ist, wenn man nicht eine besondere Neigung zum Erziehungsfache hat . . . Mir waren Hofmeisterstellen immer zuwider, denn ich taue nicht zum Erziehen, sondern höchstens zum Unterrichts . . . Mein Schreiben an H. Prof. Hug war bloß dadurch veranlaßt, weil ich . . . H. Prof. Hugs Offerten natürlich meinem Wunsche gemäß auf Kölln deutete, u. weil ich nicht nur sah, daß es hier mit meinem Avancement ziemlich langsam gehen würde, sondern weil ich überhaupt auch mehr Neigung zu einem theoretischen gelehrten Leben als zur Praxis habe. Ich werde aber im Fache des Unterrichts nie eine andere Stelle, als die eines Professors an einer Universität annehmen. Wenn Sie, um welches ich Sie bitte, dem H. Prof. Ruff meine Empfehlung machen, so sagen Sie ihm besonders auch, daß ich mich seinem Andenken vorzüglich empfehle, wenn es ihm möglich ist, mich bey Besetzung einer Kanzel in Vorschlag zu bringen. Nur unter dieser Bedingung kehre ich nach Freyburg zurück. Ubrigens habe ich in meiner Auskultantenstelle dahier ziemlich viel zu tun, und ich bin überzeugt, daß wenn ich auch in den ersten Jahren etwas zusetzen muß, ich doch schneller zu einer guten Anstellung als im Badischen gelange . . .“ Empfehlungen an H. Baron v. Baden und alle Freunde.

**1817** – 1. April – Wien – FH an den Vater:

„ . . . Die Stunde meiner Trennung von Wien hat geschlagen. Ich bin als Auskultant nach Triest bestimmt mit 400 f L. M.d. i. 480 fl rhein. Gehalt. Dieß reicht freylich nicht hin, um in Triest ordentlich zu leben. Indessen gibt es Mittel, sich etwas in Nebenstunden zu erwerben, wenn man einmal dort bekannt ist . . . Ich werde bis gegen Ende dieses Monats dahin abreisen . . . An H. v. Fehdig, dem ich eigentlich diesen Platz verdanke, habe ich einen sehr warmen Gönner . . . Ich freue mich sehr auf diese Reise, besonders da ich H. Wagner in Laibach sehen werde. Von Triest werde ich an Bannwarth schreiben . . . Ich freue mich sehr über ein Pro Memoria der Universität in Betreff der vorgehabten Aufhebung, welches mir H Hofrath Lehmann mittheilte . . .“

**1817** – 26. Juli – Triest – FH an den Vater:

„ . . . danke ich für die 100 fl, welche Sie mir geschickt haben . . . Ich brauche dieses Geld ausschließlich für den Schuster, Schneider u. was sonst zur Kleidung gehört, welches alles hier sehr theuer ist. Der Macherlohn ist hier wenigstens noch so groß als in Freyburg . . . Mit Geld läßt sich hier aber sehr angenehm leben, weil man hier leicht die Produkte aller Länder haben kann. Wegen der Professur in Freyburg sind meine Gedanken folgende: Wird Heidelberg aufgehoben, so giebt es sich mit der Besetzung der vakanten Kanzeln von selbst; im entgegengesetzten Falle muß die Universität, wenn

ihr an einer guten Besetzung gelegen ist, u. wenn sich keine andern Kompetenten als ein Stehle, Weißegger, u. dgl. melden, froh seyn, wenn sie mich erhalten, denn mit 600 fl werden sich keine Professoren von andern Universitäten anlocken lassen. Uibrigens bin ich nicht in Noth, oder wegen Mangel an Anstellung gezwungen, jede Stelle, die sich nur zeigt, anzunehmen. Denn ich bin hier gewiß, mit der Zeit Landrath zu werden, und bin für Lebenszeit meines Unterhaltes gewiß. Wenn ich daher jene Stelle annähme, so würde ich es mit Aufopferung pekuniärer Vortheile blos aus Liebe zu den Wissenschaften u. zu meiner Heimath tun. Ich werde daher um eine solche Schulmeistersstelle, denn diesen Namen verdienen sie bey der elenden Unterstützung der Universität und dem Mangel an Studierenden, nicht anhalten . . . Meine Bücher bitte ich, dieselben noch einige Jahre aufzubewahren . . . Rottecks Geschichte ist hier nicht verboten, denn sie wird in Wien öffentlich verkauft . . . Uibrigens lebe ich hier recht angenehm. Ich besuche öfters H. v. Donanicher, in dessen Haus ich gut aufgenommen werde . . . Die Stadt ist sehr lebhaft, u. an Unterhaltung fehlt es nicht . . .“ Empfehlung an H. Baron v. Baden und die übrigen Gönner.

**1817** 21. Okt. – Triest FH an den Vater:

Bemerkungen zur familiären Situation in Freiburg, über einen „Herb, der sich in Wien herumtreibt“.

**1820** – 23. April – Triest – FH an den Vater:

„ . . . Ich führe itzt selbst Kriminaluntersuchungen, und hoffe in Kurzem, nach dem Antrage unseres Präsidenten, Sitz und Stimme im Kriminalsenat zu erhalten, wobey ich aber einweilen noch bey demselben Gehalte bleibe. Indessen habe ich Gelegenheit, mich auszuzeichnen; denn ich habe nun beinahe dieselbe Amtsführung wie ein Landrath. Zudem . . . Mitinspektion über das Arresthaus, wo immer gegen 100 Gefangene sitzen . . . meine Einnahme über 900 fl L. M., womit ich bequem auskomme . . . Wenn Sie H. Prof. Hug sehen, so machen Sie ihm meine Empfehlung, und versichern Sie ihm, daß sein freundschaftliches Billet sowohl mich als die Frau v. Göschen ungemein erfreut hat. Den Unterricht ihres Bruders, des Barons Knisenstein, habe ich aufgegeben, doch komme ich noch oft in ihr Haus, und habe ihr überhaupt viel zu verdanken. Empfehlen Sie mich auch dem H. Baron Baden. Bey jeder neuen Beförderung, und jedem Glück, das mir hier widerfährt, werde ich mich immer dankbar erinnern, daß seine kräftige Verwendung hierzu den Grund legte . . .“ Bericht über Anschaffung von Bücherkasten, Bettstatt und Vergrößerung seiner Bibliothek, über ein sehr einförmiges Leben. „ . . . Zeit vergeht größtentheils mit Lesen, Gesellschaften brauche ich selten . . . Diesen Sommer werde ich aber einige Ausflüge machen, um wenigstens das Land ein wenig kennen zu lernen.“

**1820** 5. Oktober – Triest – FH an den Vater:

„ . . . Am 21ten August bekam ich einen Mörder in Untersuchung, ein Holzträger, der seine frühere Braut aus Eifersucht ermordete . . . ich werde diesesmal Gelegenheit bekommen, auf ein Todesurteil anzutragen . . . sehr geehrt, daß mir der Präsident eine so wichtige Untersuchung – die wichtigste vom ganzen Jahre anvertraute . . . ein Sporn, sie mit allem Eifer zu führen, weil sie dem Kaiser zur Bestätigung des Urtheils vorgelegt werden muß. Durch diesen Prozeß werde ich in der ganzen Stadt bekannt . . .“ Empfehlung an alle Freunde, „H Rath Stein und seine Gemahlin, Prof. Schreiber, H. v. Kettenacker . . .“

**1821** – 28. Jan. – Triest – FH an den Vater:

„ . . . Meiner vollkommenen Gesundheit können sie versichert seyn; ich sehe dem Portrait, welches Nannette besitzt, fast ganz gleich . . .“ Empfehlungen und Grüße an H. Baron Baden, H. Graf Andlau und H. Baron Rink. „ . . . Neulich hatte ich ein Geschäft bey der Polizeydirection wegen des Conversations Lexikons, wovon ich gegen 40 Exemplare hieher kätte kommen lassen. Da nun dieses Buch seit kurzem verboten ist, so mußte ich dem H Polizeydirector ein Verzeichniß aller Besitzer desselben überreichen, welches ich ohne allen Anstand that, da der Polizeydirector selbst, der hiesige Gouverneur, viele Gubernial-, Appellations- und Landräthe darunter sind . . .“

**1821 10. Okt. – Triest – FH an den Vater:**

„ . . . unser Avancement ist etwas im Stocken . . . Ich werde daher suchen, als Collegialrath nach Rovigno zu kommen, welches freylich ein schlechter Ort ist . . . ich muß in eine andere Stelle kommen, ehe ein Jahr vergeht. Da ich nicht ans Heirathen denke, so hoffe ich desto mehr zu reisen, und wenigstens die schönsten Gegenden Italiens und Deutschlands noch zu sehen. Hier sind die Angelegenheiten der Griechen und Türken das tägliche Gespräch. . . .“ Interessante längere Beurteilung der russischen und österreichischen Politik zum türkisch griechischen Konflikt. Grüße an „H. Bürgerm. Adrians, Baron Baden, Hofg. Rath und Prof. Neumann, Prof. Schreiber“ und alle Verwandte „von der Insel bis ins Eisengässel“. Im Anhang ein italienischer Brief an Carissima sorella Teresa.

**1821 9. Dez. – Triest – FH an Bruder Joseph:**

Antwort auf einen Brief aus Verdun und Bemühung, den Bruder von dessen „verzweifelten Entschluß, nach Griechenland zu reisen“ abzubringen. „Wenn du die wahre Lage der Dinge kenntest, so wäre dir so etwas nie beygefallen.“ Darstellung der Zustände in Griechenland, der politischen Verwicklungen, der Grausamkeit der Kämpfe. „Ich sehe zwar, daß du voll der verderblichsten Grundsätze bist, und von einem solchen Freyheitsschwindel ergriffen, daß du die ganze Welt in Sklaverei versunken glaubst, und dich für berufen hältst, sie zu erretten . . . Ich begreife wohl, woher dein Unglück rührt: Du warst leider bey einem Jakobiner 3 Jahre lang in der Lehre . . . triebst dich dann viele Jahre unter den französischen Erzliberalen herum, und so wurdest du natürlich von ihren Ideen angesteckt . . . So lange die Verfeinerung und Verweichlichung, der Luxus und der Egoismus, welche jetzt in Europa herrschen, darin fortwalten, so lange müssen wir uns glücklich schätzen, in gut geordneten Monarchien zu leben . . . Eine Freyheit nach dem Muster der Griechischen und Römischen kann nur dort blühen, wo einfache Sitten, Genügsamkeit in allen Bedürfnissen, Ehrfurcht vor dem Gesetze und Gottesfurcht, Folgsamkeit gegen die Oberen und Treue in der Ehe herrschen; allein unsere heutigen Freyheitsapostel haben gewöhnlich alle entgegengesetzten Fehler . . . (die, wenn einmal an der Macht) . . . dann vornehm auf das vorher vergötterte Volk herabsehen, und es mit Gewalt im Zaun halten. Fürchte dich vor solchen Menschen! . . . Bevor du also an Vertheidigung der Menschenrechte denkst, lerne deine Pflicht erfüllen, und dann wirst du dein Recht von selbst finden.“

**1822 25. Febr. – FH an den Vater:**

Bemerkungen über die Stellenbesetzungspraxis bei den „Gerichten des Küstenlandes“. Langsamer Geschäftsgang, Einsparung von Besoldungsgeldern. Fortsetzung des Briefs am 25. März: „Meinem Bruder antworte ich auf sein Briefchen vom 10. Jänner. Wenn die in jenem ausgedrückten Grundsätze wirklich die seinigen sind, so bedauere ich ihn sehr, denn er verscherzt dadurch sein zeitliches Glück und seine Seelenruh. In ganz Europa stehen die Monarchien so fest, daß sie nichts erschüttern kann, und die revolutionären Versuche, welche einige Franzosen seit kurzem machten, mußten als wahnwitzige Unternehmungen nothwendig scheitern . . . Wenn solche Leute dann zur Untersuchung kommen, weiß man nicht, ob man sie als Verbrecher hinrichten, oder als Narren einsperren soll.“

**1823 – 28. Sept. – Triest – FH an den Vater:**

„ . . . Sie sehen, daß ich gegründete Hoffnung habe, bald Landrath zu werden . . . dann bin ich wenigstens gesichert, u. ziehe mein Loos dem eines Badischen Assessors vor . . . Hier wird in einem fort gebaut, und Triest verschönert und vergrößert sich täglich, allein es wird auch immer theurer . . .“ Empfehlungen an „H. u. Fr. Schindler, H. Bürgermeister, H. v. Kettenacker pp“

**1823 – o. D. – Triest – FH an den Vater:**

„ . . . Vor kurzem bin ich zum Rathsprtokollisten ernannt worden. Ich gewinne dadurch blos an Rang, aber nicht an Gehalt, dieser bleibt für itzt 800 fl . . . Sie dürfen sicher seyn, daß ich in den nächsten Jahren nach Hause komme. Ich wünschte nur, vorher Rath oder wenigstens Sekretär zu seyn . . . Von meinem Bruder habe ich leider sehr Unangenehmes hören müssen; ich begreife nicht, was er will; er sollte doch einmal einsehen, daß man überall der Obrigkeit gehorchen muß, und daß



der Privatmann keine Gesetze machen kann . . . Herr v. Inama, der früher in Brescia war, wurde zum Landrechtspräsidenten in Innsbruck ernannt; starb aber wenige Tage nach seiner Ankunft da selbst . . .“ Grüße an H. Bürgermeister, Baron Rink, H. v. Kettenacker, Prof. Schreiber.

**1824 27. Dez. – Triest – FH an Schwester Theresia:**

Dank für ein überschicktes, selbst verfertigtes „Haarkreuzchen“. „ . . . Ich ließ daher das Kreuzchen fassen, u. machte damit dem schönen Fräulein Amalie Topo ein Präsent . . . Sie ist klein, aber gut gebaut, u. hat ein so liebenswürdiges Gesichtchen und sanften Character, daß sie Jedermann für sich einnimmt. Ich könnte mir im physischen und moralischen Sinne keine bessere Frau wünschen als ein solches Geschöpf . . .“ Ankündigung Ferdinand Heislers, daß er 1824 mindestens drei Wochen nach Freiburg kommen möchte.

**2. Brief an Bruder Joseph:**

„ . . . habe gesehen, daß sich deine Grundsätze viel gemäßiget haben . . . Du hast vollkommen recht, daß du auf die Reziprozität der Rechte Anspruch machst, allein man muß auch von der Regierung nicht zu viel auf einmal verlangen. Der Regent und die obern Staatsbeamten sind Menschen und haben auch ihre Fehler. Sie sind den vielen Geschäften nicht immer so mächtig, daß sie alle schnell und zur allgemeinen Befriedigung erledigen könnten. Itzt muß sich die Regierung und das Volk erst an die landständische Verfassung gewöhnen . . . Ein in Güte erworbenes halbes Recht ist besser als ein im Streite abgerungenes ganzes, welches immer wieder offen oder heimlich bekämpft wird. In Oesterreich würdest du auf weit größere Hindernisse stoßen, denn hier äußert sich die öffentliche Meinung garnicht.“ FH schildert, daß er die Triester Kriminaljustiz und die polizeilichen Einrichtungen „wegen ihrer Schlawheit stark angegriffen und auf Verbesserung angetragen habe. Man verwunderte sich über meine kühne Sprache, denn keiner meiner Kollegen hätte gewagt, so zu reden.“

**1826 – im Herbst – Freiburg – Bruder Joseph an FH in Mailand:**

Anekdotenhafte Berichterstattung aus dem Tagesgeschehen Freiburgs und des Breisgaus. „ . . . Die Fr: Großherzogin, die noch immer in unsrer Gegend weilt, und das Umkircher Hof=Gut von der Gräfin Wrba gekauft hat, kam vor einigen Wochen mit ihrer Dienerschaft auf den Simonswald, und wollte auf einem einschichtigen Hofe eingeschlagene Eyer essen, der Eigenthümer oder der Beständer des Hofes aber entgegnete ihr, daß er gegenwärtig keine Zeit habe, er müß: öhmdten! Du kannst dir denken, daß Ihre K: Hoheit auf solche Antwort nicht gefaßt war.“ . . . „Letzte Woche wurde allen Zünftigen bey großer Ahndung geboten, sich auf der Großen Gasse zu versammeln, und den Trauerzug der verstorbenen Königin von Schweden, Prinzessin von Baden, zu begleiten. Zum Glück kam der Conduct einige Tage später mitten in der Nacht hier an, und so begleiteten ihn nur einige besoldete Knechte, und die Bürgercavallerie. Die Infanterie und die übrigen Zünftigen ließen sich im Bette schmecken, und machten so ihre Betrachtungen über den Bettelstolz der sogenannten Großen, und über die Dummheit der wahrhaft kleinen.“ . . .

**1826 – 5. Nov. – Mailand – FH an Schwester Theresia:**

Bücher der Buchhandlungen Wagner und Herder im Transportkoffer über Lindau und Chur erhalten. Durch „4 Spediteurs“. Goethes Werke bei Wagner bestellt. „ . . . Deinen Namenstag feierte ich in Gesellschaft einer Therese auf einem Landguthe, eine halbe Stunde von Mailand. Der Actuar meines Freundes Röhrig, Pagani, ein wohlhabender Mann, hat ein großes Gut, und noch eine unverheurathete, etwa 22jährige Tochter, namens Therese; er lud uns zum Essen ein. Mich zog aber weit mehr ihre Schwägerin, ein junges 19jähriges Weibchen, die schon 4 Jahre verheurathet ist, an. Ich bewunderte ihre Eingezogenheit, die Zartheit ihres Benehmens, und ihre innige Liebe zu ihrem Mann, – Eigenschaften, die man hier selten bey Frauen findet.“ . . . Sonst habe er bei Advokat Lioja und Frau „eine der angenehmsten Gesellschaften“.

**1827 22. Juli – Stresa am Lago Maggiore – FH an Schwester:**

Reise an den Genfer See mit Familie Advokat Lioja und Freund Röhrig. Urlaub. Beschreibungen des Aufenthaltes am Lago Maggiore, in einem der schönsten Landhäuser, das der Frau von Bologna gehört. Er habe noch rechtzeitig die bestellten Bücher erhalten und fügte hinzu, daß er „die verbotenen auch glücklich den Klauen der Censur entriß“. Wegen der Lieferung und „Unpünktlichkeit der Herderschen Buchhandlung“ war er sehr unzufrieden. Er bezog u. a. die Bände des „Archivs der Gesellschaft für deutsche Geschichtskunde“. Gruß an die „Nannette und ihre Freundinnen im Kloster“ (St. Ursula).

**1827 – 19. Dez. – Mailand – FH an Schwester:**

Harte Kritik an der Bedienung durch die Herdersche Buchhandlung. Bitte, ihm „genaue Auskunft über das Alter der Elvira Riß verwittweten Marcobruni zu geben“, wobei sie sich erkundigen solle, „ohne etwas von diesem Briefe merken zu lassen“. . . . „Da unser ältester Rath krank wurde, so hat mir der Präsident nun auch die Kanzley Direction übertragen“.

**1828 12. Jan. – Mailand – FH an Schwester:**

Übersendung einer Dose und der gewünschten Korallen. Wieder Kritik an der Bedienung durch die Herdersche Buchhandlung.

**1828 – 13. Juli – Mailand – FH an Schwester:**

„ . . . Da unser ältester Rath Pisenati Ende Februars starb, so ernannte der Präsident mich noch an demselben Tag mit Decret zum Kanzleydirector mit Uibergehung aller älteren Rätthe . . . ich konnte diesen Auftrag, der mir das besondere Zutrauen des Präsidenten zu erkennen gab, nicht wohl ab lehnen . . .“ Bemerkungen über die Sommerhitze und „die meteorologischen Beobachtungen auf dem astronomischen Thurme“. Ausflug nach Brescia, Bergamo pp geplant.

**1828 – 23. Nov. – Mailand – FH an Schwester:**

„ . . . die von der Censur zurückgehaltenen Bücher bekommen . . . Man ist hier durch Bücherverbote äußerst beschränkt, und es ist lächerlich, wie weit man in der Angst vor Revolutionen geht. Indessen habe ich nun durch Hilfe meiner Freunde Alles erhalten . . . Ich liebe sehr schöne Ausgaben . . . ich bin dir für den Band von Josephs II. Gesetzen sehr verbunden, da dadurch meine Sammlung vollständig wird . . . Kanzley=Dictor: . . . es ist dieß blos eine Auszeichnung von Seite des Präsidenten, der zu diesem Posten, und gleichsam zu seinem Adjutanten jenen wählt, zu dem er am meisten Vertrauen hat. Es kann dir dieß als ein Beweis dienen, daß man durch Offenheit und Rechtlichkeit weiter kömmt als durch Kriechen und Schmeicheley, und daß mein Präsident ein Man von Talent ist, denn nur ein solcher weiß, Fremdes zu schätzen. Niemand von meinen Kollegen sagte ihm so unverhohlen die Wahrheit, und setzte sich unbilligen Forderungen so fest entgegen wie ich. Er erkannte aber, daß ich gegen Alle gleich bin, daß ich gewöhnlich Recht hatte, weßwegen er oft seine eigenen Ideen aufgab, und es fand sich zwischen uns in den meisten Sachen eine solche Uibereinstimmung, daß ich sein Zutrauen gewann. Ich komme auch täglich mit ihm in ein besseres Verhältniß. Uibrigens sind mir meine älteren italienischen Kollegen deßwegen garnicht feind, und überhaupt sind sie mir lieber als die Deutschen. Bei mir gilt keine Landsmannschaft, sondern Talent, Rechtlichkeit und Fleiß, und meine Meinung sage ich immer rund heraus ohne Rücksichten . . .“

**1829 – 28. Febr. – Mailand – FH an Schwester:**

Bemerkungen zu Buchbestellungen bei Herder und Wagner in Freiburg, über Fasching und Opernbesuche in Mailand. Rossini, Bellini, Baß Tamburini und die Sängerin Lalande. „Von allen umliegenden Städten strömt das Volk herbei, um sie zu hören.“ Sängerin Pasta. „Das sind wahre Ohrenschmäuse“.

**1830 – 15. Sept. – Mailand – FH an Schwester:**

Vater und Schwester aus Paris zurück. „ . . . in einem ungünstigen Zeitpunkt nach Paris . . . aber wer konnte diese Ereignisse voraussehen. Nachdem ich die unseligen Ordonnanzen vom 25ten July gelesen, erwartete ich freilich Unruhen in Frankreich, denn es war garnicht zu glauben, daß sich die Franzosen dieselben gefallen lassen würden. Daß aber ein Minister in Frankreich so toll oder blödsinnig seyn sollte, solche unsinnigen Gesetze auf eigene Faust zu machen, dieß konnte mir nicht einfallen, und ich erwartete nach den Wahlen täglich einen Ministerwechsel. So sehr mich aber jene Ordonnanzen mit Schmerz und düsteren Ahnungen erfüllten, so sehr erfreuten mich die Nachrichten von den heldenmüthigen Anstrengungen der Pariser, eine solche elende Regierung zu vernichten. Es war für jeden klar, daß hier von keinem Aufstande einzelner Klassen, sondern von einer Revolution die Rede sey . . . die Wahl des neuen Königs wird hoffentlich die Reihe der Umwälzungen schließen und eine neue bürgerliche Ordnung auf lange Zeit begründen.“ Bemerkungen über Auswirkungen auf andere Völker Europas. „ . . . das österreichische Italien, nach Toskana, die am besten regierte italienische Provinz. Deswegen bin ich hier außer Sorgen, werde aber, wo sich mir immer eine Gelegenheit darbietet, den gerechten Wünschen der Italiener bei der Regierung Gehör zu verschaffen suchen. Ich halte es für unerläßliche Pflicht jedes Beamten, eben so sehr dem Monarchen Treue zu bewahren, als das Glück des Volkes auf jedem gesetzlichen Wege zu befördern, denn obwohl unser Schicksal unmittelbar vom Monarchen abhängt, so sind wir doch eigentlich Diener des Staats. Du siehst hieraus, daß ich im wahren Sinne liberal und ein Doktrinär bin, aber deßwegen garnicht gefährlich für einen monarchischen Staat . . .“ Künftige Wohnung in der Contrada del Marino No 1136. Bemerkungen über den bevorstehenden Empfang des Großherzogs in Freiburg. Empfehlungen an H. Prof. Schreiber, bei Schindlers.

**1831 – 2. Juli – Mailand – FH an Schwester:**

Vetter Karl als Kellner in Bergamo, Mailand und Bad bey St. Gallen. Bemerkungen über politische Lage in Europa: „ . . . Polen wird allem Anscheine nach frey werden . . . wie weit sich dieses neue Königreich erstrecken solle. Die siegreichen Waffen der tapferen Polen werden dieß am besten entscheiden . . . Auch in Wien ist die Volksstimme ganz zu Gunsten der Polen. Man sieht aus allem, daß ganz Europa einer Umwandlung entgegengeht. Wer mag die Folgen der Freiheit Polens itzt schon berechnen? Können dann Preußen und Oesterreich bei ihren itzigen Systemen beharren? Ich bin überzeugt, irgendeine Veränderung zu Gunsten der Freyheit steht überall bevor. Nur ist zu wünschen, daß Alles im friedlichen und ordentlichen Wege vor sich gehe, daß die Regierungen die Bedürfnisse der Völker selbst einsehen und berücksichtigen. . . . Eure Landtagszeitung würde ich gerne lesen . . . An den Vorschlägen und Reden wegen Einführung allgemeiner Preßfreiheit, Aufhebung der Frohnden, Einführung einer Gemeindeordnung, Verminderung der Truppen pp habe ich mich sehr erbaut. Ich wünsche, daß die Kammer mit dieser Umsicht, Einigkeit und Freymüthigkeit fortfahre, und daß die Regierung in ihre Ansichten eingehe. In unserm lieben deutschen Vaterlande ist noch gar viel in Ordnung zu bringen, und der Deutsche Bund ist so locker, daß ich keinen Groschen für den Kitt gäbe, der ihn zusammenhält. Von Italien mag ich garnicht reden, denn da ist man noch nicht zum Anfang gekommen.“ Grüße an H. Kammerrath Schindler, Frau Hofrätthin Schmiederer, H. Prof. Schreiber.

**1831 – 17. Okt. – Mailand – FH an Schwester:**

Buchsendung mit Werken von Schiller und Jean Paul bestätigt. „ . . . Ich wurde nun auch von unserer Lesegesellschaft zum Director gewählt. Die Zahl der Mitglieder ist bereits über 80 und wird bald auf 100 steigen, weil das neue Lokal viele anlockt. Mir wäre sehr erwünscht, wenn ich das Reglement oder die Statuten des dortigen Museums (Freiburger Museumsgesellschaft) haben könnte . . .“ Rege Bautätigkeit in Mailand, „gewiß mehr als in Wien“. Entstehung eines Bazzars mit einigen hundert „Boutiken“ unter Kolonnaden.

**1832 – 27. April – Mailand – FH an Schwester:**

Bemerkungen zu Nachrichten aus Baden, „daß bei euch eine ungemene Aufregung herrscht“. Er bittet, den „Freisinnigen“ nicht zu senden. „Er darf – wie du denken kannst – nicht über die hiesige

Grenze, und in der itzigen politischen Lage wünsche ich ihn auch nicht zu lesen, da er mich unnützer Weise aufregen würde, was ich als Jurist und oesterreichischer Staatsbürger vermeiden muß.“ „... etwas Unangenehmes: ... Ich wurde in Folge a. h. Kabinettschreibens Sr. Maj. v. 25ten März mit Beibehaltung des Ranges und Gehaltes zum Appellationsgericht nach Klagenfurt übersetzt, wohin ich am 12ten oder 14ten May abzureisen gedenke ... Die erste Nachricht hat mich ungemein geschmerzt, weil ich diese schöne Stadt verlassen muß, weil ich aus so vielen angenehmen Verhältnissen herausgerissen werde ... leicht möglich, daß diese anfangs schmerzliche Uebersetzung in der Folge zu meinem Glück beitrage ... bin ich näher bei Wien und habe eher Hoffnung, einst dahin zu kommen ... ich habe mehr Zeit zu Studien ... ich lebe ohne Zweifel wohlfeiler, und treffe dort zwey meiner besten Freunde, den Hn Landrechts Präsidenten Baron Sternegg und Collegen Pederzein (Pederzani) ... Ich muß dich auch bitten, in deinen Briefen so wenig als möglich von Politik zu schreiben, denn man kann nicht wissen, von wem die Briefe gelesen werden.“ ... Anweisung, badische Staatsobligationen zu kaufen. Empfehlungen an Freund Stein, H. v. Kettenacker, Prof. Schneller, Kammerrath Schindler.

**1832 – 21. Juni – Klagenfurt – FH an Freund Pederzein (Pederzani):**

Gedicht über das Familienglück des Freundes.

**1838 – 7. April – Klagenfurt – FH an Schwester:**

200 Gulden an den erkrankten Vater übersandt. „... Mit Anfang Februar l. J. habe ich zu meinen Amtsgeschäften ein neues erhalten; es wurde mir nämlich provisorisch das Directorat der philosophischen Studien an dem hiesigen Lyzeum übertragen ein Ehrenamt, das mit keinem Gehalte, aber mit vielen Geschäften verbunden ist ... durch 18 Tage Prüfungen ... Ich konnte jenes Ehrenamt, welches mir von meinem Präsidenten einweilen übertragen wurde, aus mehreren Gründen nicht ablehnen, einmal weil es ein Ehrenamt ist, dann weil jeder schuldig ist, dem Staate soviel er kann, zu dienen, u. endlich weil mich die Sache selbst anzog, u. ich etwas von diesen Studien zu verstehen glaube. Ich kam dadurch mit dem Benedictinerstift zu St. Paul, durch welches alle Professorenstellen am Lyceum besetzt sind, in nähere Berührung, u. lernte dadurch manche schätzbaren Männer, aber auch leider manchen Fehler des Klostergeistes wieder kennen, was jedoch hier einmal nicht zu ändern ist.“ ... Karten von Herder erhalten. Bald Umzug aus dem engen Quartier 150 Schritte weiter an eine breite Straße, „hier der alte Platz genannt“, in eine geräumige Wohnung. „Seit Anfang März haben wir hier Oper, u. ein recht braves Personal.“ (Programmfolge) ... „Sage der Frau Theresia (im Kloster St. Ursula), sie solle wegen der Kölner Geschichte ganz unbesorgt seyn, denn der katholische Glauben wird dadurch nicht leiden; wohl aber dürfte der päpstliche Stuhl durch sein unkluges, trotziges u. nicht zeitgemäßes Benehmen sich sehr schaden.“

**1851 – 10. Sept. – Freiburg – Bruder Joseph:**

Paß des Stadtamtes Freiburg für den 57jährigen Posamentier Joseph Heisler. Reise nach Wien.

**1855 9. Aug. – Carlsbad – FH an Bruder:**

Besorgnis über die angegriffene Gesundheit des Neffen Hermann, der sich in die Schweiz begeben muß. „Er möge sich in Genf u. Neufchatel nur vor den dort herrschenden schlechten politischen Grundsätzen u. vor schlechten Gesellschaften hüten.“ Neffe Ferdinand in Hall/Tirol. „Ich werde nach Möglichkeit für ihn Sorge tragen.“ Interessanter Bericht über Badebetrieb und dessen Entwicklung in Carlsbad. (Am 2. Aug. war ein belangloser Brief an Nichte Theresle vorausgegangen).

**1857 – 13. Juni – Alt-Auhsee – Nichte Marie an Eltern in Freiburg:**

„... Der Kaiser von Oesterreich wird wahrscheinlich nicht nach Freiburg kommen, denn er hat in seinem eigenen Lande genug zu thun, er wird gegen Ende Juli der Eisenbahn=Eröffnung von Laibach nach Triest beiwohnen. Ein Graf Coudenhofe, den Frau v. Rotberg kannte, bewohnte vor uns die Wohnung, welche wir wirklich in Wien innehaben.“ Onkel wolle evtl. den Neffen Hermann zum Studium nach Wien einladen.

**1860** – 23. Dez. – Wien – Nichte Theresle an Eltern in Freiburg:

Persönliche Nachrichten über die einzelnen Familienmitglieder.

**1861** – 1. Juni – Karlsbad – FH an Novizin Johanna vom Kreuz (Nichte Theresle):

„Als ich dich am 19ten April nach Linz führte, dachte ich mir, du würdest das Klosterleben bald satt haben, und wieder zu mir zurückkommen . . . Ich möchte dich gern dem Kloster wieder abkaufen, allein mein Herz muß schweigen, wenn du dich in deinem neuen Stande glücklich fühlst.“  
. . . Argumente gegen das beschauliche, abgeschlossene Klosterleben . . . „Der Herr Erzbischof v. Freiburg ist gewiß ein frommer Mann, u. doch war er der Meinung, es wäre besser für dich, bei mir zu bleiben.“ . . . Bericht über Fahrt nach und Badebetrieb in Karlsbad.

**1861** – 6. Juli – Freiburg – FH an Nichte Theresle:

Hilfegesuch an den Bischof Rudigier in Linz, der mit ihr unter vier Augen sprechen sollte. „Ich war fest entschlossen, auf meiner Rückreise nach Wien, dich aus deinem Kerker zu befreien.“ . . . „Nun hast du mich aber durch deinen freiwilligen Austritt dieser weiteren Sorge enthoben, und ich bemerke dir nur noch, daß ich garnicht gesonnen bin, die vollen 200fl, die für dein Noviziat erlegt wurden, einer so schlechten Anstalt, wie dieses Kloster ist, zu belassen . . . auch mit Bedauern ersehen, daß du dir die heuchlerischen Phrasen der Karmeliter schon stark angewöhnt hast, und ich will hoffen, daß du dich in dieser Beziehung bessern wirst.“

**1863** – 31. Dez. – Freiburg – Lehrfrau Sr. Theresia (Nannette an Nichte Marie in Wien:

Sorge um die allgemeine politische Entwicklung, auch in Wien . . . „Unsere hiesigen Aufgeklärten haben gegenwärtig unendlich viel Verdruß . . .<sup>2</sup> Der neue Kalender von Alban Stolz macht sie ganz rasend, u. doch hat ihn die Regierung noch nicht mit Beschlag belegt, wäre auch zu spät, da schon 30 000 Exemplare ausgegeben sind; er ist gegenwärtig ganz vergriffen, u. muß neu aufgelegt werden. Unter dem Buchstaben M. Merkwürdiges sind die Angriffe auf uns angedeutet. Alle gut gesinnten Katholiken und Protestanten nennen diesen Kalender ein Meisterstück. Man muß den Freimuth dieses Mannes ebenso bewundern wie seinen schlagenden Witz.“ Bemerkungen über die Lage des Adelhauser Klosters und der Anna Sautier.

**1863/69** – Wien – Obersthofmarschallamt:

Mehrere Einladungen zu Bällen bei Hofe (meist Januar oder Februar) an Exzellenz Geh. Rath Dr. F. Heisler. Exquisite Menu Karte vom 4. Febr. 1867.

**1873** 7. Jan. – Wien – K. K. Obersthofmarschallamt:

Dr. Heisler erhält das Recht, sich als k. k. wirklicher geheimer Rath „bei Funktionen in der Kirche oder im Freien in der kälteren Jahreszeit eines Uniform Paletots von dunkelgrüner Farbe mit dunkelgrünem Samtkragen und vergoldeten Knöpfen nach dem Schnitte der Offiziers=Paletots zu bedienen.“

**Professor Hermann Heisler (1838—1919)**  
und  
**Kunstmaler Josef Franz Heisler (1867—1948)**

Unter den Freiburger Verwandten, die sich entweder um den Haushalt des Onkels in Wien kümmerten oder dessen besondere Förderung erfuhren, verdienen Professor Hermann Heisler, der Neffe, und Kunstmaler Josef Franz Heisler, der Großneffe, besonders hervorgehoben zu werden.



Hermann Heisler, am 24. November 1838 in Freiburg geboren, dürfte die Hoffnungen gerechtfertigt haben, die man auf ihn setzte. Zwar gesundheitlich gefährdet und deswegen zu den in den Briefen des Onkels erwähnten Aufenthalten in der Schweiz gezwungen, sicherte er sich doch als Gymnasialprofessor (in Ettenheim nachweisbar) seinen Lebensunterhalt. Philosophische und schriftstellerische Begabung befähigten Hermann Heisler zu Publikationen, von denen ich folgende kenne:



Abb. 4. Maria Heisler-Busset,  
die Schwägerin des Senatspräsidenten.  
Porträt durch Josef Franz Heisler.

„Ein Ausflug in das Gebiet des Bewußtseins“,<sup>22</sup> „Boileau als politischer Schriftsteller-Eine Studie“<sup>23</sup> und „Eine Schwarzwald Erinnerung“.<sup>24</sup> Hermann Heisler zog sich am Ende seines Lebens in den Kanton Tessin zurück; er starb 1919 in Morcote, wo sein Grabstein im Friedhof noch von ihm kündet.

Josef Franz Heisler, der ebenfalls im Testament des Senatspräsidenten mit einem Legat bedachte spätere Photograph und Kunstmaler, kam als Sohn des Posamentiers Ferdinand Heisler (1834 1902) am 8. Mai 1867 in Freiburg zur Welt.<sup>25</sup> Einschneidend änderte sich das Leben des Kindes, als ihm mit sechs Jahren die Mut-

ter wegstarb. Großmutter Maria Heisler-Busset (1800–1887), die Schwägerin des Senatspräsidenten, übernahm Haushalt und Erziehung der Kinder ihres Sohnes Ferdinand, der sein Posamentiergeschäft in der Freiburger Schusterstraße aufgab und als Kammerdiener seines Onkels nach Wien übersiedelte. Dort wirtschaftete schon die in den späten Briefen Dr. Ferdinand Heislers erwähnte und als Erbschaftsverwalterin eingesetzte Therese Heisler (1830–1903) als Haushälterin. Frei-



*Abb. 5.* Kunstmaler Josef Franz Heisler  
(vor dem 1. Weltkrieg).  
Foto in Familienbesitz.

burger Großmutter und Wiener Großonkel beeinflussten so maßgebend die Kindheit des heranwachsenden Josef Franz Heisler. Von beiden hat er später Porträts gemalt. Nach Besuch der Freiburger Volksschule, von Realschule Ettenheim und Internat des Zisterzienserklosters Mehrerau bei Bregenz mißglückte der Versuch, Josef Franz Heisler zum Kaufmann ausbilden zu wollen. Stattdessen folgte er seinen Neigungen und studierte an den Kunstakademien in Karlsruhe und München. Der Verehelichung in Kiel schloß sich 1900 die Eröffnung eines Ateliers für Bildniskunst in der Freiburger Hermannstraße an, in dem er auch die Möglichkeiten der

Photographie nützte. Als sich Josef Franz Heisler nach dem Tod von Vater und Tante 1903 im eigenen Haus in der Baslerstraße nur noch der Malerei widmete, entstanden in seinem Atelier zahlreiche Altarbilder, die vorwiegend für Missionskirchen in Afrika bestimmt waren. Das vom Wiener Großonkel ererbte Kapitalvermögen und dessen von Tante Therese nach Freiburg mitgebrachte Wohnungseinrichtung sicherten dem Kunstmaler eine sorgenfreie Existenz. Erster Weltkrieg und Inflationszeit raubten ihm jedoch alle materiellen Grundlagen. Seine österreichischen Wertpapiere wurden vom Staat beschlagnahmt. Haus, Wertgegenstände, Möbel und Bücher mußten verkauft werden, und aus der Malerei erwirtschaftete Josef Franz Heisler nur mehr kümmerliche Einkünfte. Versuche, als Illustrator, Kalibergarbeiter, Anstreicher und Fabrikarbeiter die Familie durchzubringen, endeten mit gesundheitlichen Zusammenbrüchen. Endlich als „Kapitalrentner“ eingestuft, vermochte er sich – unter Mithilfe seiner Familie – wirtschaftlich wieder zu stabilisieren. Josef Franz Heisler zog 1934 in die Schwimmbadstraße, nachdem er zuvor schon die Malerei wieder aufgenommen hatte. Förderung erfuhr er vor allem vom Geistlichen Rat Willibald Strohmeyer (1877–1945), dem Märtyrer-Pfarrer von St. Trudpert.<sup>26</sup> Beide waren seit der Vikarstätigkeit Strohmeyers in Freiburg-St. Johann 1903–1909<sup>27</sup> eng befreundet geblieben. So entstanden 1932 vierzehn Kreuzwegstationen für die Pfarrkirche St. Trudpert (Münstertal). Ebenso stattete Josef Franz Heisler bis zum Beginn des 2. Weltkrieges die Spielweg-Kapelle in Obermünstertal mit Wandbildern der hl. Theresia von Lisieux und des Bruders Konrad von Parzham aus. Vierzehn auf kleine Kupfertafeln gemalte Kreuzwegbilder kamen als Stiftungen des Pfarrers Strohmeyer, einiger Münstertäler Pfarrangehörigen, der Kunstmalerfamilie und der Tochter, Musiklehrerin Winfriede Heisler, hinzu. (Inschriften auf den Rückseiten der Bildtafeln) Verschiedene Gemälde für das Karmel-Kloster in Kirchzarten-Dietenbach (u. a. Karmelkönigin), für Freiburg-St. Johann (Pfarrhaus), Porträtierungen (Erzbischof Conrad Gröber, nach 1945) und Kopierungen beschäftigten den Maler bis ins hohe Alter von fast 80 Jahren. Gute Freundschaft verband ihn auch mit Kunstmaler Franz Valentin Hemmerle, Freiburg.<sup>28</sup> Josef Franz Heisler, der nie ein Aufheben um sich machte und nur still seiner Kunst dienen wollte, starb am 14. Januar 1948 in Freiburg. Nachdem ihm sein hoffnungsvoller Sohn Josef schon im Tod vorausgegangen war, erlosch mit dem Kunstmaler die eng verwandte Familie des Wiener Senatspräsidenten im Mannesstamm.

#### ANMERKUNGEN

<sup>1</sup> Herders Conversations Lexikon, 2. gänzlich umgearbeitete Auflage, 4. Band/1880, Nachträge S. 868.

<sup>2</sup> Entnommen aus der Wappen- und Siegelkartei des Stadtarchivs Freiburg (= StA Freib.).

<sup>3</sup> „civis et pellio ac teleonarius ad portam Praedicatorum“ — Dompfarrarchiv Freiburg, Totenbuch 1720–1779, S. 769.

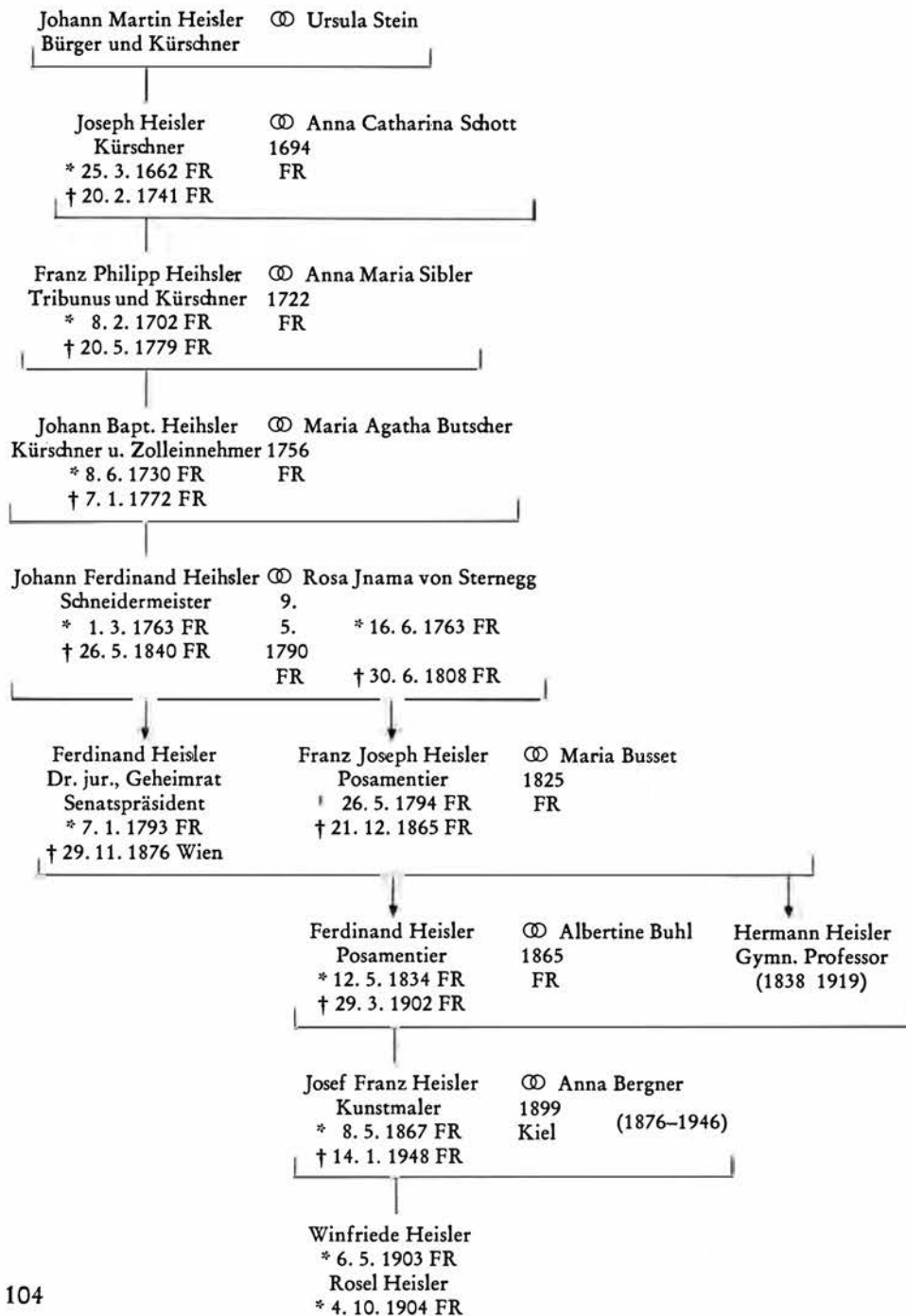
<sup>4</sup> Pfarrarchiv Freiburg St. Martin, Ehebuch 1785–1810, S. 22.

<sup>5</sup> P. PRIESNER, Familienbande zwischen Tirol und Freiburg — Badische Zeitung, FL, Donnerstag, 23. Juni 1960 / Nr. 142, S. 7.

<sup>6</sup> H. INAMA VON STERNEGG, Geschichte aller Familien Inama — Veröffentlichungen der Universität Innsbruck 111, Studien zur Rechts-, Wirtschafts- und Kulturgeschichte, Band XI/1978, S. 269–273.

- <sup>7</sup> Wie Anm. 6, S. 271.
- <sup>8</sup> F. QUARTHAL und G. WIELAND, Die Behördenorganisation Vorderösterreichs von 1753 bis 1805 — Veröffentlichungen des Alemannischen Instituts Freiburg, Nr. 43/1977, S. 193 — Nr. 266, S. 194 — Nr. 277, S. 195 — Nr. 308.
- <sup>9</sup> Wie Anm. 6, S. 280.
- <sup>10</sup> Pfarrarchiv Freiburg-St. Martin, Taufbuch 1785—1800.
- <sup>11</sup> Auf der Grabstätte der Ursulinerinnen im Alten Friedhof von Freiburg verzeichnet: Schwester Maria Theresia Heisler (\* 30. 3. 1796, † 4. 11. 1870). Ihr Miniaturporträt ist noch im Besitz von Fräulein Winfriede und Rosel Heisler, Freiburg, erhalten.
- <sup>12</sup> Im Familienbesitz.
- <sup>13</sup> StA. Freib., B I (86) — BERTHOLD STOEHR, Die Toten des Alten Friedhofs in Freiburg i. Br. (Stand 1. 1. 1904), S. 117: II. Quadrat, 16. Reihe, Nr. 218 — Sandsteingrabmal mit weißer Marmorplatte.
- <sup>14</sup> Wie Anm. 10, fol. 60.
- <sup>15</sup> Ich danke Verwaltungsrat D. Hensle, Stadtarchiv Freiburg, für Mitteilung aus den Bürgerlichen Schematismen Freiburgs von 1798, 1806 und 1810.
- <sup>16</sup> F. SCHAUB, Die Matrikel der Universität Freiburg i. Br. von 1656—1806, Band I Text und Anm., Freiburg 1955, S. 1049: 1803/04, Nr. 78 — Nach Mitteilung von Archivarin B. KLEIBER sei die erwähnte Dissertation Ferdinand Heislers nicht mehr im Freiburger Universitätsarchiv zu finden.
- <sup>17</sup> Juristische Blätter, Wien — V. Jg., Nr. 49 v. 3. Dez. 1876, S. 604/605.
- <sup>18</sup> Sterbeanzeige vom 29. Nov. 1876, verschickt von Theresia und Ferdinand Heisler jr.
- <sup>19</sup> Fotokopien der Nachlaßakten und des Testaments verdanke ich Professor Dr. Felix Czeike, Wiener Stadt und Landesarchiv, Magistratsabtlg. 8, Rathaus — 666/79 v. 10. Jan. 1979.
- <sup>20</sup> Vgl. Nennung dieses Freundes im Kap. Briefe 1832 Mailand /Klagenfurt.
- <sup>21</sup> Die Briefe zum Leben Dr. Ferdinand Heislers sind im Stadtarchiv Freiburg gesichert worden.
- <sup>22</sup> Erschienen 1892, Druck und Verlag der Schweizerischen Verlags Druckerei Basel, broschiert, 90 Seiten.
- <sup>23</sup> Verlag Albert Dölter, Leipzig und Emmendingen 1897, broschiert, 138 Seiten.
- <sup>24</sup> Schwarzwald-Verlag Lorenz & Waetzel (Inh. Fr. Paul Lorenz), Freiburg 1900, broschiert, 65 Seiten.
- <sup>25</sup> Ich danke für Belege aus den Familienakten und Lebensbeschreibung Josef Franz Heislers dessen Töchtern Winfriede und Rosel Heisler (1979).
- <sup>26</sup> Necrologium Friburgense 1945, in: FreibDiözA 1950, S. 253/254, Nr. 34.
- <sup>27</sup> Erzbf. Archiv Freiburg, Kartei der Diözesangeistlichen.
- <sup>28</sup> H. BROMMER, Kl. Kunstführer »Freiburg Maria Hilf« 1980, S. 8.

GENEALOGISCHE ÜBERSICHT





# Versuche der Neuorganisation im badischen Weinbau zu Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts \*

VON JOACHIM-DIETRICH SCHAAR

## *I. Rückständigkeit in der Anbautechnik und der Interessenvertretung*

Bei den Versuchen zur Neuorganisation im badischen Weinbau zu Anfang des 20. Jahrhunderts muß man unterscheiden zwischen:

1. verfahrenstechnischen und 2. organisationstechnischen Komponenten. Die verfahrenstechnischen Innovationen<sup>1</sup> befassen sich mit Veränderungen der Weinbautechnik in der großen Praxis im Weinberg, die organisationstechnischen Veränderungen hin zur Modernisierung beinhalten Vorgänge innerhalb der Weinbauförderung des Staates und der Selbsthilfeorganisationen, d. h. der berufsständischen Interessenartikulation.<sup>2</sup>

Weinbau und Kellerwirtschaft in Baden waren damals den an sie gestellten Erfordernissen des in- und ausländischen Marktes – von einigen Ausnahmen des Qualitätsweinbaus abgesehen<sup>3</sup> – nicht mehr gewachsen. Die Betriebsweise war, abgesehen von Neuerungen in der Schädlingsbekämpfung, im 19. Jahrhundert in der Mehrzahl der Betriebe gleich geblieben.<sup>4</sup> Die wenigen großen Weingüter machten hier eine Ausnahme.<sup>5</sup>

Verfahrenstechnische Neuerungen mußten Platz greifen im Bereich der Bodenbearbeitung, der Düngung, der Erziehung, der Laubbehandlung, der Art der Verjüngung, des Pflanzgutes (Sortenwahl, Klonenauslese), des Herbstens, der Weinbereitung und der Vermarktung. Die Umstellung auf einen neuen Weinbau wurde notwendig. Der zunehmende Schädlingsdruck in Form der Reblaus und der anderen Schädiger (*Peronospera*, Traubenwickler als sog. Heu- und Sauerwurm)<sup>6</sup> in Kombination mit der Notwendigkeit der allgemeinen Verbesserung der Flächen- und Arbeitsproduktivität machten Innovationen im badischen Weinbau in kleinen Schritten in Permanenz auf wissenschaftlicher Grundlage unumgänglich. Die Frage der Verbesserung der Bedingungen des Weinbaus ging Hand in Hand mit Überlegungen, für den Weinbau als Verdienstquelle in der Landwirtschaft und außerhalb derselben kurz- und langfristig neue Verdienstmöglichkeiten zu finden. Die Frage nach der Nachfolgekultur war aktuell.<sup>7</sup> In diese Lücke schob sich die Hybridenkultur hinein. Sie verbreiterte ihr Terrain immer mehr in der Zeit von 1910 bis 1930.<sup>8</sup> Sie mußte notgedrungen, wenn auch stark angegriffen und zu Recht als Totengräber des Edelweinbaus und des langsam aufkommenden Images des badischen Weines bezeichnet, geduldet werden. Die Duldung war notwendig im schattengewaltigen sozialen Umschichtung im badischen Weinbau zur Folge haben würde, was

\* Überarbeitete Fassung des am 10. 3. 1980 vor dem Breisgau Geschichtsverein Schauinsland Freiburg i. Br. gehaltenen Vortrags.

ten der langsamen Umstellung des Edelweinbaus von wurzelechten auf Pfropfreben. Karl Müller - Freiburg hat dies früh erkannt.<sup>9</sup> 1914 sagte er, daß eine Umstellung von Wurzelreben auf Pfropfreben zum gegenwärtigen Zeitpunkt eine verhindert werden müßte. Das billige Vergruben (Verjüngungstechnik im Weinberg) fällt weg, die Schädlingsbekämpfung gegen die Peronospera bleibt, die Vergrößerung der Erträge ist nicht sicher, die Umtriebszeit verkürzt sich, das waren Müllers Argumente gegen eine Umstellung zum gegenwärtigen Zeitpunkt. Deshalb sollten die Winzer alles unterlassen, um den Weinbau in seinem Image nicht weiter zu schädigen, z. B. in der Form der Übertretung des Reblausgesetzes in der Form der massenhaften Anpflanzung von Amerikanerreben, als Hybriden und in der Taylorrebenform. Müller schrieb damals:

„... Wir sehen also, die Anpflanzungen mit veredelten Reben, die zur Notwendigkeit würde, sobald die Reblaus so stark um sich greifen könnte, daß wir kein anderes Mittel mehr gegen sie besäßen, würde eine wesentliche Verteuerung des Weinbaus und damit eine vollständige Umwälzung in den Besitzverhältnissen unserer Weinbauern nach sich ziehen. Der kleine Weinbauer wäre aus Geldmangel nicht mehr in der Lage, selbst Weinbau zu betreiben. Der Besitz würde nach und nach in die Hände der Kapitalisten übergehen...“<sup>10</sup>

Diese Äußerungen wurden am 18. Februar 1914 in Müllheim vor dem Oberbadischen Weinbauverein gemacht und sollten auf dessen Wunsch durch Veröffentlichung im „Badischen Landwirtschaftlichen Wochenblatt“<sup>11</sup> einem „größeren Leserkreis zugänglich gemacht werden.“<sup>12</sup> Müllers Hauptwarnung galt dem Anpflanzen der Amerikanerreben.

Zwei längere Zitate aus Aufsätzen sollen die Situationen verdeutlichen, was für die Masse der Weinbauern Weinbau damals bedeutete, dessen äußere Umstände nach dem Geschäftsbericht des Großherzoglichen Ministerium des Innern für die Jahre 1897 bis 1905 sich wie folgt darstellten:

„Der Weinbau hat ... mit mancherlei Schwierigkeiten zu kämpfen, welche bei anderen Zweigen der landwirtschaftlichen Produktion nicht oder doch weniger schroff zur Geltung zu kommen pflegen (Pflanzenkrankheiten, Frostschäden, Unsicherheit der Erträge nach Menge und Güte, Steigerung der Produktionskosten). Kommen dazu noch unbefriedigende Absatzverhältnisse, so ist es begreiflich, wenn der Rebbau da und dort an Beliebtheit bei den Landwirten einbüßt...“<sup>13</sup>

Stocker, Oberrotweil schrieb dazu 1921 im Badischen Landwirtschaftlichen Wochenblatt unter der Überschrift: „Zeitgemäße Weinbaufragen“<sup>14</sup> u. a. das Folgende:

„Große Sorgfalt muß im direkten Rebbau auf die Verbesserung der Erziehungsart verwendet werden. Für größere Rebanlagen ist die Drahtanlage ein Gebot der Notwendigkeit, ebenso die Bodenbearbeitung mit dem Pflug und dem Kultivator ... Eine der vornehmsten Forderungen der Selbsthilfe ist die Verbesserung der Qualität. Nicht Qualitätsweinbau schlechthin, das wäre verkehrt, denn somit flögen ja mindestens die Hälfte der heutigen deutschen Weinbauern in die Luft. Unter Qualitätsweinbau verstehen wir vermehrte Anlagen auf geeigneten Bodenflächen, Ausrottung an ungeeigneten Örtlichkeiten, vor allem die richtige Sortenwahl. Da, wo heute der Klöpfer<sup>15</sup> oder Elbling einen schlechten Wein abgibt, kann mit einem Silvaner, Ruländer, Burgunder oder Gutedel noch eine mehr begehrte Qualität erzeugt werden. Es ist bekannt, daß die deutschen Weinberge den süffigsten und bekömmlichsten Wein, man möchte sagen, der ganzen Welt abzuwerfen in der Lage sind. Benützen wir diesen Fingerzeig! Ganz besonders gefährlich wird sich nach dieser Richtung der Amerikanerbau gestalten, der in hervorragender Weise dazu befähigt ist, dem Publikum, das sich mit den geringen Weinen bis jetzt zu begnügen pflegt, das Weintrinken überhaupt abzugewöhnen.<sup>16</sup> Wichtig für die gesunde Erhaltung unseres Weinbaus wird die Verjüngung alter

Reben sein. Hier können alle neueren Erfahrungen, Drahtbau, Stockweite, Sortenwahl usw. ausgenutzt werden . . . Es ist geradezu grauenerregend, wenn man in alten Weinbergen sieht, wieviele Faulenzer dastehen. Zur radikalen Ausrottung fehlt meist die Courage, und dann taucht immer und immer wieder die vage Hoffnung auf, daß ein leerer Stock das nächste Jahr doppelt tragen wird. Auch hier wird es heißen müssen: raus mit den alten Stöcken und Ersatz nach gründlich durchgeführter Selektion! Eine schwere Belastung bilden die pflanzlichen und tierischen Schädlinge. Mit der Blattfallkrankheit und dem Äscherich haben wir uns abgefunden; wir werden ihrer Herr, aber sie kosten unendlich viel Schweiß und Geld. An ihrer besseren Bekämpfung arbeiten ja alle weinbaureibenden Länder der Welt . . . Dagegen stehen wir noch mit einem bösen Gegner im ungleichen Kampfe, nämlich dem Heu- und Sauerwurm.<sup>17</sup> Uns will es scheinen, daß hier nur gemeinsame, zusammenschließende Arbeit helfen kann, vorausgesetzt, daß die bis jetzt bekannten Mittel auch wirksam sind. Im Hintergrund aller Feinde lauert aber als gefährlichster die Reblaus. Da ist es nötig, daß alle Hebel in Bewegung gesetzt werden, um eine neue widerstandsfähige und doch edle Rebe heranzuzüchten. Die Arbeit hat schon allenthalben eingesetzt. Ob es gelingt, wer weiß es!<sup>18</sup> In Frankreich ist es nicht geglückt. Da hat man Masse, schlechte Ware und spottbillige Preise . . . Was des weiteren noch sehr im Argen liegt, das ist die Art der Kelterung, ebenso die Kellerbehandlung.<sup>19</sup> Wissenschaft und Technik haben auf diesen Gebieten das ihrige getan, nur die Rebbauern sind es, die nicht mitmachen wollen!<sup>20</sup> Von diesen lebt eine außerordentlich große Menge in Unkenntnis und aller Sorglosigkeit dahin<sup>21</sup> und deshalb fallen auch jahraus jahrein große Mengen des gewonnenen Weines dem Verderben oder doch wenigstens dem Minderwert anheim . . . Zu der nächsten und vielfach neuen Aufgabe gehört die Gründung von Winzergenossenschaften, d. h. Ein- und Verkaufsgenossenschaften. Diese Genossenschaften sind ein absolutes Bedürfnis namentlich für den Kleinbetrieb. Ihre Gründung stößt auf große Schwierigkeiten, aber die Erfahrung hat gelehrt, daß noch größere Dinge überwunden worden sind. Sie verschaffen den Kleinbauern zunächst ein sicheres und rasches Einkommen, verbessern die Qualität, regeln die Preise und verschaffen besseren Absatz. Durch strenge Reelität erhöhen sie das Ansehen unseres Produktes und die Begehrlichkeit nach Wein. Wir sind überzeugt, daß diese Genossenschaften in späteren Jahren der Eckstein sein werden, für den gedeihlichen Fortbestand unseres Weinbaus . . .“

Emil Litterst, Fessenbach, schrieb 1923 in „Weinbau und Kellerwirtschaft“ zum Problem „Die Rebsorten der mittleren Ortenau“<sup>21</sup> u. a.:

„Von größter Bedeutung für die Qualität bzw. Quantität des Weines einer Gegend sind die in der Gegend angebauten Rebsorten. Die Höchstaussnutzung eines Rebgebietes ohne die richtige Sortenwahl ist geradezu ausgeschlossen. Nun haben sich in den einzelnen Rebgebieten, durch verschiedene Umstände bedingt, Sortimenten herausgebildet, die nicht mehr angebracht sind. Besonders ist es der Weinabsatz, der unsere Winzer manchmal zum Sortenwechsel trieb . . . Die Ortenauer Rotweine (Zeller Roter), der Durbacher Clevner<sup>22</sup> und der Klingelberger (Riesling), spielen auch heute noch im badischen Weinbau eine große Rolle. Wo es immer einigermaßen ging, wurden Edelsorten gepflanzt. In Zell Weierbach, Fessenbach, einem Teil von Ortenberg und Rammersweier erfuhr besonders der Spätburgunder eine große Ausdehnung, während in Durbach der Clevner (Traminer) und der Klingelberger vorherrschend waren. Aber auch in letztgenannten Gemeinden reift auf den sonnigen Höhen ein guter Klingelberger. Heute noch werden Kinder solcher Rebbauern ‚Klingler‘ genannt, weil ihre Vorfahren fast nur Klingelberger angepflanzt hatten.<sup>23</sup> In den für bessere Sorten weniger geeigneten Lagen wurde größtenteils der Rauschling angebaut, der einen sehr guten Tischwein liefert. In Ortenberg wurde auch der Ortlieber (Tokauer, Rungauer) angebaut. Elbling, Ruländer hatten weniger Verbreitung gefunden.“

Litterst berichtet nun von den Anfängen des Rückgangs des Weinbaus durch die städtebauliche Ausdehnung von Offenburg und die Umwandlung von Reb- zu Ackerland in der Ebene. Er fährt fort:

„ . . . der schlechte Weinabsatz und die geringe Bezahlung der Qualität waren weitere Faktoren, die den Anfang zum Sortenwechsel gaben. Dazu kamen am Ende der achtziger Jahre das Auftreten der Pilzkrankheiten, deren Bekämpfung den Weinbau sehr erschwerten und damit verteuerten.“

Durch diese und andere Umstände bedingt, gingen viele dazu über, die weniger Masse liefernden Edelreben durch Massenträger, deren Wein vom Weinhandel sehr gut bezahlt wurde, zu ersetzen. Zu diesen gehört vor allem der Elbling. Etwa ... um 1906 kam vom Bühlertale her<sup>24</sup> die dort schon sehr verbreitete Taylorrebe in die Offenburger Gegend und wurde trotz Verbot und Strafe in einzelnen Gemeinden viel angebaut.<sup>25</sup> Sie lieferte wenigstens einen annehmbaren Haustrunk, wurde auch in manchen Jahren verhältnismäßig gut bezahlt. Während des Krieges wurde der Qualitätsweinbau im Kleinbetrieb besonders ungünstig beeinflusst. Durch die Blockade kam kein Wein aus dem Ausland mehr herein.<sup>26</sup> Der Bierkonsum wurde sehr verringert. Infolge des großen Weinbedarfs, auch durch das Heer,<sup>26</sup> war die Nachfrage nach Wein sehr groß. Da die Schädlingsbekämpfungsmittel auch z. T. mangelten und teuer wurden, sah man sehr viele Amerikaneranlagen entstehen. Auch die Weinhöchstpreisfestsetzung ist nicht unschuldig an dem starken Amerikanerrebenanbau. Nach dem Kriege wurden die Winzer durch die gezahlten hohen Preise bei den Weinversteigerungen durch die badische Landwirtschaftskammer<sup>27</sup> wieder etwas angereizt, statt Massenträger wieder bessere Sorten zu pflanzen. Heute ist der Stand sehr unterschiedlich. In sehr guten Lagen sieht man Amerikanerreben stehen, während nebenan der Ruländer und Burgunder, Silvaner und dergleichen sehr gut ausreifen. Natürlich ist das kein Idealzustand. Schuld daran trägt auch die schwache wirtschaftliche Übersicht der Winzer. Gerade die letzten Weinversteigerungen haben wieder gezeigt, daß reine Qualitätsweine mehr Geld bringen als die Mischweine des Kleinbetriebes. Weniger Sorten, bessere Schädlingsbekämpfung, gleichmäßigere Reife, spätere Lese, besserer Wein, mehr Geld! ... Drei Rebsorten würden der Ortenau mehr nutzen als das große vorhandene Rebsortiment.“

1924 war folgender Sortenspiegel in Baden nach Recherchen des Badischen Weinbauinstituts anzutreffen gewesen: Gesamt 12 815 ha.<sup>28</sup>

Gemischter Satz	4020 ha	= 31,37 ‰
Elbling	2900 ha	22,63 ‰
Gutedel	2300 ha	17,95 ‰
Riesling	1720 ha	13,42 ‰
Burgunder	1000 ha	7,8 ‰
Silvaner	570 ha	4,45 ‰
Traminer (Clevner)	135 ha	1,05 ‰
Ruländer	120 ha	0,93 ‰
Portugieser	50 ha	0,39 ‰

Die Versuche, den Weinbau zu modernisieren, waren in Baden alt. Markgraf Carl Friedrich ließ die Weinbauern nach Burgund und in die Campagne, in den Rheingau und an die Mosel reisen.<sup>29</sup> Er revolutionierte den Rebbau der Markgrafschaft durch die Einführung des Viviser, des Gutedels 1780 und die Anpflanzung von Rheingauer Riesling auf seinem Rebgut Staufenberg, in der Ortenau im Gewann Klingelberg.<sup>30</sup> 1862 erschien die von der Großh. Zentralstelle für Landwirtschaft herausgegebene Schrift mit dem Titel: „Die Beförderung des Baues und die Behandlung des Weines im Großherzogtum Baden“<sup>31</sup>. Adolph Blankenhorn beklagte sich in seiner Antrittsvorlesung in der Polytechnischen Schule (TH. Karlsruhe) lebhaft über den geringen Stand der Weinbauwissenschaft und über die überaus mangelhafte Weitergabe der schon vorhandenen Kenntnisse in Weinbau und Kellerwirtschaft an die Rebbautreibenden.<sup>32</sup> Er führte die Skepsis, zu lernen auch zurück auf damals übliche Verfahren der Weinverbesserung, die die Wissenschaft in Mißkredit gebracht hatten. Ferner kritisierte er sehr heftig die allgemeine Unkenntnis. Er sagte damals:

„Wir finden deshalb im Weinbau in der Praxis eine Masse von Methoden der Bestimmung der Bestandteile des Weines, Düngungs-, Kultur- und Bearbeitungsmethoden, die im direkten Widerspruch mit dem stehen, was durch die wissenschaftliche Forschung gefunden wurde. Wenn auch die Wissenschaft manches herausgefunden, was für die Praxis von hoher Bedeutung war, so war niemand da, der es verstanden, die wissenschaftlichen Errungnisse den Praktikern mundgerecht zu machen.“<sup>33</sup>

Er beklagte das Fehlen „akademischer Weinbauschulen, d. h. höherer landwirtschaftlicher Schulen, die zugleich Weinbauschulen sind“<sup>34</sup> Adolph Blankenhorns Bemühungen um die Wissenschaft in Karlsruhe, auf Blankenhornsberg, in der Reblausfrage sind von Karl Müller, Ernst Vogt, Fritz Fischer und Bruno Götz eingehend und kompetent gewürdigt worden.<sup>35</sup> Seine Überlegungen bezüglich der Hybriden und der Verbreitung der Taylorrebe aus von ihm ausgesäten Samen muß im Zusammenhang der Bemühungen um eine Verbesserung des Weinbaus gesehen werden. Diese Züchtung geschah, wie Karl Müller berichtet, 1874.<sup>36</sup> Man hatte damals z. T. noch erstaunliche positive Vorstellungen über den Wert der Taylorreben und ihrer Weine.<sup>37</sup>

Man kam nur langsam voran hinsichtlich der Rebenzüchtung und der Veredlung und der Weinbautechniken, wenn man auch sehr große Anstrengungen unternahm, den Rückstand aufzuholen, gesichert durch wissenschaftliche Erkenntnisse der angewandten Wissenschaft vom Weinbau und Wein, bessere Gesetze und immer schlagkräftigere Interessenorganisationen zur Durchsetzung der berufsständischen Belange.

Die Ausführungen von Müller, Stocker und Litterst haben versucht, die bestehenden gravierenden Mängel in Ansätzen aufzuzeigen im zeitgenössischen Kontext. Engelhardt nannte folgende Mängel im badischen Weinbau für die Zeit nach dem ersten Weltkrieg:<sup>38</sup>

1. Überalterung der Rebbestände,
2. ständig weitere Zunahme der Reblausverseuchung,
3. einen den Zeitverhältnissen nicht mehr angepaßten Sortenspiegel (Mischsatz, qualitativ geringwertige Reben),
4. arbeitsaufwendige Arbeitstechniken,
5. ungünstige Grundstücksstruktur mit einer mangelhaften Erschließung der Parzellen,
6. Bestände minderwertiger Direktträger und Hybriden (in Nordbaden).

Karl Müller nannte am Ende der zwanziger Jahre der Verbesserung besonders bedürftig:<sup>39</sup>

1. Zusammenlegung der Rebstücke (ging auf den mißlungenen Versuch des Ministeriums des Innern kurz ein, ohne ihn genau zu nennen)
2. Verbesserung der Bodenbearbeitung
3. Verbesserung der Düngung
4. bessere Sortenwahl
5. bessere Auswahl der Stöcke (Massenauslese, Selektion)
6. Rebenzüchtung (Kreuzungszüchtung)



7. modernere Erziehungsart der Reben (damit hängt eng zusammen die Durchführung einer modernen Bodenbearbeitung und modernen Schädlingsbekämpfung)
8. Verbesserung der modernen Schädlingsbekämpfung und korrekte Durchführung derselben
9. Heraushebung von Musterweingütern als Pionieren in der Weinbereitung (Erzielung von Auslesen und Trockenbeerenauslesen)
10. allgemeine weitere Hebung des Ausbaus der badischen Weine (dadurch höhere Qualität und dadurch wiederum größere Wirtschaftlichkeit)  
Schaffung der Voraussetzungen des Ausbaus von Flaschen- statt von Faßweinen.
11. Verbesserung der Arbeitstechniken zur Herbeiführung von Arbeitserleichterungen
12. Sicherung der Ausbildung und Fortbildung der badischen Winzer (Fundament für die allgemeine Durchsetzung des Fortschritts in Weinbau und Kellerwirtschaft durch:
  - a. Unterricht in allen in den Weinbaugebieten Badens gelegenen Winterschulen Badens
  - b. praktische und theoretische Ausbildung auf dem Versuchsgut Blankenhornsborg der Badischen Landwirtschaftskammer
  - c. Beratung durch die Lehrgänge des Instituts (Weinbauinstitut)
  - d. Tätigkeit in Versuchsringen auch speziell im Weinbau<sup>40</sup>
13. Zusammenschluß der Winzer zu Winzergenossenschaften

„Es können aus der Menge der angelieferten Trauben die besten herausgewählt und so Auslesen gemacht werden, der Weinausbau kann unter sachkundiger Hand erfolgen und die für einen Musterkeller nötigen Gerätschaften können beschafft werden.“<sup>41</sup>

Der Veränderung des Geschmacks der Weintrinker mußte Rechnung getragen werden.<sup>41a</sup>

Der Fortschritt in den Verfahrenstechniken der Winzer war aber nicht möglich ohne Neuerungen in der Organisation der Wissenschaft, Ausbildung und Beratung (Massen- und Einzelberatung)<sup>42</sup> des Staates und der Landwirtschaftskammer und der berufsständischen Organisationen der Weinbauern als Weiterverbreiter von technischen Neuerungen und Durchsetzer wirtschaftspolitischer Rahmenbedingungen in Fragen der Zölle, Kontingente der Weinbereitung (Verschnitt etc.) und des Absatzes der Weine, ferner des Steuerrechts. Die wissenschaftlichen und beratenden Aktivitäten entwickelten sich langsam und fanden nicht zu einem rechten Zueinander bis zur Gründung des Badischen Weinbauinstituts. Sie trugen alle deutlich die Züge ihrer Entstehung und nachträglichen partiellen Veränderung an sich.<sup>43</sup> Dazu kam noch die Zersplitterung der Tätigkeit zwischen der 1906 gegründeten Landwirtschaftskammer, die sich freiwillig auch im Gebiete des Weinbaus betätigte und dem Staat, obwohl dieser sich dieses Ressort selbst vorbehalten hatte. Zersplitterung der Kräfte und Aktivitäten blieb nicht aus, führte zu Reibungsflächen und zur Irritation bei den zu Beratenden.<sup>44</sup> Im verbandlichen Bereich entwickelte sich die Interessenorganisation regional und später auch parteipolitisch getrennt langsam in verschiedenen Säulen. Die erste Gründung war der Oberbadische Weinbauverein



(1874), später kam der Verband oberbadischer Winzergenossenschaften, die dem Badischen Bauernverein angeschlossenen Naturweinbauvereine und Winzergenossenschaften und Lokalorganisationen im Bühler Gebiet und in Nordbaden hinzu.<sup>46</sup> 1913 schlossen sich die Winzerorganisationen Badens<sup>46</sup> zum Badischen Weinbauverband auf Wunsch des Oberbadischen Weinbauvereins und seines Vorsitzenden Ernst Blankenhorn zusammen, um nicht Sitz und Stimme in der Nachfolgeorganisation des von Adolph Blankenhorn gegründeten Deutschen Weinbauvereins, des Deutschen Weinbauverbandes, im Vorstand und den Ausschüssen zu verlieren.<sup>47</sup> Je nach der Organisation zeigten sich schon 1910 bei der Reichstagsdebatte Unterschiede in der Amerikanerrebenfrage. Während der Vertreter der Nationalliberalen/Oberbadischer Weinbauverein, Ernst Blankenhorn, diese dem Weinimage schädlichen Reben ablehnte, nahm Schüler als Vertreter des Zentrums/Badischer Bauernverein einen abwägenderen Standpunkt ein; Reibungsflächen traten auf. Sie waren zu erklären aus der allgemeinen politischen Struktur, speziell den parteipolitischen Verhältnissen in Baden und wirkten sich z. T. auch auf die Beratung aus (Staat - Bauernverein). Unheilvoll wurden parteipolitische und weltanschauliche Schnitte gelegt durch die weinbaulichen Interessen der badischen Winzer.<sup>48</sup> Nicht die wirtschaftlichen, wohl aber die wirtschaftspolitischen Aktivitäten wurden dadurch beeinträchtigt.<sup>49</sup> Dabei ging es zunächst um die Schaffung geeigneter Absatzmöglichkeiten für die badischen Erzeugnisse aus dem Saft der Traube zu für den Winzer noch einträglichen Preisen. So kam es zu den Gründungen von Teilverbänden, aber auch von Winzergenossenschaften für die Masse der kleineren Winzer. Es ging darum, einen reellen Weinmarkt zu erhalten und auf diesem reellen Weinmarkt in quantitativ hochwertiger Form seine Produkte zu angemessenen Preisen ohne Zwang der Marktkontrahenten absetzen zu können.<sup>50</sup> Die Tangierung dieser Notwendigkeiten mit parteipolitisch-weltanschaulichen Momenten war diesem Anliegen gegenüber sehr schädlich, da sie dazu beitrug, die badische Position im Voranschreiten der Innovation und der Verwertung der Auswirkungen der übernommenen Neuerungen in ihrer Bedeutung zu schmälern. Badischer Wein sollte und mußte verkauft werden zu für die Weinbauern akzeptablen Preisen, seine Qualität mußte verbessert, sein Image geschaffen und stabilisiert werden. Die Kosten für den Rebbau mußten gesenkt werden. Aus dem überwiegenden Quantitätsweinbau mußte langsam in zäher Arbeit ein Qualitätsweinbau werden, der mit den Schädigern und dem Hauptschädiger Reblaus und mit dem wirtschaftlichen Schädling = Konkurrenz vom Inland und Ausland, leben konnte, unter kontinuierlicher Ausschaltung der Kultur der Amerikanerreben und ihrer ökonomischen und weinbautechnischen Voraussetzungen. An die Stelle der Diversifikation im Weinmarkt nach Hybriden und Europäerrebenweinen trat mehr und mehr nur noch die Diversifikation im Bereich der Weine aus Europäertrauben nach Gütestufen.<sup>51</sup>

Bis zur endgültigen Durchsetzung der Konzeption, wie sie der Rebaufbauplan für den Anbau vorsieht, und die Neuweierer Beschlüsse für den organisatorischen Rahmen von Ausbau und Vermarktung einschließlich der Werbung, war es noch ein weiter Weg, der aber trotz aller Widerstände und Rückschläge in immer größeren Stücken verwirklicht werden konnte. Wissenschaft, Kontrolle der Brauchbarkeit der Produktionsmittel, Sicherung durch Schaffung immer genauer definierter

rechtlicher Rahmenbedingungen und vor allem die produktionstechnische, betriebswirtschaftliche und wirtschaftspolitische Arbeit nicht zuletzt in der Beratung mit und für die Weinbauern durch eine starke berufsständische Interessenvertretung waren die Grundpfeiler der Überwindung der Rückständigkeit in Weinbau, Kellerwirtschaft und Weinmarketing.<sup>52</sup>

## *II. Die Rückständigkeit der staatlichen Förderung des Weinbaues*

### *– Gründe und Ringen zu ihrer Überwindung –*

Die Weinbauförderung in Baden, die von Seiten des Staates unternommen wurde, gliederte sich in drei Hauptschwerpunkte:

1. angewandte Wissenschaft, Versuchstätigkeit und Bereitstellung von Schutzmaßnahmen zur Sicherung und Steigerung der Rebenernten: Reblausbekämpfung, Selektion, Rebenveredlung, Rebenzüchtung<sup>53</sup>
2. Ausbildung der künftigen Winzer in Schulen<sup>54</sup>
3. Beratung (Erwachsenenbildung) der Winzer, Vertrautmachung mit dem neuesten technischen Forschungsstand in allen Weinbau- und Kellereitechniken.<sup>55</sup>

Es ging darum, die Kontinuität der Produktion immer mehr zu sichern, die Produktion zu steigern und die Waren der gesteigerten und qualitätsmäßig durch Weinbau und Kellerwirtschaft verbesserten Produktion kostendeckend kontinuierlich absetzen zu können.

Die Beratung mußte dabei zunächst weitestgehend auch die Stelle der Ausbildung mit einnehmen, um die Neuerungen rasch, anschaulich und mit dem Willen zur Nachahmung der Masse der Winzer nahezubringen.<sup>56</sup> In Baden war bis zur Gründung des Zentralinstituts Forschung nur in begrenztem Umfang möglich, die Beratung war zersplittert, was dazu führte, daß die Veranstaltungen der einzelnen Träger sich oft nicht aufeinander exakt bezogen, sich regionale Schwerpunkte bildeten und in den Kompetenzen durch das Aneinanderflicken von Institutionen eine in vielen Händen sich sehr unklare Weisungsbefugnis ausbreitete. Es entwickelte sich ein Nebeneinander von Säulen, die alle miteinander personell verbunden waren, miteinander kooperieren mußten, ohne klare institutionelle Festlegung nach den zu erfüllenden fachlichen Aufgaben. Eine klare fachliche Über-, Unter- und Nebenordnung fehlte. Der institutionelle Aufbau erklärte sich nicht wenig aus der geschichtlichen Entwicklung, der Kompetenz und dem Elan seiner Amtsinhaber und nicht in erster Linie aus fachlichen Notwendigkeiten. Improvisation trat oft an die Stelle fachlicher Routine. Ein chronisches Personaldefizit war ein Kennzeichen der Situation. Müller schrieb über die Situation 1919 (März) in seiner Denkschrift an die Stadt Freiburg und ihren Oberbürgermeister Thoma u. a.:

„Augenblicklich ist die Weinbauförderung viel zu sehr zersplittert. So untersteht z. B. der gesamte Pflanzenschutzdienst (Rebschädlingsbekämpfung), die Oberleitung der staatlichen Reblausbekämpfungsarbeiten und die Leitung der Rebzuchtanstalt Jesuitenschloß dem unterzeichneten Leiter der Hauptstelle für Pflanzenschutz in Baden die Oberaufsicht über die Rebenveredlungsanstalt, dem Vorstand der Versuchsanstalt, die technische Leitung der Rebenveredlungsanstalt, die Anbauversuche im Lande dem Weinbaulehrer in Durlach, die Aufklärung über Weinbau und die Prämi-

ierung von Rebschulen den Weinbaulehrern, die ihrerseits nur wieder dem Ministerium des Innern unterstehen . . .“<sup>57</sup>

In seiner Denkschrift an die Regierung führte Müller 1919 u. a. zum gleichen Problemkreis aus:

„Bisher haben die staatlichen Organe, die sich der Weinbauförderung zu widmen hatten, unabhängig voneinander gearbeitet. Dadurch litt vielfach die Einheitlichkeit der in die Bevölkerung getragenen Anschauungen und bei der belehrenden Tätigkeit mangelte die nötige Organisation, weil die im Anschluß an die mehr theoretischen Kurse notwendigen praktischen Unterweisungen und Vorträge durch die Weinbaulehrer nicht in der wünschenswerten Weise planmäßig über die Weinbaugebiete verteilt wurden. Die Unzweckmäßigkeit der bisherigen Organisation wurde auch von den Winzern empfunden, die vielfach hierüber klagten . . .“<sup>58</sup>

Den ganzen Komplex sah Karl Müller 1927 aus der Rückschau so:

„Das sich dieser Rückstand der Winzer in Baden in so katastrophaler Weise auswirken mußte, lag an ihrer ungenügender Aufklärung, an dem Fehlen einer Weinbauanstalt, die den Winzern neuzeitlichen Weinbau und neuzeitliche Kellerwirtschaft vermittelte. Alle anderen deutschen Weinbaustaaten hatten solche Anstalten schon seit langen Jahren . . . Wohl stellt auch Baden einen Weinbaulehrer und später noch einen zweiten an und förderte so gut es ging den Weinbau auch von der landwirtschaftlichen Versuchsanstalt Augustenberg aus. Aber dies genügte natürlich nicht.“<sup>59</sup>

Im Bereich Wissenschaft – Versuchstätigkeit – Bereitstellung von Schutzmaßnahmen traten folgende Neuerungen ein:

1. Gründung der Landwirtschaftlichen Versuchsanstalt am 1. 7. 1901 nach dem Abgang von Professor Dr. Julius Nessler durch Zusammenlegung der 1863 gegründeten Agrarkulturchemischen Versuchsstation und der 1872 gegründeten Landwirtschaftlich-botanischen Versuchsanstalt an der TH. Karlsruhe (vormals: Samenprüfungsanstalt)<sup>60</sup>

Diese Anstalt war im Forschungs-, Versuchs- und Prüfungsbereich auch tätig im Bereich des Weinbaus und der Weinbereitung.<sup>60</sup>

2. Rebenveredlungsanstalt Durlach: 1901 wurden der Landwirtschaftlichen Versuchsanstalt Augustenberg auch Rebenveredlungsversuche zugewiesen. Am 15. 11. 1903 erhielt Alfred Dümmler die Stelle eines technischen Assistenten. 1907 wurde der erste Anbauversuch mit Pfropfreben unternommen. 1911 begannen die Anbauversuche mit gepfropften Reben überall im Lande. 1911 wurde auch die Rebenveredlungsanstalt erstellt, ferner begannen die ersten Anbauversuche mit Amerikaner-Direkträgern auf Staatsgelände, 1915 auch überall im Lande.<sup>61</sup>

„Insgesamt sind es ca. 100 Versuche bei Kleinwinzern und größeren Gutsverwaltungen, wegen der starken Parzellierung des Besitzes zumeist in kleinerem Umfange schwankend zwischen 2,5 bis 80 ar, insgesamt etwas über 11 ha.“<sup>62</sup>

Bis zur Gründung des Weinbauinstituts hatte Durlach die Aufgabe einer Versuchsanstalt.

3. Rebzuchtanstalt Jesuitenschloß auf den Gemarkungen Merzhausen und (Freiburg)-St. Georgen 1918.<sup>63</sup>

Die Suche nach dem Gelände und die Gründung dieser Anstalt leitete die Gründung der organisatorischen Schlüsselinnovation Weinbauinstitut 1920/21 ein.<sup>64</sup>

1912 beschloß man in Deutschland die Züchtung neuer Sorten. Ziel war es, den Schädigern Widerstand entgegenzusetzen (positiver Rebschutz) und den Rebsatz zu verbessern. 1913 begann man in Baden mit der Kreuzungszüchtung. In Augustenberg war kein geeignetes Gelände da. Die Regierung ging bis 1917 nicht darauf ein, Züchtungen im Weinbauggebiet durchzuführen. Der Krieg hatte in dieser Angelegenheit auch eine hemmende Wirkung. 1917 waren 300 Neuzuchten vorhanden. Jetzt erst stimmte die Regierung der Suche von geeignetem Gelände zu, wie Karl Müller schrieb. 1921 wurde das Gelände am Jesuitenschloß durch Zupachten vergrößert.

4. Im Rahmen der Versuchsanstalt wurden die Untersuchungen des Weines und der Rebschädlingbekämpfungsmittel auf ihre Wirksamkeit fortgesetzt. Vor allem wurde gearbeitet auf dem Gebiete der Erforschung der Vernichtung des Heu- und Sauerwurms und der Peronospera (Konstruktion des Inkubationskalenders)<sup>65</sup>, ferner der Prüfung der Wirksamkeit von Schädlingbekämpfungsmitteln (z. B. Refloritskandal)<sup>66</sup>
5. Eine wesentliche Neuerung war die Umorganisation bzw. Neuorganisation des Pflanzenschutzdienstes in Baden nach bayrischem Vorbild durch Professor Dr. Mach 1909 und seine Installierung bei der Versuchsanstalt Augustenberg.<sup>67</sup> Der Versuch diesen allgemeinen Pflanzenschutzdienst mit dem Reblausbekämpfungsdienst zu verschmelzen, wie es Mach angestrebt hatte, mißlang. Die Regierung lehnte ab, da die Aufgaben zu verschieden seien. Es war zunächst ein allgemeiner Beobachtungsdienst, übernahm aber auch spezielle Aufgaben innerhalb der Frühwarnung vor der Peronospera und dem Heu- und Sauerwurm (Traubenwickler). 1907 und 1908 hatte diese Aufgaben der Reblausbekämpfungsdienst von 1882 übernommen, der schon seit seinem Bestehen auch die Weisung hatte, auch die anderen Rebschädiger (Oidium, Peronospera, Heu- und Sauerwurm etc.) zu beobachten und die Beobachtungen in größeren Abständen weiter zu melden. 1911 wurden zur Früherkennung der Peronospera und nun auch zusätzlich des Heu- und Sauerwurms das Basispersonal beider Institutionen eingesetzt.<sup>68</sup>

Der neue Pflanzenschutzdienst wurde mit dem Buch „Pflanzenschutz nach Monaten geordnet“ des bayrischen Wissenschaftlers L. Hiltner ausgerüstet,<sup>69</sup>

Der Pflanzenschutzdienst bestand aus drei Stufen auf Landes(Staats)ebene: 1. den Vertrauensmännern an der Basis, 2. den Auskunftsstellen (Landwirtschafts-Lehrer (ab 1913 wieder als außerordentlicher Auskunftsstellen auch wieder aus den Weinbaulehrern und den Obstbaulehrern) und 3. der Zentral(sammel)stelle.

Die Lokalbeobachter wurden von der Zentralstelle geschult. Bei den Lokalbeobachtern handelte es sich um praktische Landwirte, speziell ehemalige Winterschüler, Gärtner, Pfarrer.

Diese Vertrauensmänner als Lokalbeobachter waren später das Rückgrat des Beobachtungs- und Meldedienstes. Ohne sie konnte die Bekämpfungsmethode mittels des Inkubationskalenders nicht funktionieren. Nach dem ersten Weltkrieg wurde dieser Dienst reorganisiert.<sup>70</sup>

Die Weiterbildung der verfahrenstechnischen Schlüsselinnovation, chemische

Schädlingsbekämpfung auf der Basis der Kenntnisse der Biologie der Schädiger führte zu einer organisatorischen Neuerung.

Dagegen trat die Mittelinstanz mehr und mehr zurück, nachdem sie 1914-1917 in einem Teil der Fälle nur unzureichend diese neue Variante ihres Rebschutzamtes wahrgenommen hatte, das sie schon seit der Landesverordnung von 1890 als Fachprüfungsinstantz im Auftrag der unteren Instanzen (Bezirksämter) inne gehabt hatte.<sup>71</sup>

Ab 1918 wurden die Spritzauftrufe zentral von Augustenberg (ausgenommen Bodensee: Radolfzell) später von Freiburg für ganz Baden erlassen und in Tageszeitungen, landwirtschaftlichen Fachblättern und über die Bezirksämter durch die Bürgermeisterämter verkündet. Die Terminzettel konnten auch gegen eine Gebühr direkt vom Weinbauinstitut bezogen werden.<sup>72</sup>

6. Eine wesentliche Neuerung war auch die Reblausbeobachtung durch Kolonne ab 1908/09. Jetzt wurden die Rebberge systematisch abgesucht. Bei dem Bekämpfungsdienst von 1882 geschah dies nicht. Danach hatte jedes Kommissionsmitglied ca. 25 ha Reben in den Monaten Juni bis September (einschließlich) auf verdächtige Erscheinungen zu beobachten, die es dem Landwirtschaftslehrer als Mittelinstanz direkt oder über die Gemeindebehörde melden sollte.<sup>73</sup> Auf Grund der Modernisierung der alten Organisation und ihrer Verfahrenstechniken fand man 1913 bei Efringen 2 Herde mit 2,12 ha Fläche. Dümmler schrieb dazu:

„Das späte Auffinden ist dem Umstande zuzuschreiben, daß es im Markgräflerlande infolge des dort allgemein üblichen Vergrubens bei der Verjüngung der Reben zahlreiche und große Wurzelschimmelherde gibt, die häufig untersucht, nichts Verdächtiges ergaben . . .“.<sup>74</sup>

Dümmler war der Ansicht, daß die Reblausherde schon 20 bis 30 Jahre bestanden, ehe sie in ihrer gefundenen Größe entdeckt wurden. Von 1914 bis 1919 wurden keine systematischen Begehungen durchgeführt. Nach Dümmler hatte man bis 1923 43 Herde mit 8,44 ha Seuchenfläche in Baden in den Gemarkungen Efringen, Fischingen, Grenzach, Feldberg, Auggen, Kirchhofen, Pfaffenweiler und Sasbach, davon in Pfaffenweiler 1923 mit ca. 4000 verseuchten Stöcken gefunden<sup>75</sup> (0,065 ‰ der im Ertrag stehenden Rebfläche Badens).<sup>76</sup>

Im Bereich der Ausbildung traten 1911 Neuerungen auf. Man verstärkte den Weinbauunterricht in den Winterschulen, der durch die Weinbaulehrer (zunächst den Weinbaulehrer: bis 1913) erteilt werden sollten. Der Besuch der Winterschulen war fakultativ.<sup>77</sup>

Auch an der Hochburg wurde Weinbauunterricht erteilt; Dümmler war hier 1907 tätig: von 1908–1914 der Obstbaulehrer für die Kreise Lörrach, Freiburg, Offenburg, Karl Bach. Ferner wurden an der Hochburg auch Weinbaukurse für Winzer und Küfer abgehalten, die mit Prüfungen und Zeugnissen mit den Noten „sehr gut“, „gut“, „genügend“ abgeschlossen werden konnten.<sup>78</sup>

Zur Errichtung einer Weinbauschule, wie es der Oberbadische Weinbauverein und die Landwirtschaftskammer gefordert hatte, konnte man sich 1910/11 von Seiten des Staates aus grundsätzlichen und finanziellen Gründen nicht verstehen.



Müllheim, auch Ihringen hatten sich Hoffnungen gemacht. Durch Erlaß vom 1. 12. 1911<sup>79</sup> wurde gefordert, den Weinbauunterricht an den Winterschulen zu verbessern. Der Landwirtschaftslehrer von Offenburg, Huber, setzte daraufhin einen wöchentlichen dreistündigen Unterricht an.<sup>80</sup>

Nach der Dienstanweisung für die Weinbaulehrer von 1913 hatten auch diese Weinbauunterricht zu erteilen.<sup>80</sup>

Im Bereich der Weiterbildung bzw. Basisausbildung der im Beruf stehenden erwachsenen Winzer herrschte große Vielfalt, die den angestrebten Zielen z. T. nicht förderlich war. Das Spektrum in diesem Bereich zwischen Staat, Verbänden und Interessenten der Industrie wird immer groß sein.<sup>81</sup> Was aber negativ zu Buche schlug war die Zersplitterung der staatlichen Aktivitäten, die sich oft nicht ergänzten, manchmal sogar widersprachen<sup>82</sup> und dadurch die Glaubwürdigkeit der propagierten Neuerungen – speziell in der Schädlingsbekämpfung – minderten.

Als neue Institutionen hatten sich neben der Institution des Rebwarts im Taubergrund<sup>83</sup> und den Landwirtschaftslehrern

- 1) die Institutionen der Belehrung durch den Pflanzenschutzdienst und zwar durch die Zentrale, die Auskunftsstellen und die Vertrauensmänner und
- 2) später (1913) die Weinbaulehrer herausgebildet.

Zwischen den beiden letzteren Beratungsinstituten gab es dann auch Reibungsflächen.

Die Belehrung, die durch die neuerrichtete Organisation unternommen wurde, hatte ihre Vorläufer in der Tätigkeit der Versuchsanstalt.

Allerdings war durch die Neuorganisation des Pflanzenschutzdienstes, speziell im Bereich des Rebschutzes, ein systematischer Zug in die Arbeit hineingekommen, der sich fachlich und gebietsmäßig immer mehr ausbreitete und die Nichtunterstellung der Weinbaulehrer unter diese Organisation im Sinne einer zweckmäßigen umfassenden Weinbauberatung über den Bereich des Rebschutzes hinaus als einen großen Mangel empfinden ließ, zumal auch im Rebschutz beide Institutionen manchmal hinsichtlich der Schnelligkeit der Propagierung des technischen Fortschritts verschiedener Meinung waren. Inwiefern Interessengruppen dahinter standen, kann beim gegenwärtigen Forschungsstand noch nicht gesagt werden.<sup>84</sup> Solche Komponenten sind aber nicht ausgeschlossen.

Die Hauptstelle für Pflanzenschutz befaßte sich mit a. mündlicher, b. schriftlicher Massenbelehrung und erteilte Individualauskünfte.

Die mündliche bestand in der Abhaltung (1909–1919) von 55 Vorträgen mit ca. 5800 Teilnehmern und 29 Kursen mit ca. 2000 Teilnehmern (über die verschiedenen Pflanzenkrankheiten und ihre Bekämpfung). Ab 1914 wurden Kurse und Vorträge auch außerhalb der Zentrale in Augustenberg in den Weinbaugebieten, besonders im südlichen Baden, im Kaiserstuhl, in der Markgrafschaft und im Breisgau abgehalten.<sup>86</sup>

Die schriftliche Belehrung bestand in der Veröffentlichung von „Anleitungen“, „Flugblättern“, „Leitsätzen“, „Spritzaufrufen“ (durch die Landwirtschaftslehrer ab 1914, durch die Zentrale ab 1917). Die Form (rezeptartig kurz), nicht die Verbreitung der Inhalte waren neu.

Erst langsam löste man sich in den Jahren 1913–1917 vom „Anleitungsstil“ und



ging zum „Leitsatzstil“ über. Weinbaulehrer Dümmler hatte allerdings in seinen Verlautbarungen schon 1907 diesen moderneren Kurzstil angewandt.<sup>87</sup>

Auf Anweisung des Ministeriums des Inneren verfaßte Karl Müller 1910 die „Anleitung zur Bekämpfung des Heu- und Sauerwurms“, die im Winter 1910/11 in 75 000 Exemplaren über die Bezirks- und Bürgermeisterämter direkt an die Weinbauern verteilt wurden, als Teil der großangelegten Hilfsmaßnahmen. In wesentlichen Punkten wurde der Text dieser Anleitung auch in den Erläuterungsteil der bezirkspolizeilichen Anweisungen übernommen (schon vor der Jahrhundertwende), wie dies bezüglich der Maßnahmen zur Bekämpfung der Peronospera auch schon üblich gewesen war.<sup>88</sup> Neu war die massenhafte Verbreitung der Anleitung als Beratungsmittel. 1914 erschien die Bekämpfungsanleitung betreffs Heu- und Sauerwurm in 2. Auflage,<sup>89</sup> 1913 als Flugblatt No. 1 eine Anleitung zur Bekämpfung der Peronospera unter dem Titel „Die Peronospera der Reben und ihre Bekämpfung“<sup>90</sup>. Das Flugblatt No. 7 „Neuzeitliche Schädlingsbekämpfung“ (2. Aufl. 1917)<sup>91</sup> wurde 1917 unter der Bezeichnung „Leitsätze für die Schädlingsbekämpfung“ im „Badischen Landwirtschaftlichen Genossenschaftsblatt“ im „Badischen Landwirtschaftlichen Wochenblatt“ und in „Der Wein am Oberrhein“<sup>92</sup> herausgebracht.

Damit war der Übergang zur „Leitsatzreform“ auch von Seiten der Hauptstelle erreicht. Alle Elemente des Übergangs in die neue Organisationsform – Pflanzenschutz/Rebschutzdienst – im Rahmen des Weinbauinstituts waren vorhanden. Zum Schluß soll noch der Inkubationskalender erwähnt werden. Auch er ist eine wesentliche Neuerung in verfahrenstechnischer Hinsicht entwickelt für den Pflanzenschutzdienst in seiner speziellen Aufgabe des Rebschutzes.

Die Aktivitäten der Weinbaulehrer als zweite Hauptsäule der Beratung – auch über den Rahmen des Pflanzenschutzes hinaus – waren folgende:

Beratung der Winzer im Weinbaugebiet in Fragen der Bodenbearbeitung, der Anlage und Pflege der Weinberge, der Weinbereitung und Kellerbehandlung. Ferner sollten sie auf die Bedeutung der behördlichen und gesetzlichen Vorschriften hinweisen und an ihrer Durchführung mitwirken, Rebschulen zu überwachen.<sup>93</sup> Sie hielten Vorträge und praktische Übungen ab, z. B. Spritzkurse auch zur Schulung von Kommunikatoren, sie schrieben Aufsätze in den Fachzeitschriften, verfaßten Informationsmaterial in der Form von Merkblättern zur Schädlingsbekämpfung, oder zur Lese und Weinbereitung. Ferner versuchten sie, Musterweinbergstücke bezüglich der Schädlingsbekämpfung z. B. von ausgesuchten Winzern anlegen zu lassen.

Diese Stücke sollten Demonstrationszwecken dienen.

Hinsichtlich der Merkblätter Dümmlers wären hier zu nennen: „Merkblatt über die Bekämpfung der Blattfallkrankheit der Reben“ (Peronospera viticola)<sup>94</sup> und das „Merkblatt für die Traubenlese, Weinbereitung und Behandlung der Fässer und Herbstgeschirre“.<sup>95</sup>

### *III Die Innovationsversuche in der Organisation des badischen Weinbaus zu Beginn des Jahrhunderts*

#### Allgemeines

In der Organisationsstruktur der staatlichen und verbandlichen Weinbauförderung mußte ein Wandel eintreten, wollte der badische Weinbau in der Form des Qualitätsweinbaus nicht auf ein Inseldasein einiger Weingüter zurückfallen. Die Rückständigkeit der Weinbautechnik<sup>96</sup>, der Interessenvertretung der badischen Weinbauern, trotz aller bewundernswerten Anstrengungen des Oberbadischen Weinbauvereins und des Badischen Weinbauverbandes von 1913<sup>97</sup> und der staatlichen und landwirtschaftskammerlichen Weinbauförderung mußten überwunden werden. Die vielen Entscheidungszentren mit kleinerem oder größerem Wirkungsbereich und Einflußsphäre bei Staat und den Verbänden mußten verschwinden. Schlüsselinnovationen<sup>98</sup> im Bereich des Staates und der Weinbauverbände waren notwendig für ein gedeihliches Voranschreiten von Weinbau, Weinausbau und Vermarktung. Darauf hatte Karl Müller (Freiburg) in seiner Ansprache in Munzingen vor Mitgliedern des Oberbadischen Weinbauvereins am 4. Mai unmißverständlich hingewiesen.<sup>99</sup> Der Krieg hatte diese Notwendigkeit noch dringlicher gemacht, und der Ausgang des Krieges gab die Möglichkeit, die langgewünschten Voraussetzungen gegenüber dem Staat durchzusetzen.<sup>100</sup> Die verbandliche Einigung war allerdings damals nicht, d. h. noch nicht erreichbar. Beide Anliegen waren eng miteinander verkoppelt. Die Einigkeit der Interessenten, ein wissenschaftliches Institut durchzusetzen, mußte zunächst erreicht werden, die Frage der Trägerschaft stellte sich dann in zweiter Linie<sup>101</sup> und wurde dann auch nach den Vorstellungen des Staates und Müllers (Freiburg) entschieden und nicht nach denen Müllers (Karlsruhe).

#### *1. Innovatorische Neuerungen durch das Badische Weinbauinstitut*

Die Ziele, welche bei der Gründung des Weinbauinstituts vorschwebten in der Munzinger Ansprache, den Denkschriften an die Stadt Freiburg und das Ministerium des Innern, dem Spendenaufrufentwurf und dem Spendenaufruf von 1919, dem Artikel in der Badischen Landeszeitung „Badisches Weinbauinstitut, Weinbau-schulen, Rebschulen“ von 1920 und den Landtagsreden, wurden z. T. sofort, z. T. erst sehr langsam erreicht.<sup>102</sup>

#### Verbesserung durch Intensivierung der Forschung und Sicherung der badischen Forschungsbelange

Entscheidend war die Gesamtverbesserung des Weinbaus unabhängig vom Herannahen der Reblausseuche die die Regierung 1918 noch für das alleinige Kriterium hielt<sup>103</sup>, sollte durch die Verbesserung des Weinbaus erreicht werden. Düngung, Bodenbearbeitung, Rebenerziehung, aber zunächst die Schädlingsbekämpfung sollten gründlich erforscht werden. Die Schädlingsbekämpfung – außerhalb des Bereichs der Reblausbekämpfung – war der Angelpunkt zur Verbesserung der Sicherung der Rebenernten. Hier taten Forschung und Belehrung not und sie wur-

den von den Vertretern des badischen Weinbaus gefordert. Müller schrieb dazu in seiner Denkschrift an die Stadt Freiburg 1919:

„Die Schaffung eines Weinbauinstituts steht mit dem stärkeren Umsichgreifen der Reblaus nur in einem losen Zusammenhang. Nicht die Reblausseuche, sondern die Peronosperakrankheit verursacht uns die Millionenschäden, weil die Winzer eben doch nicht eingehend genug mit der Unterdrückung dieser Krankheit vertraut sind . . . Wir stehen den Krankheitserregern . . . heutzutage nicht mehr, wie bis vor kurzem, ziemlich ohnmächtig gegenüber. Wir wissen jetzt, daß man selbst in ungünstigen Jahren nahezu so viel Erträge erhalten kann, wie in günstigen, wenn man nur einen neuzeitlichen Weinbau und neuzeitliche Schädlingsbekämpfung betreibt. Wir haben in Baden Wein güter, die in schlechten Jahren 84 % von dem herauswirtschaften, was sie in guten Jahren erhielten, während das Land Baden in schlechten Jahren nur 37 % von dem erntete, was es in guten Wein jahren bekam. Mit anderen Worten: Ein neuzeitlicher Weinbau ließe die Erträge des Landes ganz gewaltig steigern und würde die Lust und Liebe der Winzer zum Weinbau wieder heben . . . Die Vertreter des badischen Weinbaus stehen darum nach wie vor auf dem Standpunkt, daß eingehende Forschung und Belehrung, wie sie nur in einem besonderen Institut möglich ist, für den badischen Weinbau ein dringendes Bedürfnis ist . . .<sup>104</sup>

Ferner war vorgesehen das „Studium der badischen Rebsorten und Anlage eines Sortiments, die Züchtung neuer Rebsorten mit größerer Krankheitswiderstandsfähigkeit, der Anbau neu gezüchteter Sorten . . . und auch empfehlenswerter Sorten anderer Züchter, Beobachtung der Eigenschaften dieser Reben und Prüfung der daraus erzielten Weine, Anbauversuche ausgewählter Sorten in verschiedenen Teilen des Landes unter verschiedenen klimatischen Bodenverhältnissen, Vermehrung der heimischen Rebsorten durch Samen und Selektion der Pflanzen, Selektionierung ertragreicher Reben der verschiedenen Landesteile, Vermehrung und Abgabe von besonders fruchtbaren Stöcken. Herstellung veredelter Reben (. . . Durlach), vergleichende Anbauversuche mit gepfropften und ungepfropften Reben, Untersuchungen über die Gärungsorganismen und Krankheitserreger der Weine.“ Ein umfangreiches Programm, das mit Aussicht auf Erfolg nur von einem Entscheidungszentrum gesteuert werden konnte, sollte es nicht versanden.

Die Lösung der Hybridenfrage und der Einführung der Pfropfrebe wurde in den nächsten Jahren (1924) in Baden einer ersten Lösung im größeren Umfange nähergebracht, d. h. die Anpflanzung bestimmter Hybriden und die Umstellung auf Pfropfreben freigegeben. Große Widerstände waren zu überwinden, da man durch die Einführung der Pfropfrebe eine Qualitätssenkung befürchtete. Helmut Becker hat darauf nachdrücklich hingewiesen. Dümmler hat sich zu beiden Problemen 1924 ausführlich geäußert.<sup>105</sup> Eine gezielte Arbeit in der Rebenzüchtung, Rebenveredlung und Hybridenüberprüfung trat neben die Arbeit am Gesamtkomplex Rebschädlingsbekämpfung.<sup>106</sup> Dümmler wurde mit zu diesem Zweck 1922 nach Freiburg versetzt, um als Fachmann in Fragen der Rebenveredlung in Freiburg tätig zu sein.

Eine straffe Unterstellung aller Anstalten des Komplexes Badisches Weinbauinstitut innerhalb und außerhalb Freiburgs in Baden war dringend notwendig und wurde auch erreicht. Ein Fehler, der Mangel einer Untergliederung in Abteilungen in Freiburg, wirkte sich sehr ungünstig aus, er konnte 1928 durch das Ministerium bereinigt werden. Die personelle und aufgabenmäßige qualitative und quantitative Verbreiterung der Arbeit verlangte diese Kammerung, um den reibungslosen Ablauf

bei der Vielzahl der Aufgaben, Kontakt nach außen und der vermehrten Arbeit im Sinn der ursprünglichen Aufgabenstellung von Forschung und Lehre (Erwachsenenbildung) zu bewältigen.<sup>107</sup>

#### Verbesserung durch Zentralisierung der Belehrung

Nicht nur die Forschung mußte und konnte verbessert werden, auch die Beratung, wenn die staatlichen Weinbauaktivitäten einem Entscheidungszentrum mit Richtlinienkompetenz unterstanden (fachlich und räumlich).

Das Abhalten der Kurse, Vorträge, die Herausgabe von schriftlichem Material in Form von Leitsätzen, Spritzaufrufen, Aufsätzen, das Abhalten von Vorträgen in enger Zusammenarbeit auch mit den Winzervereinigungen, konnte nun zentral geplant und durchgeführt werden und wurde 1929 auch regionalisiert<sup>108</sup>. Es wurde nun noch gezielter gearbeitet als vor der Gründung des Weinbauinstituts. Die staatliche Weinbauförderung sprach mit einer Stimme und verkündete nicht nebeneinander evtl. verschiedene Meinungen über die Zweckmäßigkeit von Maßnahmen, speziell auf dem Gebiet der Schädlingsbekämpfung.<sup>109</sup>

Die Vorträge und praktischen Vorführungen wurden u. a. auch aktuellen Gegebenheiten angepaßt (Maßnahmen nach Frösten, Maßnahmen gegen Schädlinge: Spritzen, Aufklärung über die beste Art der Bekämpfung und die Brauchbarkeit der Mittel).<sup>110</sup>

Die Kurse vermittelten immer den neuesten Stand der Weinbau- und Kellerwirtschaftstechniken. Diese Kurse wurden in Freiburg und in den Weinbaugebieten abgehalten (z. B. Gaisbach b. Oberkirch, Kappelrodeck, Ihringen, Staufen, Hagnau, Bermatingen, Offenburg).

Nicht zu vergessen ist die große Zahl der direkten Korrespondenzen zwischen Edelwein-Winzern, Weingütern, auch Hybridenanpflanzern und dem Institut in Freiburg, über Fragen des Weinbaus, speziell besonders der Schädlingsbekämpfung.<sup>111</sup>

#### Verbesserung durch Standortverlagerung und Anlehnung an universitäre Einrichtungen

Forschung und Lehre hatte in Freiburg wesentlich größere Möglichkeiten als in Augustenberg, auch wenn das neue Institut als selbständige Einrichtung dort verblieben wäre, weit ab von den bedeutendsten Weinbaugebieten Badens. Wissenschaft konnte nicht gedeihen ohne Versuchsbetrieb im Rebgebiet. Ferner waren die Versuche und Musteranlagen fester Bestandteil im Rahmen der Beratung der Winzer durch unmittelbare Anschauung. Die schriftliche und mündliche Auskunfterteilung war nach Müller besser gewährleistet durch den Sitz des Instituts im Herzen der badischen Hauptweinbaugebiete Markgrafschaft, Kaiserstuhl, Breisgau, Ortenau und Bodenseegebiet<sup>112</sup> und nicht in Augustenberg oder auch in Müllheim oder Blankenhornsberg, wie Interessenten der Markgrafschaft oder der Landwirtschaftskammer meinten.<sup>113</sup>

Während sich in Augustenberg an dem Kurse beteiligten: 1911 : 34 Teilnehmer, 1912 : 25 Teilnehmer, 1917 : 55 Teilnehmer, 1918 : 66 Teilnehmer, waren in Freiburg trotz der ungünstigen Reise-, Verpflegungs- und Unterkommensverhältnisse 185 Teilnehmer“<sup>114</sup>

gekommen. Der Kurs fand 1919 in Freiburg statt.

Die Standortfrage hatte für Müller, bezogen auf Freiburg, noch eine weitere Bedeutung. Er hatte die Idee, das Institut eventuell an die Universität lose anzugliedern, wie das Tierhygienische Institut. Zuerst war sein Gedanke selbst so weit gegangen, es vielleicht zur Keimzelle einer zukünftigen Freiburger Landwirtschaftlichen Fakultät zu machen. Ein Gedanke, dem durch die Neuregelung der Hochschulprobleme bezüglich Land- und Forstwirtschaft zwischen Baden und Württemberg 1920 der Boden entzogen wurde.<sup>114</sup>

Müller (Freiburg) hatte auch an Vorlesungen an der Universität für Verwaltungsbeamte und Volkswirtschaftler gedacht, wie er in seiner Denkschrift an die Stadt Freiburg 1919 betonte. 1920 bemerkte er dazu noch, daß ein enger Zusammenhang mit der Universität notwendig sei, schon wegen des geistigen Austausches und der „Beschaffung der . . . nötigen Literatur“. Auch 1920 meinte er in diesem Zusammenhang: „Vielleicht ist auch eine lose Angliederung des Weinbauinstituts an die Universität nutzbringend.“<sup>115</sup>

#### Verbesserung durch regionale Verbreitung der Ausbildung in Verbindung mit der Forschung

Müller (Freiburg) sieht die Ausbildung im Weinbau und Kellerwirtschaft in engem Zusammenhang mit der Forschungstätigkeit des neuen Instituts in Freiburg, welches er zu gründen gedachte. Er wollte das Institut von regulären Unterrichtsaufgaben entlasten und nicht eine Weinbauschule angliedern, wie dies in den anderen deutschen Staaten der Fall war. Er meinte in Munzingen sogar, daß zunächst vielleicht „mehrwöchige Kurse genühten“, eine Weinbauschule brauche man nicht. Kurse seien billiger.<sup>116</sup> Allerdings ist er für eine enge Zusammenarbeit mit den Winterschulen. Die zunehmende Ausdehnung des Weinbauunterrichts, was die regionale Verbreitung, wie auch die Zahl der Stunden betrifft,<sup>117</sup> die von den Weinbauinspektoren/-lehrern gegeben wurden, zeigt dies.

Karl Müller selbst arbeitete an dem ersten gemeinsamen Lehrbuch für die Landwirtschaftsschulen Badens mit. In diesem „Landwirtschaftlichen Lehrbuch, zugleich Handbuch für praktische Landwirte“ der Landesökonomieräte verfaßte er den Abschnitt „Pflanzenkrankheiten – Pflanzenschutz“, der die Seiten 149 bis 207 umfaßte.<sup>118</sup> Er äußerte sich 1920 in der Badischen Landeszeitung zu dem Problem. Allerdings ist hier nicht ganz klar, ob er verbesserte Winterschulen meint, wenn er von Weinbauschulen spricht. Generell zeigt es aber seine Einstellung hinsichtlich der Grundausbildung der Winzer noch vor Errichtung des Weinbauinstituts. Er schrieb damals:

„Müllheim und Blankenhornsberg wären . . . die geeigneten Plätze für Weinbauschulen. Diese haben die Aufgabe, die Söhne badischer Rebbauern mit dem praktischen Weinbau bekannt zu machen und ihnen bei dieser Gelegenheit auch ein Mindestmaß an theoretischem Wissen über Weinbau und Kellerwirtschaft beizubringen, in ähnlicher Weise wie die Zöglinge der Landwirtschaftsschulen die Grundzüge der Landwirtschaftslehre in Theorie und Praxis kennen lernen sollen. Für



solche Weinbauschulen eignen sich natürlich Städte wie Freiburg weniger, dagegen Plätze mitten im Reb Gelände. Die Rebanlagen der Weinbauschulen sollen in erster Linie dem rationellen Weinbau gewidmet sein; sie sollen das, was sich bei den Versuchen des Badischen Weinbauinstituts bewährt hat, der Allgemeinheit zugänglich machen. Es wäre zu begrüßen, wenn in jedem größeren Weinbau gebiet eine derartige Weinbauschule entstünde, die in Verbindung mit dem Weinbauinstitut an der Förderung des badischen Weinbaus arbeiten würde.“<sup>119</sup>

Die Raum- und Personalfrage behinderte die Arbeit – speziell die wissenschaftliche<sup>120</sup>. Generell kann aber gesagt werden, daß die Forschung, die Ausbildung, die Erwachsenenbelehrung, die Versuchstätigkeit durch die Gründung eines selbständigen wissenschaftlichen Instituts mit einem eigenen Publikationsorgan („Weinbau und Kellerwirtschaft“) ab 1922<sup>121</sup> inmitten des badischen Haupttrebgebietes einen großen Aufschwung nahmen und das Institut von den Winzern sehr gerne angenommen wurde.

Die Zusammenfassung aller forschenden und lehrenden Aktivitäten unter Ausschluß derjenigen der Landwirtschaftskammer in ihren Musteranlagen und der Ausbildungstätigkeit auf Blankenhornsberg<sup>122</sup> konnte erreicht, die Zusammenfassung der Weinbauförderung außerhalb des Bereiches der berufsständischen Organisationen konnte verwirklicht werden. Selbst mit den landwirtschaftlich/weinbaulichen Organisationen kooperierte man informell über die Winzer und durch das Abhalten von Vorträgen, die Mithilfe bei der Gründung von Ortsgruppen<sup>123</sup> und formell über den Beirat. Dieser war ein Kontrollorgan in dem Sinne, daß er die Interessen der Winzer in die Arbeit des Instituts einzubringen versuchte und vor ihm auch Rechenschaft über die Arbeit des Instituts abgelegt werden mußte. Im Statut hieß es knapp: „Dem Institut wird zwecks inniger Zusammenarbeit mit den Kreisen des Weinbaus ein Beirat beigegeben.“ In der Denkschrift an die Regierung lautet die Formulierung:

„Es wird zweckmäßig sein, dem Institut zur Verwaltung ein Kuratorium beizugeben, um denjenigen Kreisen, die durch größere Stiftungen zur Unterhaltung des Instituts beitragen, die Möglichkeit zu geben, ihre Ansichten und Wünsche auszusprechen. Für das Kuratorium, das aus etwa 10 Personen bestehen könnte, wären z. B. zu ernennen je ein Vertreter der Stadt Freiburg, ferner der Kreise mit Weinbau, der landwirtschaftlichen Verbände, sofern sie sich durch Stiftungen beteiligen, und einzelne besonders sachverständige Weingutsbesitzer. Gleichzeitig würde durch das Kuratorium die ständige Verbindung des Instituts mit den Interessenten der Praxis gewährt bleiben.“<sup>124</sup>

Der Finanzierungsmodus hatte u. a. diese engere Verbindung notwendig gemacht, ohne finanzielle Zuwendung von Privatseite wäre der Badische Staat 1920 nicht bereit gewesen, ein wissenschaftliches Institut für die Förderung der wirtschaftlichen Belange einer Bevölkerungsgruppe zu installieren. Die Spendenaufrufe von 1919 und die Verhandlungen mit der Stadt Freiburg und auch der Stadt Offenburg zeigen in aller Eindeutigkeit die Wurzel dieses Sachverhaltes. In der Arbeit „Die Reaktion der im Weinbau tätigen Bevölkerung in Baden von 1885–1933 auf staatliche und verbandliche Maßnahmen“ wurden diese Tatbestände eingehend beschrieben. -

## 2. Innovationsversuche im Bereich der Interessenvertretung

### Vorgänge 1919/20

Waren mit der Gründung des Badischen Weinbauinstituts Verbesserungen in den wissenschaftlichen und praktischen Grundlagen der Produktionssteuerung und der Verbesserung der Strukturbedingungen auf lange Sicht eingeleitet worden, so sollte die zweite Innovation im Bereich der Organisation dazu dienen, die Maßnahmen der Preisregelung, Absatzförderung und weinrechtlichen Steuerung, aber auch allgemeinsteuerrechtlicher Regelungen im Sinne der Produzenten zu optimieren bei gleichzeitigem sich langsam verstärkenden Organisationsgrad in einer einheitlichen Vertretung zur Durchsetzung absatz- und steuerpolitischer Belange.

Lang- und kurzfristige Probleme standen damals zur Lösung an, und eine schlagkräftige Organisation mit breiter Verankerung regional und personell in der Winzerschaft war erwünscht. Ohne interessenpolitische Absatzbeeinflussung war eine Veränderung der Produktionsstruktur nicht sehr effektiv, Dies um so mehr, als man vom Quantitätsweinbau und der Hybridenkalamität wegkommen wollte zum Edelweinbau auf der Basis ständig gesteigerter Qualität (Qualitätsweinbau). Sowohl lang- als auch kurzfristig (Beschränkungen im Krieg und nach dem Krieg und bedingt durch die Bestimmungen von Versailles)<sup>125</sup> war dies notwendig.

Müller sprach dies in Munzingen am 4. 5. 1919 deutlich aus:

„Der zukünftige Existenzkampf legt den Winzern aber auch nahe, sich zusammenzuschließen, um gemeinsame Interessen mit um so größerem Nachdruck verfechten zu können. Wir haben in Baden nun zwar eine ganze Reihe von Weinbauvereinigungen mit z. T. schon langjähriger, erfolgreicher Tätigkeit, die aber alle mehr oder weniger unabhängig voneinander tätig waren und darum nicht das erreichten, was durch einen Zusammenschluß hätte erreicht werden können. Darum sollte durch eine Vereinigung aller Winzervereine ein badischer Winzerverband entstehen. Daß das nötig ist, wird wohl rückhaltlos von allen Winzern anerkannt. Dieser badische Winzerverband soll dann die Berufsorganisation des badischen Weinbaus darstellen, er soll für die Anerkennung der Bedeutung des badischen Weinbaus eintreten und in allen Fragen des Weinbaus und des Weinhandels als die zuständige Instanz beratend mitzuwirken haben. Im Zusammenhang mit der staatlichen Weinbauförderung wird er die schwere Arbeit, die uns die Zukunft bringen wird, mit bewältigen helfen.“<sup>126</sup>

Müller ergriff auch sofort die Initiative bzw. hatte schon vor dem 4. 5. recherchiert bei den Vorsitzenden der badischen Weinbauorganisationen, die sich nicht ablehnend verhielten, zumal aktuelle Probleme wie z. B. die Höchstpreisregelung anstanden.<sup>127</sup> Das aufkommende Bestreben, die Kellerwirtschaft zu verbessern, mußte in der Praxis der Winzer sich in verbessertem Absatz niederschlagen können.<sup>128</sup>

Das Ringen um den Zusammenschluß geriet in den Strudel zu vieler ungelöster Probleme, die das Weinfach von außen mitbestimmten. Es waren dies:

1. Die völlig in Fluß befindliche Konstellation des Zusammengehens und Zusammenschlusses von landwirtschaftlichen Verbänden zu Arbeitsgemeinschaften mit und gegen die Badische Landwirtschaftskammer, besonders dann, wenn die Verbände der Ansicht waren, daß sie von der Landwirtschaftskammer überverteilt würden, d. h. wenn die Landwirtschaftskammer sich anschickt, im Namen der Verbände zu sprechen.<sup>129</sup>

2. Die noch ungelöste Frage der evtl. Übernahme der gesamten Landwirtschaftsförderung durch die Landwirtschaftskammer.<sup>130</sup>
3. Das Aufbegehren der Landwirtschaftskammer gegen den staatlichen Bürokratismus der überkommenen Verhältnisse im Staat und das Bestreben, den gleichen Status zu erlangen wie die Industrie- und Handelskammern.<sup>131</sup>
4. Das spezielle Mißtrauen des Badischen Bauernvereins gegen Bestrebungen, seine Macht zu beschränken in einer Zeit, da der Staatsapparat sie nicht mehr beschränken durfte. Man wollte nicht unter den Wagen kommen, in einem Augenblick, in dem man es gar nicht mehr nötig hatte mit anderen Interessenverbänden zur Durchsetzung seiner Forderungen zusammenzugehen. Das Interesse an der Basis scheint in dieser Hinsicht, soweit sich darüber in Spuren etwas sagen läßt, etwas anders gelagert gewesen zu sein.
5. Der Kampf Müllers (Freiburg) um die Errichtung des Weinbauinstituts unter der Maßnahme der Gewinnung aller landwirtschaftlichen Institutionen. Nur so konnte die Idee in die Praxis umgesetzt und dem Staat eine wissenschaftliche Einrichtung durch die Interessenten abgetrotzt werden. Dabei war noch zu beachten, daß das vom Staat zur Voraussetzung gemachte finanzielle Engagement nicht in dem Maße sich zeigte, wie man von Seiten der Verbände gehofft hatte.
6. Die starke Stellung Müllers (Karlsruhe) als Direktor der Landwirtschaftskammer als Präsident des Badischen Weinbauverbandes, und ab 1921 auch als Präsident des Deutschen Weinbauverbandes.<sup>132</sup> Müller (Freiburg) hatte keine Hausmacht, sondern nur seinen guten Ruf als Fachmann und engagierter Vertreter der Interessen der Weinbauern. Ohne die Landwirtschaftskammer und den Badischen Bauernverein war aber nichts zu erreichen. Beide hatten jedoch divergierende Meinungen über den Grad der Bedeutung ihrer Organisationen und die Berücksichtigung dieser Gegebenheiten in den Entscheidungsgremien des von Müller (Freiburg) im Interesse der badischen Weinbauern erstrebten Verbandes. Das Ringen um diese Schlüsselinnovation dauerte vom März 1919 bis zum Januar 1920 und ist in der Arbeit: „Die Reaktion der im Weinbau tätigen Bevölkerung in Baden von 1885 bis 1933 auf staatliche und verbandliche Maßnahmen“ chronologisch eingehend analysiert worden.<sup>133</sup>

Karl Müller (Freiburg) wendet sich in seinem Bemühen um Vereinigung aller Winzer Badens zunächst an den Direktor des Badischen Bauernvereins Aengenheister, den Präsidenten des Oberbadischen Winzerverbandes Münsterpfarrer Albert Nessler, Insel Reichenau († 1922), den Vorsitzenden des Affenthaler Winzerverbandes Friedrich Kern, Bühlertal und Herrn Weinbauvereinsvorsteher Bronner, Wiesloch. Müller ging bei dem Zusammenschluß davon aus, daß die bisherigen Vereine als Sektionen des gesamten Vereins bestehen bleiben. Sein Vorbild dabei ist der Badische Schwarzwaldverein unter seinem Präsidenten Oberbürgermeister (von Freiburg/Brsg.) Dr. Dr. hc. Thoma. Müller betont, daß er mit seinem Vorschlag bei allen Vereinen Zustimmung gefunden habe, auch beim Oberbadischen Weinbauverein. Der Badische Bauernverein unter Aengenheister verhielt sich nicht ablehnend, war aber erst nach einigem Zögern zu gewinnen.

Aengenheister vom Badischen Bauernverein fand am 22. 3. 1919 den Gedanken

des Zusammenwirkens gut. Prinzip sollte sein, getrennt bleiben unter einer gemeinsamen Spitze. Von einer Auflösung seiner Winzerorganisation hielt er wie auch später z. B. 1922, nichts.<sup>134</sup> Wesentlich sei, daß bei einem Zusammengehen die Mitgliederzahl der Verbände berücksichtigt wird und nicht nur die Anzahl der Vereinigungen unabhängig von der Mitgliederzahl. Bronner (Wiesloch) und Albert Nessler (Insel Reichenau) waren sehr für den Zusammenschluß. Nessler lobte Karl Müller als einen um den badischen Weinbau ehrlich bemühten Menschen. Nessler betonte, daß der Zusammenschluß sehr sinnvoll sei, da das wissenschaftliche Institut gegründet werden sollte, Bronner betonte, daß es entscheidend sei, daß alles Politische, d. h. Parteipolitische ausgeschaltet bleibe, man sich nur auf das wirtschaftspolitische der Winzerbelange konzentriere. Am 4. 5. hatte Müller (Freiburg) in Munzingen gesprochen; am 8. 5. wendet er sich in gleichlautenden Briefen an Zöllin vom Genossenschaftsverband und Aengenheister vom Badischen Bauernverein und legt sein Konzept der Organisation des neuen Verbandes vor. Es handelt sich dabei um das Konzept des Zusammenschlusses ohne Aufgabe der Selbständigkeit nach dem Modell des Badischen Schwarzwaldvereins.<sup>134a</sup> Sein Ziel ist die Steigerung der Rentabilität des badischen Weinbaus, zu erreichen durch neuzeitlichen Weinbau. Dies ist aber nur möglich bei gleichmäßiger Verteilung der Kurse und Vorträge der Beratung über alle Weinbaugebiete. Notwendig ist, daß der Verband die Interessenvertretung des badischen Weinbaus bei den zuständigen Stellen wahrnehmen wird. Dazu sei es notwendig, daß der Verband möglichst viele Mitglieder habe. Der Verband müsse völlig unpolitisch sein. Jedes Mitglied des Gesamtvereins ist Mitglied eines angeschlossenen Teilvereins. Die Unterorganisationen zahlen an die Spitze Mitgliedsbeiträge; ferner seien nötig Unterstützungen durch die Regierung, die Landwirtschaftskammer und die angeschlossenen Verbände. Sitz sollte Freiburg/Brsg. sein, Verbandsorgan die in Aussicht genommene Zeitschrift für badischen Weinbau und Kellerwirtschaft. Am 19. 5. wird bei der Sitzung der dem Bauernverein angeschlossenen Winzervereinigungen beschlossen „in Verhandlungen über den Zusammenschluß der in Baden bestehenden Weinbauorganisationen einzutreten“. Aengenheister hatte auch einen Satzungsentwurf ausgearbeitet und Karl Müller (Freiburg) in Augustenberg zukommen lassen. Dieser Satzungsentwurf des „Verbandes badischer Weinbauvereinigungen“ beinhaltete, daß die Selbständigkeit der verschiedenen Weinbauvereinigungen trotz ihrer Zugehörigkeit zum Dachverband voll gewahrt bleibe. Mitglied kann man nur über eine Teilorganisation werden und nicht auch direkt, wie noch Karl Müller vorgeschlagen hatte. Der Ausschuß besteht aus je einem Vertreter der angeschlossenen Vereinigungen. Die durch die Teilnahme an Veranstaltungen des Dachverbandes entstehenden Kosten habe jede angeschlossene Weinbauvereinigung selbst zu zahlen. Es war also nicht an Staatszuschüsse oder solche der Landwirtschaftskammer Badens gedacht. Karl Müller wollte am 1. 7. 1919 eine Vorbesprechung für die Gründungsversammlung in Freiburg/Brsg. ansetzen und lud dazu Zöllin, Schnepf, Müller (Karlsruhe), Krafft (Schallstadt), Nessler (Reichenau) ein. Schon aus einem Brief Müllers (Freiburg), einen Tag nach der Absendung der Einladung, vom 26. 6. für den 1. 7. am 27. 6. wird deutlich, daß Müller (Karlsruhe) die Überlegungen zur Gründung eines Gesamtverbandes in für ihn brauchbare Bahnen lenken wollte. Am 4. 7. 1919 wurde

in Waldulm eine gemeinsame Versammlung des Unterausschusses für Weinbau (der Badischen Landwirtschaftskammer) und von Müller (Karlsruhe) Badischem Weinbauverband abgehalten, in dem die von Müller (Freiburg) angeschriebenen Herren mit ihren Vereinigungen inkorporiert waren. Eine Kehrtwendung bahnte sich an. Es soll der schon bestehende Verband (von 1913) ergänzt bzw. erweitert werden. Es wird dann nur noch diskutiert – und dies von Müller (Karlsruhe) in dessen Satzungsentwurf auch festgelegt – um „eine Erweiterung der Zahl der Ausschußmitglieder aufgrund der Mitgliederzahlen der einzelnen Vereine, wobei eine Höchstzahl der Vertreter (für einen Verein) als unumgänglich erscheint.“ Am 31. 10. 1919 kommt als Drucksache No. 273 der Landwirtschaftskammer der Entwurf einer „Satzung für den Badischen Winzerverband“ heraus. Der Entwurf der Satzung sah vor, daß der Verband aus Weinbauvereinigungen, Weinbaugenossenschaften, Körperschaften und Einzelmitgliedern bestehen soll, die keinem Verein angeschlossen sind. Der Vorstand sollte aus fünf gewählten Mitgliedern, einem Vertreter der Landwirtschaftskammer, sowie für Stellvertretern bestehen. Der Ausschuß sollte aus Vertretern der angeschlossenen Weinbauvereinigungen mit mehr als 100 Mitgliedern, aus fünf Vertretern der Landwirtschaftskammer und den zu wählenden Sachverständigen sich zusammensetzen. Die Weinbauvereinigungen sollten für die ersten 300 Mitglieder einen und für jede angefangenen oder vollen 300 Mitglieder einen weiteren Vertreter im Ausschuß haben, doch nur bis zur Höchstgrenze von fünf Mitgliedern.

Der Ausschuß sollte vom Vorstand nach Bedarf auf schriftlichen Antrag von mindestens fünf Ausschußmitgliedern einberufen werden. Er sollte beschlußfähig sein, wenn mindestens 50 Prozent der Ausschußmitglieder zugegen waren.

Hier waren sehr gravierende Punkte zugunsten des alten Verbandes und der Landwirtschaftskammer verankert worden. Am 7. 12. sollte dieser neue Verband von Müllers (Karlsruhe) Vorstellungen gegründet werden. Der Badische Bauernverein war zu dieser Versammlung nicht eingeladen worden. Auf Grund dieser Vorkommnisse verlangte der Bauernverein und der Genossenschaftsverband die Einberufung des Unterausschusses für Weinbau, dessen Vorsitzender Frh. v. Gleichenstein war. Derselbe war auch Vorstandsmitglied des Genossenschaftsverbandes des Badischen Bauernvereins. Gleichzeitig betonte Aengenheister, er werde bei Beibehaltung der Statuten bei einer Gründung dieses Verbandes 8 Tage später einen „Badischen Rebbauernverband“ gründen. Ferner verlangte er, wie auch der Genossenschaftsverband, daß ein Antrag eingebracht werde, der feststellt, daß es Sache der bestehenden Verbände ist, die Form des Zusammenschlusses zu wählen, die sie für angemessen für ihre Belange erachteten. Am 12. 12. 1919 tagte der Unterausschuß für Weinbau der Landwirtschaftskammer und der Badische Weinbauverband in Offenburg. Karl Müller-Freiburg war auch anwesend. In dem von Karl Müller (Karlsruhe) autorisierten Protokoll der Tagung hieß e, daß man sich einig sei, daß der Badische Winzerverband Badischer Weinbauverband heißen solle, die Geschäftsführung wie bisher bei der Landwirtschaftskammer liege, Sitz Karlsruhe sei und Ort der Gründungsversammlung Ihringen a. K. sein sollte. Der Antrag des Bauernvereins/Genossenschaftsverbandes sei durch die Sitzung gegenstandslos geworden. Am 22. 12. berichtete Müller (Freiburg) Aengenheister über die wahre



Sachlage und seinen Standpunkt auf der Tagung in Offenburg und daß die Einstimmigkeit keine Realität sei, sondern der Ausdruck des Wunsches Müllers (Karlsruhe) in seinem Sinne Einheit zu verstehen. Müller schrieb am 2. 1. 1920 an die anderen Teilnehmer von Offenburg und stellte seinen in Offenburg eingenommenen Standpunkt und den eigentlichen Ablauf des Geschehens dar. Im Laufe des Monats fand zwischen Müller (Freiburg) und Müller (Karlsruhe) schriftlich eine sehr heftige Auseinandersetzung statt, in der einer den anderen der Zersplitterung der Kräfte bezichtigte und jeder seinen Standpunkt verteidigte. Müller (Karlsruhe) verteidigte die Rechte der Landwirtschaftskammer und ihren Standpunkt, Entscheidungsgeber in Sachen der Landwirtschaftsförderung – so auch der Weinbauförderung –<sup>135</sup> zu sein. Im Januar 1920 konstituierte sich der Badische Winzerverband als Unterorganisation des Badischen Bauernvereins als zweite Säule der Interessenvertretung der badischen Weinbauernschaft. Folgende Vereinigungen waren Gründungsmitglieder:

1. Naturweinbauverein eGmbH., Affenthal,
2. Affenthaler Winzervereinigung, Bühlertal,
3. Affenthaler Winzerverband, Bühlertal,
4. Naturweinbauverein für das Acher-, Bühler- und Oostal, Bühlertal,
5. Naturweinbauverein für den südlichen Kaiserstuhl, Oberrotweil,
6. Erste Markgräfler Winzergenossenschaft eGmbH, Schliengen,
7. Naturweinbauverein für das untere Markgräflerland und den Breisgau, Wettelbrunn,
8. Naturweinbauverein der Ortenau, Zell-Weierbach,
9. Rebgenossenschaft eGmbH., Ihringen,
10. Rebgenossenschaft Gaisbach-Wolfshag,
11. Rebgenossenschaft eGmbH., Wettelbrunn,
12. Weinbauvereinigung für das badische Unterland, Bruchsal<sup>136</sup>

„Die Gründungsvereine des neuen Verbandes blieben teilweise auch Mitglieder des Badischen Weinbauverbandes.“<sup>137</sup>

#### Entwicklungen – Ausblicke

Die verbandliche Innovation blieb so zunächst auf der Strecke, da weltanschauliche Blockaden auf der einen und ein Ringen um Macht zum Wohl des Weinbaus gekoppelt mit Emanzipationsbestrebungen gegenüber dem bürokratischen Staat<sup>138</sup> auf der anderen Seite die Einigung zunächst erschwerten und dann ganz verhinderten. Eine Innovation im Bereich des Verbandswesens der Weinbauern gelang 1920 mit der Gründung des Badischen Winzerverbandes im Kraftfeld des Badischen Bauernvereins, wie sein regionales Aufblühen in den nächsten Jahren deutlich zeigte<sup>139</sup>, aber die Schlüsselinnovation fand nicht statt; die wirtschaftspolitischen Interessen der Weinbauern wurden durch die beiden Weinbauverbände nunmehr wirkungsvoller vertreten aber die wirtschaftspolitische Einheitsfront war nicht erreicht worden. An Bestrebungen und Appellen zum Zusammenschluß fehlte es nicht. Die Hybridenpflanzler konnten bei Vermeidung der Herstellung der Aktionseinheit des Weinfachs im Rahmen der Organisationen der Edelweinbauern gehalten

werden. Es trat keine Splitterung nach Art der Weine auf. Ende 1928 schlossen sich die auf inzwischen drei Weinbauverbände angewachsene Zahl der Winzerorganisationen zu einem Einheitsweinbauverband – dem Badischen Weinbauverband – zusammen. Es waren dies der Badische Weinbauverband von 1913, der Badische Winzerverband von 1920 und der am 10. 5. 1928 gegründete Sonderausschuß für Winzergenossenschaften des Verbandes badischer landwirtschaftlicher Genossenschaften. In diesen Sonderausschuß waren gewählt worden Verbandspräsident Keidel, Bürgermeister Bärmann (Merdingen) als Präsident des Verbandes Kaiserstühler Winzergenossenschaften, LR Kälber, Oberregierungschemiker Fischler, Augustenberg (als technischer Berater), ferner die WG-Vorstände bzw. -Geschäftsführer von Ihringen, Bickensohl, Hagnau, Reichenau, Beckstein und Bürgermeister Muser (Auggen).

Der Zusammenschluß war notwendig geworden, da der Weinabsatz stockte, Notverkäufe getätigt werden mußten, Nordbaden für den badischen Wein gesichert werden mußte, die Reichsregierung in der Frage der finanziellen Unterstützung bei der Gründung neuer Winzergenossenschaften aktiv wurde. Es standen also wesentliche Probleme an.<sup>140</sup> Das von den Edelweinbauern erstrebte Gesetz von 1930 raubte den Hybridenbauern ihre Bestände und verbot später auch den Verkauf des Hybridenweines. Deshalb separierten sie sich und gründeten im April einen eigenen Interessenverband. Der Bruch, der bisher vermieden werden konnte, war nun eingetreten. Von Seiten der Qualitätsweinbauern hatte man die Sezession verhindern wollen, die war aber aus sozialpsychologischen und ökonomischen Gründen nicht mehr möglich gewesen.<sup>141</sup> Aus einem Rundbrief des Badischen Weinbauverbandes vom 26. 6. 1929 an die Mitglieder wird deutlich, daß man die Trennung wenig schätzte: Man schrieb:

„Leider hat ein Teil der Hybridenanbauer geglaubt, größere Vorteile zu erzielen, durch die Absplitterung und Neugründung eines Verbandes der Amerikanerweinbauern. Wir müssen die Weinbauern dringend vor einer erneuten Zersplitterung der Kräfte warnen, da 1. nur ein großer mächtiger Verband etwas erreichen kann, 2. sich die Amerikanerweinbauern durch eigenmächtiges Vorgehen und Gründung eigener Organisationen in einen bewußten Gegensatz zu den Edelwinzern begeben und diese dadurch zwingen würden, auch nur ihre eigensten Interessen nachdrücklichst zu vertreten. Wie ein so heraufbeschworener Kampf ausgehen muß, erhellt (sich) schon daraus, daß die Edelwinzer ein fünfzigfaches Übergewicht besitzen.“<sup>142</sup>

Man war um die Einheit sehr besorgt, nach kaum vollzogenem Zusammenschluß. Die Hybridenperiode wurde dann von staatswegen im nächsten Jahrzehnt in Etappen freiwillig und dann zwangsweise beendet. Der Qualitätsweinbau hatte gesiegt. Die Pfropfrebe setzte sich ganz langsam durch.<sup>143</sup> Erst die Konzeption des Rebenaufbauplans brachte dann in Etappen die Wende.<sup>144</sup>

Karl Müller genoß in den Kreisen der Winzer höchstes Ansehen auf den Gebieten Weinbau und Kellerwirtschaft.

#### ANMERKUNGEN

<sup>1</sup> „Eine Schlüsselinnovation hat die Eigenschaft, eine Menge von mehr oder weniger spezifischen Innovationsmöglichkeiten fast auf einen Schlag plausibel zu machen . . . , den Grad der Spezifität der verschiedenen Konzepte sprunghaft zu steigern“: H. FREUDENBERGER, G. MENSCH, Von der Provinzstadt zur Industrie region (Brünn Studie), 1975, S. 40; E. SCHREMMER, Industr. Rückständigkeit u. strukturstabilisierender

- Fortschritt. Über den Einsatz von Produktionsfaktoren in der deutschen (Land-)Wirtschaft zwischen 1850 und 1913, in: Wirtschaftswachstum, Energie und Verkehr vom Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert, (Hg.) H. KELLENBENZ, 1978, S. 205–233, 207–208, 215–217; G. SPITTLER, Abstraktes Wissen als Herrschaftsbasis. Zur Entstehungsgeschichte bürokrat. Herrschaft im Bauernstaat Preußen, in: KölnZSoziol 1980, S. 574–604, bes. 574–584 (Teil I, II); U. PLANK, J. ZICHE, Land- und Agrarsoziologie, Eine Einführung in die Soziologie des ländl. Siedlungsraumes u. des Agrarbereichs, 1979, S. 331–358; G. WIEGELMANN, Die Sachkultur Mitteleuropas, in: G. WIEGELMANN, M. ZENDER, G. HEILFURTH, Volkskunde, Eine Einführung, 1977, S. 107–128; J. D. SCHAAR, Der Innovationsprozeß im bad. Weinbau, Manusk., 1977.
- <sup>2</sup> G. VON SCHRÖTTER, Agrarorganisation und sozialer Wandel, in: Zur soziolog. Theorie des 19. Jahrhunderts (Hg.) Ruegg Neuloh, 1971, S. 123–144; D. GESSNER, Agrarverbände in der Weimarer Republik, 1976; H. J. PUHLE, Politische Agrarbewegungen in kapitalistischen Industriegesellschaften, 1975; G. BRIXNER, Die landw. Verbände in Baden, ihre Stellung zueinander und zu den politischen Parteien, Diss. Masch. Heidelberg 1921; A. BUCHENBERGER, Das Verwaltungsrecht der Landw. und die Pflege der Landwirtschaft im Großherzogtum Baden, 1887; W. SCHÖN, Der bad. Winzer und sein Berufsstand, in: Der Bad. Winzer, 3, 1980, S. 62/63.
- <sup>3</sup> W. ENGELHARDT, Weinbau und Weine in Unterbaden. Wandlung und Entwicklung einer Weinwirtschaft, 1972; W. ENGELHARDT, Der neue Weinbau, in: JbStatLdkde, 1960, S. 217–232; Denschrift KARL MÜLLERS an die Stadt Freiburg vom März 1919, in: Stadtarchiv Freiburg (im flgd. = StA.Freib) C 4, X, 26, 10; J. D. SCHAAR, Die Reaktion der im Weinbau tätigen Bevölkerung in Baden von 1885–1933 auf staatl. und verbandl. Maßnahmen (Diss. phil Freiburg 1980 (im flgd. = SCHAAR).
- <sup>4</sup> J. MADER, Landwirtschaftl. Vortragskurs in Freiburg, in: Wdhb. (wie Anm. 8), 1921, (S. 191–193, 191; K. STOCKER, Zeitgemäße Weinbaufragen, in: Wdhb. (wie Anm. 8), 1921, S. 594–596.
- <sup>5</sup> Wie Anm. 3; ferner: F. v. BASSERMANN JORDAN, Geschichte des Weinbaus, 1907 (Neudr. 1975); F. v. BUHL, Reden und Aufsätze 1900–1921, 1921.
- <sup>6</sup> SCHAAR, (wie Anm. 3) bes. S. 97–213; ENGELHARDT, Weinbau (wie Anm. 3), ders. Der neue Weinbau (wie Anm. 3).
- <sup>7</sup> W. KIEFER, Der Weinbau in Baden in seinen geogr. Zusammenhängen, Diss. Heidelberg 1933; A. SCHMEZER, Wald anstelle der Reben! in: Wdhb. (wie Anm. 8), 1907, S. 465–467; H. N. SCHRECK, Weinbau und Winzergenossenschaft im bad. Taubergrund, Diss., Masch. Heidelberg 1920/1923; H. WIRTH, Die Entwicklung des Weinbaus in Baden-Württemberg, in: JbStatLdkde, 1960, S. 154–216; K. RUPPERT, Die Bedeutung des Weinbaus und seiner Nachfolgekulturen für die sozialgeogr. Differenzierung der Agrarlandschaft, 1960.
- <sup>8</sup> K. MÜLLER, Die Umstellung der Hybridenpflanzungen in Baden auf Pfropfreben und andere Kulturen, in: Weinbau und Kellerwirtschaft (im flgd. = W.u.K.), 1930, S. 183–187; Ders., Untersuchungen an neueren Hybriden, in: W.u.K., 1929, S. 167–169, 175–178; E. MEINKE, Kleinbäuerlicher Weinbau in Nordbaden Vorschläge zur Umstellung, in: W.u.K., 1930, S. 211–214; K. MÜLLER, Über Amerikanerreben, in: Wochenblatt des Bad. Landw. Vereins (ab 1911: Bad. Landw. Wochenblatt) (im flgd. = Wdhb.), 1914, S. 395–398; F. ZWEIFELT, A. STUMMER, Die Direktträger (Hybrides producteurs directs), 1929.
- <sup>9</sup> Wie Anm. 8, besonders MÜLLER, Amerikanerreben.
- <sup>10</sup> Wie Anm. 8 u. C. BÖRNER, Der Übergang zum Pfropfrebenbau in Deutschland, in: Der neue Weinbau Grundlagen des Anbaus von Pfropfreben, Hg. R. SEELIGER, 1933, S. 23–46, 23–27.
- <sup>11</sup> Wie Anm. 8, besonders MÜLLER, Amerikanerreben, S. 398.
- <sup>12</sup> Wie Anm. 8, besonders MÜLLER, ebd., S. 395.
- <sup>13</sup> GeschäftsBer. d. Großh. bad. Min. d. Innern f. die Jahre 1897–1905, Bd. 2, 1907, S. 23; E. VOGT, B. GÖTZ, Weinbau, Ein Lehr- und Handbuch für Schule und Praxis, 1979<sup>6</sup>; J. VAN EIMERN, Wetter- und Klimakunde für Landwirtschaft, Garten und Weinbau, 1979<sup>3</sup>; D. HÄBERLE, Die geogr. Bedingungen des deutsch. Weinbaus, in: GeogrZ, 1926, 405–430; H. HAHN, Die deutsch. Weinbaugebiete, ihre historisch-geograph. Entwicklung und wirtschafts- und sozialgeogr. Struktur, 1956.
- <sup>14</sup> S. 594–596.
- <sup>15</sup> Andere Bezeichnung der Rebsorte: Räuschling.
- <sup>16</sup> MÜLLER, Amerikanerreben (wie Anm. 8); A. DÜMLER, Wie wird sich die Zukunft unseres Weinbaus gestalten? (Denkschrift, Gedr.), Staatsarchiv (im flgd. = StaA), Freib. 360/523; SCHOFFER, Eine Warnung vor der Taylorrebe, in: Weinbau und Weinhandel, 1921, S. 110–111.
- <sup>17</sup> K. MÜLLER, Rebschädlinge und ihre neuzeitliche Bekämpfung, 1922<sup>2</sup>; FR. STELLWAAG, Die Weinbauinsekten der Kulturländer, 1928.
- <sup>18</sup> A. DÜMLER, Über die Züchtung neuer Rebsorten und über die Bekämpfung der Blattfallkrankheit, in: Wdhb., 1920, S. 749–751, 769–770; B. HUSFELD, Rebenzüchtung, in: Hdb. d. Pfl. Züchtung, Bd. 6, 1962, S. 723–773.
- <sup>19</sup> K. MÜLLER, Kellerbehandlung der Weine, in: W.u.K. 1930, S. 9–13, 9; E. VOGT, Entwicklung und heutiger Stand der Weinbereitung, in: Deutsche Weinzeitung (im flgd. = DWZ), 1964, S. 829–839.

- <sup>20</sup> A. BLANKENHORN, Überblick über die wissenschaftl. und prakt. Bestrebungen auf dem Gebiete des Weinbaus, in: *Annalen der Önologie*, 1872, S. 62—79.
- <sup>21</sup> S. 137—138.
- <sup>22</sup> Traminer; vgl. K. MÜLLER, Von Badens Weinbau, in *W.u.K.*, 1922, S. 184—189, 186/87; E. WEISS, Der badische Rebort Durbach in seiner wirtschaftl. Entwicklung, 1911; H. G. ZIER, Die Wirtschaft der Ortenau im 19. und 20. Jahrhundert, in: *Die Ortenau*, 1960, S. 252—320; FR. A. HOCH, Zur Geschichte des Weinbaus in Mittelbaden Mit bes. Berücksichtigung der Ortenau und der Bühler Gegend, 1905.
- <sup>23</sup> K. STIEFEL, *Baden 1648—1952*, 2 Bde., Bd. 2, 1979<sup>2</sup>, S. 1563.
- <sup>24</sup> MÜLLER, Die Umstellung, (wie Anm. 8); B. GÖTZ, Das Problem der Hybriden im Weinbau, in: *Die Pfropfrebe*, Beilage zu: *Der deutsche Weinbau* (im flgd. = *DdtW*), 1957, S. 35—36; ZWEIGELT, STUMMER, *Direkträger* (wie Anm. 8), S. 332—337.
- <sup>25</sup> MÜLLER, Die Umstellung, (wie Anm. 8); ZWEIGELT, STUMMER, *Direkträger* (wie Anm. 8).
- <sup>26</sup> FR. FISCHER, *Der bad. Weinbau und Weinhandel* (Diss. Masch. Heidelberg 1922); betr. die bayr. Pfalz: A. BAUER, Über die Amerikanerrebe, in: *Pfalzwein*, 1925, S. 525—528, 1926, S. 27—30, 36—38, 45—46, 77—80, S. 37—38.
- <sup>27</sup> M. FABER, Die Weinbaubetriebe der Badischen Landwirtschaftskammer, in: *W.u.K.*, 1929, S. 154—157, 157; Bad. Landwirtschaftskammer, 25 Jahre Bad. Landwirtschaftskammer 1907—1932 (o. J.), 1932; Bad. Landwirtschaftskammer, Berr. über d. Tätigkeit der Bad. Landw. Kammer im Jahre 1919, 1920, 1921, 1922, 1923, 1924, 1925, 1926, 1927, 1928, 1929.
- <sup>28</sup> K. MÜLLER, Vorschläge zur Hebung des bad. Weinbaus, in: *W.u.K.*, 1929, S. 105—108.
- <sup>29</sup> O. MOERICKE, Die Agrarpolitik des Markgrafen Karl Friedrich von Baden, 1905, S. 86.
- <sup>30</sup> STIEFEL, *Baden* (wie Anm. 23), S. 1563.
- <sup>31</sup> Zit. nach: *W.u.K.*, 1922, S. 210—211.
- <sup>32</sup> BLANKENHORN, Überblick (wie Anm. 20).
- <sup>33</sup> Ebd., S. 64.
- <sup>34</sup> Ebd., S. 66.
- <sup>35</sup> K. MÜLLER, Professor Dr. Adolph Blankenhorn, in: *W.u.K.*, 1924, S. 144—146; F. FISCHER, Adolph Blankenhorn, ein Pionier des deutschen Weinbaus, in: *Weinland Baden Württemberg*, Bd. 2, 1960, S. 85—86; E. VOGT, Dem Andenken Adolph Blankenhorns, in: *Deutscher Weinbaukalender*, 1951, S. 48—49; B. GÖTZ, Über das Leben von Prof. Dr. Adolph Blankenhorn, in: *Der Bad. Winzer*, H. 3, 1978, S. 32, H. 4, 1978, S. 30—31; ders., Prof. Dr. Adolph Blankenhorn der erste Präsident, in: *Männer der ersten Stunde, die ersten Präsidenten des deutsch. Weinbauverbandes*, in: *D.dt.W.*, 1974, S. 548. *Die Pfalz am Rhein und ihre Weine, Weinbauverbände der Pfalz* (Hg.), 1927, S. 11—26 (Zum Gedächtnis der führenden Männer im pfälzischen Weinbau).
- <sup>36</sup> MÜLLER, Die Umstellung (wie Anm. 8), S. 183; ZWEIGELT, STUMMER, *Direkträger* (wie Anm. 8).
- <sup>37</sup> G. DAVID, Die amerikanischen Weinstöcke und ihre Produkte, in: *Der Weinbau 1875*, S. 121—122; H. W. DAHLEN, Die Taylorrebe und deren Bedeutung gegenüber der Phylloxera Gefahr, ebd., 1877, S. 70—71, 81—82, S. 71.
- In der Zwischenzeit von 1880 bis 1920 hatte sich eine radikale Veränderung in der Anschauung hinsichtlich der Bedeutung und Qualität der Direkträger vollzogen. Die in die Taylorrebe gesetzten Hoffnungen hatten sich nicht erfüllt. Blankenhorn starb schon 1906.
- David nennt im Zusammenhang der Besprechung Plançons die Taylorrebe, die durch ihre Güte an die Weine des Rheingauer Rieslings erinnere. David war damals schon sehr ablehnend gegenüber den Amerikanerreben und ihrer Weinqualität. Aus einem Aufsatz von Dahlen aus dem Jahre 1875 geht hervor, daß man die Taylorrebe benötigte, um der Reblausgefahr begegnen zu können. Allerdings glaubte man auch unabhängig von diesem Tatbestand die Taylorrebe gut im Rebsortiment verwenden zu können. Man war noch völlig im Experimentieren einer sich entwickelnden Wissenschaft vom Weinbau.
- Dahlen schrieb: „Taylorreben waren in stande, bei niedriger Zucht pro Stock 5—10 Pfund Trauben hervorzubringen. Aus dem Mitgeteilten geht hervor, daß die Taylorrebe unsere Aufmerksamkeit in hohem Grad in Anspruch zu nehmen vermag und es höchst wünschenswert ist, daß in den verschiedenen weinbautreibenden Gegenden Anpflanzungen jener Rebsorte angelegt werden, von welchen, auch im Falle des Ausbleibens der Phylloxera-Calamität deren allgemeinen Anbau nicht bedingen sollte, zu erwarten steht, daß sie möglicherweise ein sehr geschätztes Produkt liefern werden, welches geeignetenfalls unsere gewürzreichsten und feurigsten Weinen an die Seite gestellt werden kann. Es ist dieses um so mehr zu hoffen, als, trotzdem die Technik der Weinbereitung in Amerika noch sehr gering entwickelt ist, die von dorten nach Europa exportierten Weine dieser Traubensorte allgemeinste Anerkennung finden ...“
- R. GOETHE, war in seinem Aufsatz „Über amerikanische Reben“ in der gleichen Zeitschrift, 1876 (S. 81—83) nicht der Ansicht von Dahlen über die Erzielung brauchbarer Weine aus amerikanischen Reben; er erwähnt bei der Aufzählung der Sorten aber nicht die Taylorrebe. Auch Dahlen hatte die anderen Sorten außer der Taylorrebe auch nicht für sehr brauchbar angesehen.

- <sup>38</sup> Brief von ENGELHARDT vom 6. 5. 1977 auf eine Anfrage des Verf.
- <sup>39</sup> MÜLLER, Vorschläge (wie Anm. 28).
- <sup>40</sup> SCHAAR, (wie Anm. 3), bes. S. 141—213, 612—698; Die bad. Landw. im allgemeinen und in einzelnen Gauen, bearb. Bad. Statist. Landesamt, Bd. 1, 1932, S. 80, 87/88, 90—95, 93; MÜLLER, Vorschläge (siehe Anm. 28), S. 116 (betr. Ausbildung — Weiterbildung).
- <sup>41</sup> MÜLLER, Vorschläge (wie Anm. 28), S. 116.
- <sup>41a</sup> MÜLLER, Vorschläge (wie Anm. 28), S. 115; ferner: MÜLLER, Kellerbehandlung (wie Anm. 19), S. 9 „Mit dem Kriege hat sich auch in der Kellerbehandlung der Weine eine Umwälzung vollzogen, die größer ist als alle kellerwirtschaftl. Änderungen früherer Zeiten. Man hat bisher die Weine aller Weinbaugebiete Deutschlands wie die Rieslingweine des Rheingaus behandelt, weil das verbreitetste Lehrbuch der Kellerwirtschaft bei der Weinbehandlung die Erfahrungen des Rheingaus zugrunde legte. Es liegt aber auf der Hand, daß eine auf säurereiche Rieslingweine abgestimmte Kellerwirtschaft für säurearme Rebsorten wie Gutedel, Silvaner, Traminer, Burgunder, Ruländer usw. nicht immer von Vorteil sein wird. Es kommt dazu, daß sich der Geschmack des Publikums in den letzten Jahren von Grund auf geändert hat. Wenn man vor dem Kriege die alten, abgelagerten, firmen Weine lediglich ihres Buketts wegen in Verbraucherkreisen über alle Maßen schätzte, so wünscht man jetzt junge, frisch glanzhelle Weine. Statt der goldgelben Farbe . . . wünscht der Weintrinker sog. „grüne Weine“, weil er weiß, daß diese nicht alt und firm schmecken. Wer Weine auszubauen hat, muß sich deshalb der neuen Geschmacksrichtung anpassen, den altmodisch behandelte Weine finden kaum mehr Abnehmer . . .“  
Vgl. dazu auch E. VOGT, Der Aufschwung der badischen Kellerwirtschaft, in: W.u.K., 1929, S. 157—158 und ENGELHARDT, Weinbau (wie Anm. 3), S. 67. Auch Engelhardt beschreibt hier den Übergang vom Faß zum Flaschenwein und vom firmigen zum frischen Wein „unter einem leichten Hervortreten der Bukettstoffe“.
- <sup>42</sup> SCHAAR, (wie Anm. 3), S. 152—212, 546—594, 657—776. Die bad. Landw. (wie Anm. 40); 100 Jahre Landwirtschaftsschule in Baden, 1973.
- <sup>43</sup> SCHAAR, (wie Anm. 3), S. 152—212, 879—880.
- <sup>44</sup> Bad. Landwirtschaftskammer 25 Jahre (wie Anm. 27).
- <sup>45</sup> SCHAAR, (wie Anm. 3), S. 537—538, 542—543; GLA 433b/72; H. AENGENHEISTER, 25 Jahre Bauernverein, 1910; W. SCHÖN, Berufsverband (wie Anm. 2); K. MÜLLER, Die Entwicklung der Weinbauorganisationen in Baden, in: W.u.K., 1929, S. 153/154 (es handelt sich um Müller-Karlsruhe); K. MÜLLER, Bad. Weinbauverband e. V., in: W.u.K., 1929, S. 1—2.
- <sup>46</sup> FISCHER, Weinbau u. Weinhandel (wie Anm. 26), S. 84; MÜLLER, Entwicklung (wie Anm. 45).
- <sup>47</sup> SCHAAR, (wie Anm. 3), S. 543—544.
- <sup>48</sup> AENGENHEISTER, Bauernverein (wie Anm. 45); BRIXNER, Verbände (wie Anm. 2); L. GALL, Die partei und sozialgeschichtliche Problematik des bad. Kulturkampfes, in: ZGORh., 1965, S. 151—196; J. THIEL, Die Großblockpolitik der Nationalliberalen Partei Badens 1905 bis 1914, 1976; B. OTTNAD, Politische Geschichte von 1850 bis 1918, S. 65—85; H. G. ZIER, Politische Geschichte Badens 1918 bis 1933, S. 153—167; H. OTT, Die wirtschaftl. und soziale Entwicklung von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Ende des ersten Weltkrieges, S. 103—142, alle in: Badische Geschichte vom Großherzogtum bis zur Gegenwart, Landeszentrale für Politische Bildung Baden-Württemberg, 1979.
- <sup>49</sup> Wirtschaftliche Interessen: verbilligter Bezug von Saatgut, Düngemittel, Schädlingsbekämpfung, Rechtsschutz.
- <sup>50</sup> Deshalb zunächst Gründung von Weinbauvereinigungen und von Winzergenossenschaften. E. CUNZ, Die Winzergenossenschaften Deutschlands, Diss. Tübingen 1911; R. REIS, Die Winzergenossenschaften in der Rheinprovinz sowie in anderen deutschen Weinbaugebieten, Diss. Köln 1935; Zentralkellerei Bad. Winzergenossenschaften — Konsequenz modernen Wirtschaftsdenkens, in: Rebe und Wein, 1973, S. 5—11; R. SCHEUTEN, Die Stellung und Bedeutung der Winzergenossenschaften in der Bundesrepublik Deutschland, 1972.
- <sup>51</sup> ENGELHARDT, Weinbau (wie Anm. 3) SCHAAR, Innovationsprozeß (wie Anm. 1) und (wie Anm. 3) S. 4, 5; ZWEIGELT, STUMMER, Direktträger (wie Anm. 8).
- <sup>52</sup> ENGELHARDT, Weinbau (wie Anm. 3); Zentralkellerei (wie Anm. 50); W. KLATT, Die Verwertung der deutschen Rebenernten, 1932; E. BURGHART, Die Weinwirtschaft Badens (Diss., Innsbruck, 1933).
- <sup>53</sup> ENGELHARDT, Weinbau (wie Anm. 3), bes. 43—48.
- <sup>54</sup> SCHAAR (wie Anm. 3), S. 145, 188—193, 209, 546—547, 555, 567.
- <sup>55</sup> SCHAAR, (wie Anm. 3), S. 152—187, 193—197, 333—479, 607—775; BUCHENBERGER, Verwaltungsrecht (wie Anm. 2); K. HAGE, Die Beratung in der Landwirtschaft, in: W. HUDDE, M. SCHMIEL, Hdb. d. Landw. Bildungswesens 1965, S. 488—499, 488—493 (Momente: Hilfe zur Selbsthilfe an Erwachsenen im dialogischen Verhältnis, Beratungspartner u. situationsbedingtes Ratbedürfnis stehen nach Hage aufbauend auf H. Reinhard im Vordergrund. Nach diesen Grundsätzen war man auch bei der Belehrungsarbeit Augustenbergs und ganz bes. des Badischen Weinbauinstituts immer vorgegangen); FR. KROMKA, Ein Ansatz zur Messung des Aufforderungscharakters der Beratung, in: Sociologia Ruralis, 1979, S. 160—180.



- <sup>56</sup> W. LANG, Welche Maßnahmen sind geeignet, die Anwendung der vorhandenen guten Pflanzenschutzmittel zu allgem. u. rechtzeitiger Durchführung zu bringen?, in: An. Bot., 1919, S. 156—177; FR. SCHWANGART, Die Bek. der Rebschädlinge u. die Biologie, in: Verh. d. Ges. Dt. Nat. Wiss'ler u. Ärzte, 83 Vers., T. II, 1, Natw. Abt., 1911, S. 297—311; P. SCHUSTER, Wirtschaftsberatung im Weinbau, in: W.u.K., 1927, S. 115—117, 123—127.
- <sup>57</sup> Denkschrift: Weinbauinstitut (wie Anm. 3).
- <sup>58</sup> K. MÜLLER, 10 Jahre Badisches Weinbauinstitut in Freiburg i. Br., 1931, S. 12—28, 13.
- <sup>59</sup> K. MÜLLER, Das bad. Weinbauinstitut in Freiburg i. Br., in: Mein Heimatland, 1927, S. 226—231, 227.
- <sup>60</sup> BUCHENBERGER, Verwaltungsrecht, (wie Anm. 2) S. 195—202; F. MACH, Die Geschichte der Vers.-Anstalt von 1859—1909, in: Ber. d. Gr. Bad. Landw. Vers. Anstalt Augustenberg . . . im Jahre 1909, 1910, S. 5—57; R. HERMANN, Überblick über die Geschichte der Vers. Anstalt von 1859 bis 1934, in: 1859 bis 1934 Entw. u. Wirken der Bad. St. Landw. Vers. Anstalt, R. HERMANN, o. J., S. 5—19.
- <sup>61</sup> MÜLLER, Weinbauinstitut (wie Anm. 58); A. DÜMLER, Der Weinbau mit Amerikanerreben, 1922; A. DÜMLER, Über das Auftreten u. den Gang der Reblausverseuchungen sowie über den gegenwärtigen Stand der Rebenveredlung in den südd. Weinbaugebieten, in: W.u.K., 1924, S. 99—104, 102—103; A. DÜMLER, Zur Frage der Anpflanzung von Amerikanerreben, in: Wchb., 1918, S. 163—165.
- <sup>62</sup> DÜMLER, Reblausverseuchungen (wie Anm. 61), S. 103.
- <sup>63</sup> MÜLLER, Weinbauinstitut (wie Anm. 58), S. 37—38; DÜMLER, Züchtung, (wie Anm. 18); K. MÜLLER, Zwanzig Jahre Rebenzüchtung in Baden, in: W.u.K., 1933, S. 53—55.
- <sup>64</sup> SCHAAR, (wie Anm. 3), S. 496—497.
- <sup>65</sup> K. MÜLLER, H. SLEUMER, Biologische Untersuchungen über die Peronosperakrankheit des Weinstocks mit bes. Berücksichtigung ihrer Bekämpfung nach der Inkubationskalendermethode, in: Landw. Jbb., 1934, S. 509—576; MÜLLER, Rebschädlinge (wie Anm. 17), ders. Art. Inkubationskalender, Inkubationskurve, Peronospera, Peronosperabekämpfung, in: Weinbaulexikon, Hg. K. MÜLLER, 1930, S. 370—371, 584—588; ders. Die neusten Forschungen über die Biologie und Bekämpfung der Peronosperakrankheit der Rebe, in: Mitteilungen des Deutschen Weinbauvereins (im flgd. = Mitt. d. Dt. WV), 1912, S. 120—131; H. MÜLLER-THURGAU, Die Bekämpfung der Peronospera aufgrund neuer Forschungen, in: Mitt. d. dt. WV., 1912, S. 193—205; ders. Die Ansteckung der Weinrebe durch Plasmodium (Peronospera) viticola, in: Mitteilungen über Weinbau und Kellerwirtschaft, 1911, S. 194—200; P. CLAUS, 90 Jahre Kupferverw. im Weinbau und noch immer Erkenntnislücken?, in: Weinberg u. Keller, Bd. 26, 1929, S. 142—172, 192—218, 145. „Erst als Wissenschaftler wie Müller-Thurgau (1911), Wortmann (1919) und Müller (1918—21), die Befallserscheinungen noch besser studiert hatten (Untersuchungen zur Inkubationskurve, d. V.) und Müller 1918 mit seinem Inkubationskalender eine biolog. wirksame Bekämpfung ermöglichte, brachte die Anwendung von Kupfer zunehmend bessere Erfolge.“
- <sup>66</sup> Wie Anm. 60; ferner: Ber(r) d. Gr. Bad. Landw. Vers. Anstalt . . . im Jahre 1906, 1907, 1908, 1909, 1910, 1911, 1912, ers. 1907, 1908, 1909, 1910, 1911, 1912, 1913.
- <sup>67</sup> SCHAAR, (wie Anm. 3) S. 152, 164—173, 174—176, bes. 165—168.
- <sup>68</sup> Ebd. S. 159—162.
- <sup>69</sup> Ebd. S. 173—174.
- <sup>70</sup> Ebd.; MÜLLER, SLEUMER, Biologische Untersuchungen (wie Anm. 65), S. 556—563; AD. RABANUS, Die Grundlagen d. Peronosperavorhersage u. ihre praktische Durchführung in Baden im Jahre 1922, in: W.u.K. 1922, S. 103—105.
- <sup>71</sup> SCHAAR, (wie Anm. 3), S. 158—162, 178—187.
- <sup>72</sup> Mitgeteilt in den Kasteninformationen in „Weinbau u. Kellerwirtschaft“ und durch freundl. mündl. Mitteilung von Herrn Biologiedirektor Hopp vom St. Weinbauinstitut an den Verf.
- <sup>73</sup> BUCHENBERGER, Verwaltungsrecht (wie Anm. 2), S. 674—678.
- <sup>74</sup> DÜMLER, Reblausverseuchungen (wie Anm. 61), S. 102; K. MÜLLER, Ergebnisse der Reblausuntersuchungen in Baden, in: W.u.K., 1922, S. 53—58; SEELIGER, Der neue Weinbau (wie Anm. 10).
- <sup>75</sup> DÜMLER, Reblausverseuchungen (wie Anm. 61).
- <sup>76</sup> H. THIEM schreibt: „Baden war das erste Land, was seine Reblausgesetzgebung durch Verordnung vom 27. 6. 1924 der durch die Grundsätze vom 1. 2. 1923 geschaffenen neuen Sachlage angepaßt und den Pfropfrebenbau für das ganze Land zugelassen hat“; H. THIEM, Die gesetzl. Grundl. des Pfropfrebenbaus, S. 246—249, 247; F. MUTH schrieb: „Bis 1924 ruhte das ges. Veredlungswesen in der Hand des Staates. Seit 1924 wurden Schnittgärten, seit 1926 Pfropfanstalten auch von Körperschaften u. Privaten angelegt bzw. gegründet. Schnittgärten und Pfropfanstalten stehen unter der Aufsicht des Staates, der das Badische Weinbauinstitut in Freiburg i. Br. mit der Bearbeitung aller mit dieser Aufsicht in Zusammenhang stehenden Arbeiten und dem Versuchswesen betraut hat.“ F. MUTH, Die Organisation der Herstellung von Pfropfreben . . . , S. 219—226, S. 224 (bzgl. Baden), in: Der neue Weinbau, Hg. R. SEELIGER, 1933; DÜMLER (wie Anm. 61), S. 103 meinte dazu, daß „die Rebbauern der verseuchten Gemeinden fortlaufend in Theorie und Praxis mit dem neuen Weinbau bekannt gemacht werden“, die „Mehrzahl der bei uns vorhandenen Weinbergböden u. Edelsorten (mit Einschluß zahlreicher amerikanischer Direkt-

- träger) mit Rücksicht auf die geeigneten Unterlagsorten erforscht“ sei, „die Weinqualität von gepfropften Reben zumindest so gut ist wie von ungepfropften“, ferner „im übrigen bei richtiger Wahl fast stets festzustellen ist: größere Triebkraft, größere Fruchtbarkeit, besser ausgebildete Früchte bei gepfropften Reben gegenüber ungepfropften Reben . . .“, vgl. C. BÖRNER, 30 Jahre deutsche Rebenzüchtung, 1943.
- <sup>77</sup> 100 Jahre (wie Anm. 42).
- <sup>78</sup> BUCHENBERGER, Verwaltungsrecht (wie Anm. 2), S. 157–158, bezg. Hochburg, S. 150–156, 125 Jahre St. Landw. Schule Hochburg 1846–1971 (o. J.), 1971.
- <sup>79</sup> SCHAAR (wie Anm. 3), S. 190–191.
- <sup>80</sup> Ebd., S. 194–195.
- <sup>81</sup> Die bad. Landw. (wie Anm. 40), S. 93–95.
- <sup>82</sup> Müllers Denkschriften an die Stadt Freiburg u. die Regierung.
- <sup>83</sup> BUCHENBERGER, Verwaltungsrecht (wie Anm. 2), S. 212–213.
- <sup>84</sup> Th. Schopp, Gundelfingen (gest. 1978) hat sich 1977 dem Verf. gegenüber in dieser Richtung ausgesprochen.
- <sup>85</sup> K. MÜLLER, 10 Jahre staatl. Pflanzenschutzdienst in Baden, in: Wchb., 1919, S. 592–593.
- <sup>86</sup> Ber. d. Hauptst. f. Pfl. Schutz f. d. J. 1915–1918, 1919, S. 57–58; dsgl. . . f. d. Jahr 1914, 1915, S. 50/51.
- <sup>87</sup> SCHAAR (wie Anm. 3), S. 660–663, 674–682.
- <sup>88</sup> Ebd. S. 280/281.
- <sup>89</sup> Mitt. der Hauptst. f. Pfl. Schutz, in: (wie Anm. 86, 2), Anhang.
- <sup>90</sup> St. A. Freib. L 1, Dep. StA. Endingen, VII, 1, 12.
- <sup>91</sup> Mitt. der Hauptst. f. Pfl. Schutz, in: (wie Anm. 86, 1), Anhang.
- <sup>92</sup> Leitsätze f. d. Rebschutzbek., zuerst in: Der Wein am Oberrhein (im flgd. = DWamORh.) 1917, S. 74/75; ferner in: Wchb., 1917, S. 286/287 und MÜLLER, Rebschädlinge, 1918<sup>1</sup>, Anhang.
- <sup>93</sup> SCHAAR (wie Anm. 3), S. 194–195.
- <sup>94</sup> Original: Sta. A. Freib., 360/505.
- <sup>95</sup> Wchb., 1914, S. 884–888.
- <sup>96</sup> ENGELHARDT, Weinbau (wie Anm. 3); STOCKER, Weinbaufragen (wie Anm. 4); MADER, Vortragskurs (wie Anm. 4); MÜLLER, Rebschädlinge, beide Ausgaben: 1918<sup>1</sup>, 1922<sup>2</sup>.
- <sup>97</sup> MÜLLER-KHE., Die Entwicklung (wie Anm. 45).
- <sup>98</sup> Bes. auch hinsichtlich der Konkurrenz auf den Weinmärkten.
- <sup>99</sup> W. u. R., 1919, S. 466–484, S. 484.
- <sup>100</sup> Verh. d. Bad. Ltg., Bd. 528, S. 81; GALL, THIEL, ZIER, bes. OTTNAD (wie Anm. 48), STIEFEL (wie Anm. 23); J. STEHLING, Weimarer Koalition und SPD in Baden, 1976. Wesentlich war sicherlich auch der Eintritt des Zentrums in die Regierung, dies war dem Zentrum z. Zt. des Großherzogl. Regimes versagt geblieben. J. SCHOFER, Mit der alten Fahne in die neue Zeit, 1926, S. 104–124; CL. BAUER, Der deutsche Katholizismus u. die bürgerl. Gesellschaft, in: ders. Deutscher Katholizismus – Entwicklungslinien und Profile, 1964, S. 28–53; A. RAPP, Die bad. Landtagsabgeordneten 1905–1929, 1929; Verh. d. Bad. Ltg. H. 523, 1920; E. GÖNNER, G. Haselier, Baden Württemberg, Geschichte seiner Länder und Territorien, 1975, S. 68–76, 145–147.
- <sup>101</sup> Dies geht klar hervor: StA. Freib. C 4, X, 26, 10.
- <sup>102</sup> Vgl. Spendenaufrentwurf und Spendenaufwurf und die Denkschriften Müllers an die Stadt Freiburg und die Regierung.
- <sup>103</sup> Wie Anm. 3.
- <sup>104</sup> Ebd.
- <sup>105</sup> Vgl. Anm. 76 u. H. BECKER, 75 Jahre Rebenveredlung in Deutschland, in: 75 Jahre Rebenveredlungsanstalt Geisenheim a/Rh. 1890–1965, 1966.  
DÜMLER, Reblausverseuchungen (wie Anm. 61); ZWEIFELT, STUMMER (wie Anm. 8), S. 334 bzgl. der in Baden vom 28. 1. 1924 bis zum 27. 3. 1929 gesetzl. erlaubten Direktträger.  
DÜMLER machte 1924 das Folgende für die Hybriden als Direktträger geltend. „1. weil manche dieser Sorten trotz geringer Weinqualität infolge sicherer, zumeist großer Ernten, *wirtschaftl.* Wert besitzen u. deshalb deren Verbreitung auf die Dauer nirgends aufgehalten werden kann; 2. weil einzelne *reblauswiderstandsfähig* sind, die anderen in *gepfropften Zustände* auch gut in minderwertigen verseuchten Geländen verwendet werden können; 3. weil dadurch *der Ruf einer Rebgegend* entgegen der allgemeinen Ansicht — nicht leidet wenn sonst Reb- und Weinbehandlung im heimischen Weinbau auf der Höhe steht oder dahin geführt wird; 4. weil der Rebbauer aufgrund des Gesetzes von Angebot, Nachfrage und Preisbewertung *selbst die Grenzen* ihrer Anbauwürdigkeit setzt u. setzen muß; 5. und weil nur eine Bekämpfung der Anpflanzung dieser Direktträgerreben möglich ist *auf dem Umwege* des Versuchs der erhöhten Sicherstellung der jährlichen Ernten unserer heimischen Reben.“ Die Amerikaner reben wurden als Übergangskultur angesehen, bis geeignetes Pflanzgut und eine Regelung der Absatzverhältnisse der Erzeugnisse der Edelweibreben zu angemessenen Preisen gewährleistet war.

ZWEIGELT, STUMMER (wie Anm. 8) S. 333 wiesen 1929 darauf hin, daß diese Reben geeignet seien, das Image Badens als Qualitätsweinland zu zerstören. Die Taylorrebe nahm nach ihren Angaben 1929 1000 ha ein. (S. 332). Nach offiziellen Schätzungen betrug die mit Amerikanerreben bepfl. Fläche 1930 etwas über 1933 ha, nach inoffiziellen Angaben 2500 ha. (Schreiben K. Müllers No. 1237 vom 10. 2. 1930 an das GLA 466/1320); 1935 soll sie 3500 ha betragen haben in Baden (Schreiben des Bad. F. u. W. Min. Nr. 109 vom 21. 3. 35 an d. Beauftragten des RJMin. Abt. BW., GLA 466/1320) Müller schrieb 1930. Die Umstellung (wie Anm. 8), daß sich 196 ha Hybriden in Oberbaden, 600 ha in der Ortenau und Bühler Gegend (in der Bühler Gegend auch als Handelsobjekt) und Hybriden bes. im Bereich „Untere Rheingegend“, „Kraichgau“ und „Main und Taubergegend“ befänden. Er schrieb dazu u. a.: „Die Besitzer von Hybridenreben pflanzen hier diese Sorten an, um ohne viel Arbeit soviel Wein zu bekommen, als sie für Hastrunkzwecke benötigen. Einzelne haben allerdings auch so umfangreiche Hybridenanlagen, daß sie den Wein verkaufen . . .“

Müller hatte sich schon 1914 im Wochenblatt (S. 395—398, wie Anm. 8) entschieden gegen die Anpflanzung der Amerikanerrebe gewandt. Seine Argumentation war: Hybridenreben vergrößern die Reblausgefahr und erzwingen den Übergang zu einer teureren Bewirtschaftungsweise. Diese wiederum führe zu einer Besitzumwälzung im Weinbau. „Es ist darum ein berechtigter Wunsch, den alten Weinbau mit veredelten Reben noch recht lange zu erhalten, denn er ermöglicht auch dem kleinen Mann, nicht nur dem Großkapital, Weinbau zu betreiben“; ferner: „Die bad. Regierung und die Hybridenfrage“, in: Das Weinland, 1930, S. 300 (Baden zwischen Hybridenbauernwünschen und Reichsforderungen und der der Edelweinbauern) u. F. ZWEIGELT; Die Direktträger in Baden, in: „Das Weinland“, 1930, S. 636: „Direktor Müller, der als Führer des badischen Weinbaus durch Jahre einen außerordentlich schweren Stand gehabt hat, einerseits den Bauern gegenüber, die die Erhaltung und Vergrößerung in den Hybridenanlagen stürmisch verlangten, andererseits dem Reich gegenüber, welches die Hybriden so rasch als möglich ausgerottet sehen wollte, ist es bisher gelungen, den badischen Weinbau durch eine Reihe von Krisen glücklich zu führen.“ (Vgl. SCHREMMER; wie Anm. 1),

<sup>106</sup> MÜLLER, Weinbauinstitut (wie Anm. 58); Jgg. 1922—1933 der Zeitschrift „Weinbau u. Kellerwirtschaft“.

<sup>107</sup> MÜLLER, Weinbauinstitut (wie Anm. 58); H. R. ARZET, Die Weinbauberatung in Baden, in: Der Bad. Winzer, H. 5, 1978, S. 22—27; IX. Jahresber. des Weinbauinst. in Freib. i. Br. f. d. J. 1929, 1930, S. 5, 6; Wesentl. war die straffere Kompetenzverteilung und Regionalisierung der Arbeit des Instituts ab 1928/29. Ferner wurden ab 1928 auch Versammlungen der Betriebsleiter der größeren Weingüter abgehalten. Es handelte sich um Zielgruppenarbeit mit Kommunikatoren. Vgl. dazu MÜLLER, Vorschläge (wie Anm. 28), S. 105 (Musterweingüter als: Vorreiter).

<sup>108</sup> ARZET (wie Anm. 107).

<sup>109</sup> A. DÜMLER, Über Peronosperavorhersage und Peronosperabekämpfung, in: Wchb., 1920, S. 785—786, 815—818, 862—864; DÜMLER, Züchtung (wie Anm. 63); 1922 wurde Dümmler von Durlach als Amerikanerfachmann in die Zentrale nach Freib./Brsg. versetzt; Meinke war sein Nachfolger; beide waren Absolventen der Lehranstalt in Geisenheim a./Rh.

<sup>110</sup> SCHAAR, (wie Anm. 3), S. 612—656, 657, 725, ferner: 726—776. In Freiburg wurde 1919 der erste Rebkurs durchgeführt (vgl. Denkschrift an die Stadt Freiburg/Br.). Laut Erlaß vom 8. 3. 1922 durfte das Weinbauinstitut in Freiburg auch Kurse über Kellerwirtschaft abhalten (W. u. K., 1922, S. 119). Das Programm des „Kursus über Rebschädlinge und ihre neuzeitliche Bekämpfung“ im Botanischen Institut in Freiburg Herdern vom 2.—5. März 1920 hatte folgende Themen: 1. Allgem. über den Weinbau Badens und die Rebkrankheiten, Die Peronosperakrankheit, Die Peronosperabekämpfung, Vorführung von Spritzapparaten der Fa. Platz, Ludwigshafen, Aussprache, Der Rebenmehltau, andere wichtige physiologische u. pilzl. Krankheiten, Der Heu- und Sauerwurm, Vorführung von Spritzapparaten der Fa. Gebr. Holder, Metzgingen, Aussprache, Weitere tierische Krankheiten der Rebe, Die Reblaus, Die Ausbreitung und Bekämpfung der Reblaus, Aussprache, Weinbau mit reblauswiderstandsfähigen gepfropften Reben, Rebenzüchtung, Hybridenanbau, Probe einiger Hybridenweine, Neuzeitl. Weinbau, Aussprache. — Die Vorträge wurden durch Lichtbilder erläutert. StA. Freib. C4, X, 28, 5. In der Verlautbarung des Bezirksamtes an die Bürgermeisterämter des Bezirks Freiburg vom 5. 2. 1920 hieß es u. a.: „Im Hinblick auf die Abhängigkeit der Weinerträge von einer sachgerechten Rebschädlingbekämpfung dürfte die Teilnahme an dem Kurs jedem Weinbergbesitzer zum Vorteil gereichen. Es ist in jeder Gemeinde alsbald in geeigneter Weise auf den Kurs aufmerksam zu machen. Vor allem wäre es erwünscht, wenn aus jeder Gemeinde ein Mann auf Gemeindekosten an den Unterweisungen teilnehmen würde, um dann in der Gemeinde die weitere Aufklärung zu übernehmen. Hierfür kämen nicht nur jüngere Landwirte in Betracht, die gewillt sind, an dem Neuaufbau unseres Weinbaus mitzuwirken, sondern auch die Mitglieder der Rebbeobachtungskommissionen oder Leute, die für die in Aussicht stehende Verjüngung des Beobachtungsdienstes in Frage kommen.“ StA. Freib. C4, X, 28, 5. Der Radius der Bemühungen zeigt sich hier deutlich. Wieder sollen Kommunikatoren ausgebildet werden. Dies war schon die erklärte Absicht des Weinbaulehrers Ramdohr. StA. Freib. C3, 478/4; Freiburger Tagespost 17. 4. 1914; 4. 11. 1913; 7. 2. 1913 (Rebschnittkurse) Zeitungssammlung Univ. Freiburg, G 4079, k.

- <sup>111</sup> Es handelt sich hier um Reste von Korrespondenzen, die vom Verfasser in: „Die Reaktion“ (wie Anm. 3) aufbereitet wurden.
- <sup>112</sup> K. MÜLLER, Bad. Weinbauinstitut, Weinbauschulen, Rebschulen, in: Bad. Landesztg., Nr. 2, 1920, Beilage.
- <sup>113</sup> Dr. Bock, Müllheim, Dr. Müller, Karlsruhe, M. Faber, Blankenhornberg b. Ihringen/K.
- <sup>114</sup> Denkschrift Müller (wie Anm. 3).
- <sup>115</sup> MÜLLER, Weinbauschulen (wie Anm. 112).
- <sup>116</sup> In: W. u. R., 1919, S. 484.
- <sup>117</sup> SCHAAR, (wie Anm. 3), S. 655 und SCHAAR, Aufstieg durch Kompetenz und Leistung, 1980, S. 79.
- <sup>118</sup> 1. A. 1924, 2. A. 1929.
- <sup>119</sup> MÜLLER, Weinbauschulen (wie Anm. 112).
- <sup>120</sup> MÜLLER, Weinbauinstitut (wie Anm. 58); K. MÜLLER, Aufgaben des Bad. Weinbauinstituts, in: W.u.K., 1922, S. 7 11, 17 19; Berr. des Bad. Weinbauinstituts für die Jahre 1923, 1924, 1925, 1926, 1927, 1928, 1929, 1930, 1931.
- <sup>121</sup> SCHAAR, Die Reaktion (wie Anm. 3).
- <sup>122</sup> MÜLLER, Weinbauinstitut (wie Anm. 58); BR. GÖTZ, Das Staatl. Weinbauinstitut in Freiburg i. Br., in: Mitt. d. Bad. Ld. V. f. NatKu. u. NatSch., 1972, S. 617—633.
- <sup>123</sup> In: W. u. K., 1922, S. 205 206. . . . So wurden in der Ortenau (im August 1922) in Fessenbach, Ortenberg, Ohlsbach, Reichenbach, Rammersweier, Zell-Weierbach, Ebersweier, Durbach, Nesselried und Genbach Winzervereine mit Anschluß an den Badischen Winzerverband gegründet.“ Die regionale Ausbreitung machte in den kommenden Jahren gute Fortschritte, wie die Jahresberichte des Badischen Winzerverbandes für 1925 und 1926 zeigen. GLA 433b/72. Allerdings war der Organisationsgrad der Winzervereinerbevölkerung nicht befriedigend. Auf der Generalversammlung des Bad. Winzerverbandes am 4. Juli 1926 in Müllheim betonte Oberlehrer Schäffner, Zell Weierbach, daß von den „33000 bad. Winzerfamilien erst 5 6000 organisiert“ seien. In: W. u. K., 1926, S. 141.
- <sup>124</sup> MÜLLER, Weinbauinstitut (wie Anm. 58), S. 27.
- <sup>125</sup> Spendenaufrufentwurf und Spendenaufruf, die beiden Denkschriften Müllers und seine Ansprache in Munzingen letztere: Die Zukunft des bad. Weinbaus, in: Wein und Rebe, 1919, S. 466 484.
- <sup>126</sup> MÜLLER (wie Anm. 125), S. 484.
- <sup>127</sup> SCHAAR (wie Anm. 3), S. 551 552, 665; FISCHER, Weinbau u. Weinhandel (wie Anm. 26), S. 58 75; betr. Ausfuhrverbot: K. MÜLLER, Zur Lage des deutsch. Weinbaus, in: W. u. K., 1922, S. 219/220 (Lage 1921/22); ferner: J. HASSINGER, Die Entwicklung des deutsch. Weinzolls seit der Schutzzollära, (Diss. Freiburg 1928); E. OST, Der deutsch. Weinhandel unter dem Einfluß der neueren deutsch. Wirtschaftspolitik (Diss. Masch. Hamburg 1923); K. RITTER, Weinproduktion und Weinhandel der Welt vor und nach dem Kriege; A. WALTER, Der Weinbau in der deutsch. Zoll- und Handelspolitik, beide in: Berr. über Landw., NF. 9. Sonderh., 1928.
- <sup>128</sup> MÜLLER, Kellerbehandlung (wie Anm. 41a); ENGELHARDT, Weinbau (wie Anm. 3).
- <sup>129</sup> BRIXNER, Verbände (wie Anm. 2).
- <sup>130</sup> Die Förderung der Landw. in Baden (Antrag an das Min. d. Inn. am 24. 7. 1919) in: Wdhb., 1919, S. 492 494; Rede des Geheimrates Prof. Dr. Gothein bzgl. des Aufgabenkreises der Landwirtschaftskammer, in: Ber. ü. d. Verh. der Vollvers. am 19. und 20. April 1920 (21. Tagung) der Bad. Landw. Kammer, S. 123 135; Bad. Landw. Kammer, Drucksache No. 112, 19. 4. 1922 „Stellungnahme zu dem Antrag über die Bildung einer landw. Abteilung im Min. d. Inneren“ von Prof. Dr. Gothein (18 Seiten hektographiert) GLA 466/325, auch in: Wdhb., 1922, S. 237 242.
- <sup>131</sup> FRHR. v. MENTZINGEN, in: Ber. ü. d. Verh. d. Vollvers. am 19. und 20. 4. 1920, (wie Anm. 130) S. 123.
- <sup>132</sup> Art. „Karl Müller“ (Karlsruhe) in: Weinbaulexikon, 1930, S. 524; Direktor Dr. Karl Müller (Khe), in: Wdhb., 1925, S. 61 62; M. Faber, Die Zukunft des bad. Weinbaus, GLA 433b/72, auch in: Wdhb. 1919, S. 690 692.
- <sup>133</sup> Wird dort chronologisch dargestellt. K. Müller (Frbg.) hat sich 1929 kurz zu dem Zusammenschlußversuch von 1919 geäußert (wie Anm. 45), S. 1. Der Tatbestand wird nur kurz erwähnt mit einigen Worten bei E. BURGHART (wie Anm. 52) S. 31 „Seit 1919 waren Bestrebungen im Gange zur Erlangung einer besseren Stoßkraft die Vertretung des badischen Winzerstandes zu vereinheitlichen.“ Weder Müller (Freiburg) selbst noch Burghart gehen auf Einzelheiten ein oder erwähnen die Rolle Müllers (Freiburg). Wahrscheinlich ist der Anstoß auch noch von anderen Männern mit ausgegangen. Er aber hatte in dem Ringen eine sehr bedeutsame Rolle gespielt. Dies kann nicht bestritten werden.
- <sup>134</sup> Bad. Bauernverein e. V. Die Mitgliederbewegung im Jahre 1922, in: Vereinsblatt des Bad. Bauernvereins, B Ausgabe, Nr. 3, 20. 1. 1923, Sammlung der Bad. Bauernzeitung, Freiburg/Brsg.
- <sup>134a</sup> E. THOMA, Geschichte des Bad. Schwarzwaldvereins. 1914, S. 68 71. Berr. d. Bad. Schw. V. f. d. Jahr 1920, in: MBll. d. Bad. Schw. V., 23. u. 24. Jg. 1920 u. 1921, S. 51 55, für frdl. Hinweise danke ich den Herrn Bibliotheksdirektor i. R. Dr. E. Liehl und Siebler-Ferry (Hauptgeschäftsführer des Bad. Schwarzwaldvereins).
- <sup>135</sup> SCHAAR (wie Anm. 3), S. 518—530, 563 567.

- <sup>136</sup> FISCHER, Weinbau u. Weinhandel (wie Anm. 26). S. 81.
- <sup>137</sup> MÜLLER, Die Entwicklung (wie Anm. 45).
- <sup>138</sup> Die Zusammenhänge der Verbindung mit der allgem. Parteipolitik sind noch kaum aufgeheilt (vgl. wie Anm. 100), vgl. STOCKER (wie Anm. 4) und AG „Zum Zusammenschluß der bad. Landwirtschaft“, in: Wchb., 1921, S. 191. Höchstwahrschl. war die Basis sehr für einen Zusammenschluß schon aus wirtschaftl. Erwägungen.
- <sup>139</sup> Reichstagsreden 1910 bzgl. Weinbau und Hybridenfrage v. E. Blankenhorn u. Schüler, in: Verh. d. Dt. Reichst., Bd. 262, 1910/11, S. 3327 3330, 3345—48.
- <sup>140</sup> Betr. Sonderausschuß: Schreiben des Verbandes badischer landw. Genossenschaften vom 16. 5. 1928 an das Bad. Weinbauinstitut, GLA 433b/72; betr. Gründung des Badischen Weinbauverbandes: Rundschreiben an die angeschlossenen Organisationen vom 8. 1. 1929 (Gründung: 20. 12. 1928 in Offenburg als „Bad. Einheitsweinbauverband“); Offenburger Tagblatt vom 21. und 22. XII. 28, GLA 433b/78; Akte über die Gründung des Badischen Weinbauverbandes (1928) liegt beim Registergericht Freiburg/Brsg.; Betr. Gründung von Winzergenossenschaften: Schreiben des Reichsministers für Ernährung u. Landwirtschaft, I 8894, Berlin 12. 3. 1929 betr. Gründung Winzergenossenschaften: GLA 433b/78; Zur Lage: Badischer Weinbauverband, Rundschreiben an die Mitglieder vom 26. 6. 1929; GLA 433b/78; Es war ein in düsteren Farben gemalter Aufruf zur Einheit „Der einzelne ist zu schwach, den Wirtschaftskampf erfolgreich zu führen, nur in gemeinsamer zäher Arbeit kann eine bessere Zeit erkämpft werden“; vgl. OFFENBURGER . . . (wie Satz 2), ferner: KLATT (wie Anm. 52); E. BASSIMIR, Subventionen u. Zölle in ihrer Bedeutung für die Erhaltung des deutschen Weinbaus, (Diss. Köln 1930), S. 9—45; F. WÜRLIN, Erzeugungs- und Absatzbedingungen für Wein in Südbaden (Diss. Freiburg 1936), S. 26—31, 74—77.
- <sup>141</sup> J. D. SCHAAR, Die Hybriden als Zwischenkultur im bad. Weinbau, Manusk. 1976; MÜLLER, Umstellung (wie Anm. 8); Der Hybridenbauernverband bestand bis 1933. Die Hybridenfrage konnte erst in den Jahren 1934 bis 1940 in Etappen gelöst werden. Von 1929 bis 1933 waren die Auseinandersetzungen sehr heftig und äußerlich deutlich sichtbar gewesen. Auch im 3. Reich schwelte der Gegensatz zwischen Hybridenbauern und Edelweinbauern weiter. GLA 466/1329, 1330, 1331 u. a. Bad. Weinbauverband e. V., Geschäftsstelle Freiburg, an das Bürgermeisteramt: „Wir bitten, folgenden Beschluß zusammen mit Erlaß des Badischen Minist. über das Anbauverbot von Hybriden (27. 3. 1929 d. Verf.) den Winzern bekanntzugeben, damit nicht ein zu große Erregung unter den Anpflanzern der Amerikanerrebe entsteht und die Leute die Gewißheit haben, daß der Badische Weinbauverband für ihre Interessen eintritt und sie nicht in Unkenntnis der Lage politischen Agitatoren, die sich von der Pfalz einzudrängen versuchen, in die Hände fallen. Zugleich bitten wir um Angabe der in Ihrer Gemeinde angepflanzten Amerikanerreben“. D a r a n a n g e s c h l o s s e n : Beschluß: Die am 10. 4. (1929, d. V.) in Offenburg tagende Landesausschußsitzung des Badischen Weinbauverbandes hat einstimmig beschlossen: „Der Badische Weinbauverband setzt sich dafür ein, daß allen durch die im neuen Weingesetz (von 1930, d. Verf.) vorgesehene Anbau- und Verwertungsbeschränkung (ab 1935 d. Verf.) betroffenen Anpflanzern vom Reich unter Beteiligung des Landes eine ausreichende Entschädigung für die Umstellung ihres Amerikaner Weinbaus geboten werden muß und daß die für die Änderung in Betracht kommende Frist auf die Dauer von 6 Jahren nach dem Inkrafttreten des Gesetzes erweitert wird.“ GdeA. Eisental, VII, 124. Der Bruch war endgültig. Der Sonderverband konstituierte sich. Am 26. 4. 1929 wurde der „Badische Weinbauverband für Amerikanerreben e. V.“ in Bühl/Baden gegründet. Die Satzung enthielt folgende Grundsätze:  
 § 2 Der Verband ist eine Zusammenfassung aller Amerikanerrebenpflanzler zum Schutze und zur Wahrung ihrer landwirtschaftl. Interessen in ihrer Eigenschaft als Amerikanerrebenpflanzler. Neben der Wahrung der rein wirtschaftlichen Belange seiner Mitglieder läßt sich der Verband auch die berufstechnische Förderung seiner Mitglieder angelegen sein. Der Verband wahrt volle Neutralität gegenüber den bestehenden landwirtschaftlichen berufsständischen Organisationen. Er lehnt besonders jede einseitige parteipolitische Einstellung des Verbandes als den Interessen seiner Mitglieder nicht förderlich ab.  
 § 3 Der Verband sucht seine Zwecke zu erreichen: durch Bildung einer geschlossenen Front aller Amerikanerrebenpflanzler gegen die Gegner des Amerikanerrebenbaus“ . . . GdeA Eisental, VII, 127; vgl. ZWEIFELT, STUMMER (wie Anm. 8) und BAUER, Amerikanerrebe (wie Anm. 26).
- <sup>142</sup> Wie Anm. 140 Rundschreiben an die Mitglieder 26. 6. 1929.
- <sup>143</sup> „Im Ganzen wurden in Baden (von 1927 bis 1935 einschl.) 4.338.764 Pfropfreben abgegeben. Die Zahl reicht aus zur Bepflanzung von rd. 510 ha oder 4 % der bad. Rebfläche“, Staatl. Weinbauinstitut, XV. JBer., 1936, S. 84; H. SCHÄFER, „Wirtschaftl. und soziale Probleme des Grenzlandes“, in: Bad. Geschichte Vom Großherzogtum bis zur Gegenwart, (wie Anm. 48), 1979, S. 168—183.
- <sup>144</sup> ENGELHARDT, Weinbau (wie Anm. 3); DERS. Der neue Weinbau (wie Anm. 3); DERS. Anbau- und Sortenregelung im Weinbau, in: Wchb. d. Landesbauernschaft (in fgl. d.: LBSch.) Baden, 1939, S. 438/439; F. ENGLER FÜSSLIN, Die Regelung der Neuanlagen und die Sortenfrage im Weinbau, in: Wchb. d. LBSch. Baden, 1938, S. 85; H. MUSER, Der neue Weinbau, in: E. Vogt, Weinbau, 1951, S. 263—275.  
 Zuerst in Ansätzen auch bei L. HAUSHERR: Rentabler Weinbau und Rebenparzellierung, in: DWam ORh. 1917, S. 82—83, 92 93, 105—106, 122—124, S. 92; Zur bad. Weinbaupolitik: SCHAAR, Die bad. Weinbaupolitik bis 1922, Manusk. 1980.



## *Kleinere Beiträge*

### Woher der Name Ravenna im Höllental?\*

Ein Diskussionsbeitrag

VON JOHANN ADAM KRAUS

Bereits der Volksschriftsteller Heinrich Hansjakob stellte zur Zeit des Bahnbaues im Jahre 1885 Betrachtungen an und vermutete, die dort beschäftigten Italiener hätten aus der italienischen Heimat Ravenna gestammt und den Namen mitgebracht. Doch die Vermutung trog: Sie kamen aus dem Trentino. Hansjakob meinte dann, der Mode damaliger Zeit entsprechend, das Wort könnte keltisch sein, wie Ekkehard Liehl 1954 berichtete.<sup>1</sup> Abweichend davon hatte der Freiburger Stadtarchivar P. P. Albert an Einflüsse der im 17. und 18. Jahrhundert durchgezogenen französischen Truppen und das französische Wort „la ravine“ (die Schlucht) gedacht. Diese Idee konnte jedoch Liehl bezüglich der Entstehungszeit zurückweisen, weil er in Archivalien der Herren von Sickingen vom Jahre 1560 die Stelle fand: *Jerg Lexius gipt jürlich von der Rauenna ein gutt essen visch.* (Aus dem u kann leicht ein v werden!). Da im gleichen Schreiben von *des Hartmann Rappen Gut* die Rede ist, riet Liehl auf *des Rappen Ach*, wobei die Endung Ach (= Wasser, = lat. aqua) zu A abgeschliffen wäre. Das Dorf Schonach heißt im Volk einfach Schona.

Gegen diese Erklärung hat dann im Jahre darauf<sup>2</sup> Wolfgang Kleiber Stellung genommen: Rauenna und des Rappen Gut im gleichen Schreiben könne nicht die gleiche Bedeutung haben, auch wenn man Rapp als Rabe oder Rave verstehen wollte. Mundartlich heißt die Schlucht „die Ravenne“. Rave als Rabe (oder Rabenkrähe) wäre zwar möglich von der altdeutschen Form hravan, die übrigens bei uns zu Grapp oder Krapp wurde. Der Name sei eben der Stadt Ravenna angeglichen worden, die althochdeutsch Rabana oder auch im 13. Jahrhundert „Raven“ genannt wurde (im Heldengedicht Dietrichs von Bern). Wir hätten somit im Höllental einen Rabenbach.

Aber gibt es in der Ravenne etwa mehr Raben als sonst im Gebirge? Wohl kaum! Die höchst bedenkliche Fortrückung der Betonung von der ersten auf die zweite Silbe will Kleiber durch Hinweis auf den Fisch Forelle erklären, der mittelhochdeutsch als forhele mit Ton auf dem o vorkommt. Ebenso habe der Holunder, den man bei uns jedoch Holder nennt, früher den Ton auf dem o gehabt. Nun hat 1979 Arthur Andreas Lehmann die Erklärung Rabenbach verworfen und ganz richtig

\* Die Ravenna-Schlucht mit der großen Eisenbahnbrücke im Höllental unweit Freiburgs ist weitem bekannt, unsicher jedoch die Bedeutung bzw. Herleitung des Namens Ravenna. Auf der Karte steht im oberen Teil der Schlucht gegen dem Dorf Breitnau lediglich „Ravenne“, was vielen schon Kopfzerbrechen verursachte.

einen inzwischen gemachten Wappenfund in der unterhalb stehenden Oswaldkapelle nicht auf einen Raben, sondern den Falken der Herren von Falkenstein gedeutet. Die Lesart Rauenna von 1560 erklärt er „zur rauhen Ach“, also einem rauh dahinschießenden Bach nach Schneeschmelze oder Ungewittern. Dieser These steht aber<sup>4</sup> die Frage entgegen: Wird ein Bach je rauh genannt? Rauh kann das Wetter sein, beim Seemann ist die Rauhe See eben stürmisch. Nach Michel Bucks „Oberdeutschem Flurnamenbuch“ heißt ein mit dichtem Gestrüpp bewachsener Berg rauh, was bei der Ravenne zutreffen mag. Aber die alte Form von rauh lautete ruh ruch, ruw, also keineswegs rah! Buck führt eine Flur von 1552 an: *In der ruwen klingen* (= Schlucht). Somit kann in Ravenne niemals die Eigenschaft rauh stecken. Kleibers Ansicht vom Fortrücken des Tones auf die zweite Silbe ist sehr problematisch und nicht recht glaubhaft. Im Gegensatz zu Forelle und Holunder handelt es sich bei der Ravenne um eine Einzelörtlichkeit.

Dagegen gibt es ein mittelhochdeutsches Wort „die Ravine“, bzw. „Rabine“ mit der Bedeutung „das Rennen“, ähnlich ein sicher damit zusammenhängendes mittelfranzösisches „la ravine“ (Ton auf i mit gesprochenem Schluß-e) in der Bedeutung „die Schnelle“ (Fluß- bzw. Stromschnelle, beide mit dem Begriff eilig, schnell, geschwind, ungetüm (verwandt mit „rapid“ vom lateinischen Zeitwort rapere). Heute ist für den Franzosen la ravine ein „Sturzbach in der Schlucht“. Diese „la ravine“ gleicht genau in Ton und Bedeutung unserer Ravenne!

Schon im 15. Jahrhundert und früher sind Studenten, Ritter, Minnesänger, hohe Geistliche und selbst Landfahrer von Land zu Land gezogen. Warum sollten sie nicht auch die deutsche und französische Ravine oder Ravenne gekannt haben, die man eben an die Stadt Ravenna angeschlossen hat? Zudem hat Graf Bruno von Haigerloch-Wiesneck, Dompropst zu Straßburg und zeitweise Reichskanzler, in Nähe der Ravenne, nämlich in St. Märgen<sup>5</sup> eine französische Mönchsgemeinschaft ums Jahr 1120 angesiedelt, die sich mit der deutschen Sprache sehr schwer tat. Was hindert uns, die Ravenne des Höllentals als Sturzbach und Schlucht auf die alte Ravine zurückzuführen. Archivar P. P. Albert hat also gar nicht danebengetippt und fand (laut Liehl) auch ähnliche, allerdings stark verballhornte Flurnamen.

<sup>1</sup> „Schauinsland“ 1954, 98 f.

<sup>2</sup> Ebenda 1955, 105 f.

<sup>3</sup> Badische Ztg., Freiburg, 9. November 1979.

<sup>4</sup> J. A. KRAUS ebenda, 4. Dezember 1979.

<sup>5</sup> „Hohz. Heimat“ 1978, 42; Freib. Diöz.-Archiv 1969, 5 ff. Dr. K. KUNZE hat am 14. Januar 1980 bei einem Vortrag über „Namen im Schwarzwald“ die Ravenna nicht erklärt, aber die Betonung deutscher Wörter auf der ersten Silbe besonders hervorgehoben, was praktisch eine „Rabenach“ in unserem Falle ausschließt.

## Greiffeneggs Geiselnahme \*

VON  
HERMANN KOPF

Im Verlaufe des ersten Koalitionskrieges (1792–1797) zwischen Frankreich und deutschen Staaten überschritt Ende Juni 1796 ein Teil der unter dem Kommando des Generals Moreau stehenden französischen Armee *Rhin et Moselle* bei Kehl den Rhein. Am 6. Juli 1796 rückte die Vorhut dieser Armee unter General Tareau in die unbefestigte Stadt Freiburg ein. Dort war Regierungsrat Hermann von Greiffenegg als einziges Mitglied der österreichischen Regierung zurückgeblieben. Der Präsident der Regierung von Sumerau und ihre übrigen Mitglieder hatten sich nach Konstanz abgesetzt. Mitte August 1796 wurde Greiffenegg von den Franzosen festgenommen und in die Festung Pfalzburg verbracht. Am 23. April 1797 konnte er nach Freiburg zurückkehren.

Greiffenegg war für die französischen Dienststellen kein Unbekannter. In den Jahren 1792/93 hatte er im Auftrag der österreichischen Regierung als *résident autrichien* in Basel die Funktion eines Gesandten bei den Kantonen der Eidgenossenschaft ausgeübt. Sein französischer Gegenspieler in Basel, der Gesandte Jean Barthélemy (1747–1830), den die Revolution den Titel eines Marquis mit dem eines Bürgers vertauschen ließ, hat seinen Außenministern über Greiffeneggs Tätigkeit wiederholt in anerkennendem Sinn berichtet.<sup>1</sup>

Am 2. März 1792, vor Kriegsbeginn, teilte Barthélemy dem Minister Lessart mit, Greiffenegg, *le résident de l'Empereur* halte alle Vorübergehenden an, um ihnen zu sagen, daß seine kaiserliche Majestät gegen Frankreich die friedlichsten Absichten hege, daß der Kaiser, soweit dies von ihm abhängt, alles tue, um jeden feindseligen Akt zu vermeiden, und daß er nur für die Verpflichtung, die sein Amt ihm auferlege, sich einsetzen müsse, die Rechte der im Elsaß begüterten deutschen Fürsten zu wahren. Greiffenegg gelang es in kurzer Zeit, seine Stellung in Basel so zu befestigen, daß der Feldmarschall Richelieu d'Aiguillon aus seinem Hauptquartier in Hoesingen (Hünningen?) dem Außenminister Dumouriez schrieb, der Agent des Königs von Ungarn genieße in Basel die beste Wertschätzung (6. VI. 1792). Christophe Koch, der im Auftrag des französischen Außenministeriums die Schweiz und

---

\* Im 94./95. Jahreshft dieser Zeitschrift (1976/77) erschien ein Aufsatz des Verfassers über „Greiffeneggs Abwesenheit“. Dieser Beitrag konnte inzwischen durch Heranziehung weiterer Quellen ergänzt werden. Einer Berichtigung bedurfte der Irrtum des Verfassers, die französischen Emissäre Probst und Poterat seien identisch. Tatsächlich handelte es sich um zwei Agenten mit ähnlichem, aber getrennten Wirkungskreis. Dem Grafen Alfred von Kageneck verdankt der Verfasser die Unterrichtung über den im Wiener Staatsarchiv befindlichen Schriftwechsel zwischen dem österreichischen Außenminister Thugut und dem Gesandten Degelmann in Basel, der sich auf die Entlassung Greiffeneggs aus seiner „Geiselnahme“ bezieht. Dem Deputierten der Eure, Rémy Montagne, ist der Verfasser für die Beschaffung eines Schriftstücks des Pariser Nationalarchivs zu Dank verbunden.

Deutschland bereiste, teilte dem Minister Le Brun von Zürich aus mit, nach der Meinung aufgeklärter Basler Bürger dürfe man zur Zeit Greiffenegg als den wahren Kommandanten von Basel ansehen (8. X. 1792). Wenige Wochen später schrieb Barthélemy aus Baden (Schweiz) seinem Außenminister, man beklage sich bitter über die Vorrechte, die der Basler Magistrat dem kaiserlichen Residenten Greiffenegg eingeräumt habe (19. XII. 1792). Barthélemy fuhr fort. *In antworte, für den Magistrat, daß dieser Resident, den ich sehr gut kenne, ein unendlich respektabler alter Mann ist, der keineswegs die Vorurteile seines Landes teilt, der in seriöser Weise über die Führung und die Irrtümer seines Hofes spricht, und der besonders das Verdienst hat, dem österreichischen Ministerium und dem bisherigen Bischof von Basel alles vorausgesagt zu haben, was ihm zustossen würde, wenn er nicht in stärkerem Maße auf die Opfer zählen würde, die der Bevölkerung von Pruntrut, dem Sitz des Bischofs, gewährt werden als auf die Soldaten, die der Kaiser ihm zur Verfügung stellen könnte.*

Welcher Art waren diese Opfer? Das französische Elsaß war der Schweiz verschlossen. Die Bevölkerung von Basel und Pruntrut mußte daher durch Einfuhr von Getreide aus dem Breisgau und dem österreichischen Schwaben versorgt werden. Hierfür setzte sich Greiffenegg nachdrücklich ein. Nach Barthélemys Meinung war es daher *sehr einfach, daß Herr von Greiffenegg in Basel der Gegenstand zahlreicher Aufmerksamkeiten ist.* Noch im Juni 1796 hat Barthélemy in seinem Schreiben an General Moreau Greiffenegg als einen Mann von Ehre, der allerdings etwas listig sei, bezeichnet.

Über die Gründe, die einige Wochen später zur Festnahme Greiffeneggs durch die Franzosen führten, gab es verschiedene Mutmaßungen. Nach der Meinung des Münsterpfarrers Galura erfolgte sie, weil an einem neutralen Ort ein französischer Armeekommissar gefangen genommen worden sei. Greiffeneggs Sohn Hermann Gottlob, der als Sekretär der österreichischen Gesandtschaft in Basel tätig war, glaubte, man habe seinen Vater zu Unrecht den Überfall angelastet, den österreichische Husaren auf Veranlassung des Sohnes Greiffenegg 1794 im markgräfllich badischen Gebiet auf die französischen Agenten Bassal und Probst vorgenommen hätten. Beide Agenten wurden festgenommen und die im Leder ihres Reisewagens eingenähten geheimen Papiere sichergestellt. Vielleicht nahm man auch dem Regierungsrat Greiffenegg übel, daß die österreichische Regierung in Freiburg noch im Juni 1796 die Breisgauer Bevölkerung zu einer Massenerhebung gegen die zu erwartenden Franzosen aufgerufen hatte, und daß Greiffenegg nach dem Einmarsch der Franzosen sich der Aufnahme von Verhandlungen der Breisgauer Stände mit französischen Dienststellen widersetzt hatte. Alle diese Mutmaßungen verloren sich in der Dämmerung des Unbestimmten.

Die dem Breisgau benachbarte Stadt Basel war nicht nur der Sitz der österreichischen und der französischen Gesandtschaft, sondern auch der bevorzugte Ort für die Anknüpfung von Friedensverhandlungen der deutschen Staaten mit Frankreich, der Knotenpunkt eines verzweigten Netzwerks der Spionage und Gegen-spionage, und der Ausgangspunkt französischer Emissäre, welche revolutionäre Bestrebungen in Deutschland auslösen oder mit „deutschen Jakobinern“ zusammenarbeiten sollten.<sup>2</sup>

Nachdem Greiffenegg 1793 seine vorübergehende Tätigkeit in Basel beendet hatte, wurde der neu ernannte österreichische Gesandte Bernhard Freiherr von Degelmann von Greiffeneggs Sohn Hermann Gottlob assistiert. Der wichtigste Mitarbeiter des französischen Gesandten<sup>3</sup> war der aus Thann im Elsaß stammende erste Sekretär und Dolmetscher Theobald Bacher (1748–1813).<sup>4</sup> Barthélemy und Bacher hatten schon vor der französischen Revolution dem diplomatischen Dienst angehört. Barthélemy, war zeitweise Mitglied des Direktoriums, aber kein Jakobiner, hat 1815 zu seiner eigenen Rechtfertigung in einer veränderten Zeitlage behauptet, er habe in Basel die ihm vom Pariser Wohlfahrtsausschuß übersandten, in deutscher Sprache abgefaßten Propagandaschriften immer ins Feuer geworfen. Barthélemy hat in seinen Memoiren die Tüchtigkeit seines Mitarbeiters Bacher voll anerkannt. Er bezeichnete Bacher als sehr fleißig, aktiv, und als einen Kenner aller Detailfragen. Bacher war für den Gesandten *unendlich nützlich und notwendig. Ohne ihn, schrieb Barthélemy, hätte ich mich nicht inmitten einer unendlichen Komplikation von Interessen zurechtfinden können. Aber bald hat der Gang der Revolution den Charakter Bachers enthüllt. Er erwies sich als hinterhältig, gehässig, böseartig, und verfolgungssüchtig. Er errötete nicht, wenn er endlich Verfügungen unterzeichnete, die, wenn sie nicht seinem Herzen, so doch sicherlich seinem Verstand hätten widerstreben müssen.*<sup>5</sup> Bachers gehässigem Charakter schrieb Barthélemy es zu, daß dieser französische Emigranten, deportierte Priester und die Emigranten aus Savoyen verfolgt haben soll. Bachers direkte Korrespondenz mit dem Minister Charles Delacroix stimmte in keiner Weise mit der des Gesandten überein, Bacher soll den revolutionären Leidenschaften der Regierenden geschmeichelt und Stellung gegen Barthélemy bezogen haben.

Bacher oblag die Leitung des französischen Nachrichtendienstes, dessen Tätigkeit sich vor allem auf die benachbarten deutschen Länder erstreckte. Von zahlreichen Orten empfing er Nachrichten und gab sie als *bulletins de Bacher* an die Dienststellen der Armee und Regierung weiter.

In Basel traf aber auch eine Reihe französischer Emissäre ein, die unmittelbar vom Pariser Direktorium entsandt wurden und von ihm, insbesondere vom Außenminister Charles Delacroix, ihre Instruktionen erhielten.<sup>6</sup> Nach Barthélemys Bericht entfalteten sie eine unermüdliche Aktivität, alles umzustürzen. Barthélemy will sich bemüht haben, ihren böseartigen Plänen entgegenzuarbeiten. Sie suchten von Basel aus und auf Reisen durch deutsches Gebiet Verbindung mit deutschen revolutionären Kreisen aufzunehmen. Zu diesen Emissären gehörten die Agenten Bassal und Probst, die am Grenzacher Horn auf Veranlassung des Sohnes Greiffeneggs vorübergehend festgenommen worden waren.

Jean Bassal<sup>7</sup> hatte die geistlichen Weihen in Rom erhalten und wurde Pfarrer in Versailles, dem Sitz des Hofes. Er verband sich mit der Revolution und einer Frau. Er wurde Mitglied des Konvents und Präsident des Jakobinerklubs. Er besaß das Vertrauen des französischen Außenministers Delacroix de Contant (1742–1805) und ließ sich nach Basel mit der angeblichen Mission entsenden, die Zolleinrichtungen an der Grenze zu inspizieren. Bassal wurde von seinem Adjutanten Topinot le Brun begleitet, der wie er ein ehemaliger Priester war. Zur Zeit Robespierres hatte Topinot an der Blutjustiz des Revolutionstribunals als Geschworener mitge-



wirkt. Der Gesandte Barthélemy bezeichnete Bassal als ein übles Subjekt und trug Bedenken, ihn dem Basler Senat zu empfehlen. Bassal erhielt seine Instruktionen unmittelbar vom Pariser Direktorium. Er intrigierte gegen Bacher, dessen Posten er übernehmen wollte. Der Gesandte wurde angewiesen, Bacher zu arretieren und seine Papiere zu versiegeln. Bacher begab sich in Begleitung eines Offiziers nach Paris, rechtfertigte sich mit Erfolg und kehrte auf seinen Posten in Basel zurück. Ein für die deutschen Revolutionäre in deutscher Sprache abgefaßtes Regierungsprogramm wurde von Bassal ausgearbeitet. Ende Mai 1796 wurde Bassal von seinen Pariser Auftraggebern abberufen. Sein weiteres Schicksal ist unbekannt.

Bassal arbeitete eng zusammen mit einem gleichfalls nach Basel entsandten französischen Agenten, dem Marquis Pierre Claude de Poterat.<sup>8</sup> Seinen einfachen Adelstitel hatte er unter dem alten Regime mit dem des Marquis vertauscht. Wegen zweideutiger Geschäfte war der ehemalige Gardeoffizier in die Bastille verbracht worden, aus der ihn die Revolution befreite. Im Auftrag des Wohlfahrtsausschusses und später des Direktoriums begab er sich durch die Schweiz zweimal nach Wien, um mit dem ihm bekannten Minister Thugut über eine Friedensregelung zu verhandeln. Die Reise blieb ohne Erfolg. Thugut bezeichnete ihn als einen widerwärtigen Intriganten. Er ließ sich, unabhängig von der von ihm bekämpften französischen Gesandtschaft Anfang 1796 in Basel nieder, um von dort aus angeblich die feindlichen Truppen zu überwachen, die Schwarzwaldpässe zu erkunden und mit Emigranten Fühlung aufzunehmen. Als Besitzer eines französischen und eines österreichischen Passes galt er als Doppelspion, aber auch als Hasardeur, Hochstapler und Phantast. Er nahm Verbindung auf mit dem im nördlichen Breisgau stationierten antirevolutionären Corps des Prinzen Condé, aber auch mit deutschen revolutionären Kräften, denen im Falle eines Rheinübergangs der französischen Truppen bei Hünningen die Errichtung einer schwäbischen Republik vorschwebte. Moreaus Rheinübergang bei Kehl enttäuschte diese Erwartungen. Moreaus Stabschef General Reynier erklärte, im Rücken der französischen Armee dulde man keine Revolution. Am 4. VII. 1796 wurde der Unruhestifter Poterat durch Schweizer Behörden verhaftet und nach Paris verbracht. Bei Durchsicht seiner Papiere fand Barthélemy einen Entwurf, die Stadt Basel in Brand zu setzen. Poterat, der 1803 erneut in das Gefängnis einzog, starb 1807.

Nach Poterats und Bassals Weggang endigte in Basel, wie Barthélemy schrieb, *die unanständige und skandalöse Versammlung der Desorganiseure*.

Der Agent Probst wurde Anfang 1794 vom Pariser Wohlfahrtsausschuß unmittelbar nach Nürnberg entsandt. Die französische Gesandtschaft in Basel wurde erst am 2. IV. 1794 über Probsts Auftrag unterrichtet. Offenbar reiste jedoch Probst über Basel nach Nürnberg, da er mit Bassal auf Veranlassung des Sohnes Greiffenegg am Grenzacher Horn festgenommen wurde. Erst ein Dekret des Wohlfahrtsausschusses vom 21. November 1794 bestimmte, daß zwar der *Bürger Barthélemy, Gesandter der Republik in der Schweiz*, Geheimagenten ohne Vollmacht und ohne offiziellen Charakter in die Länder der deutschen Koalition entsenden dürfe, daß diese Agenten jedoch unmittelbar an den Wohlfahrtsausschuß schreiben dürften.<sup>9</sup> Als freie Reichsstadt, Sitz des fränkischen Kreiskonvents, Handelsknotenpunkt und Schauplatz der Auseinandersetzung zwischen dem Patriziat und dem vorwärts-

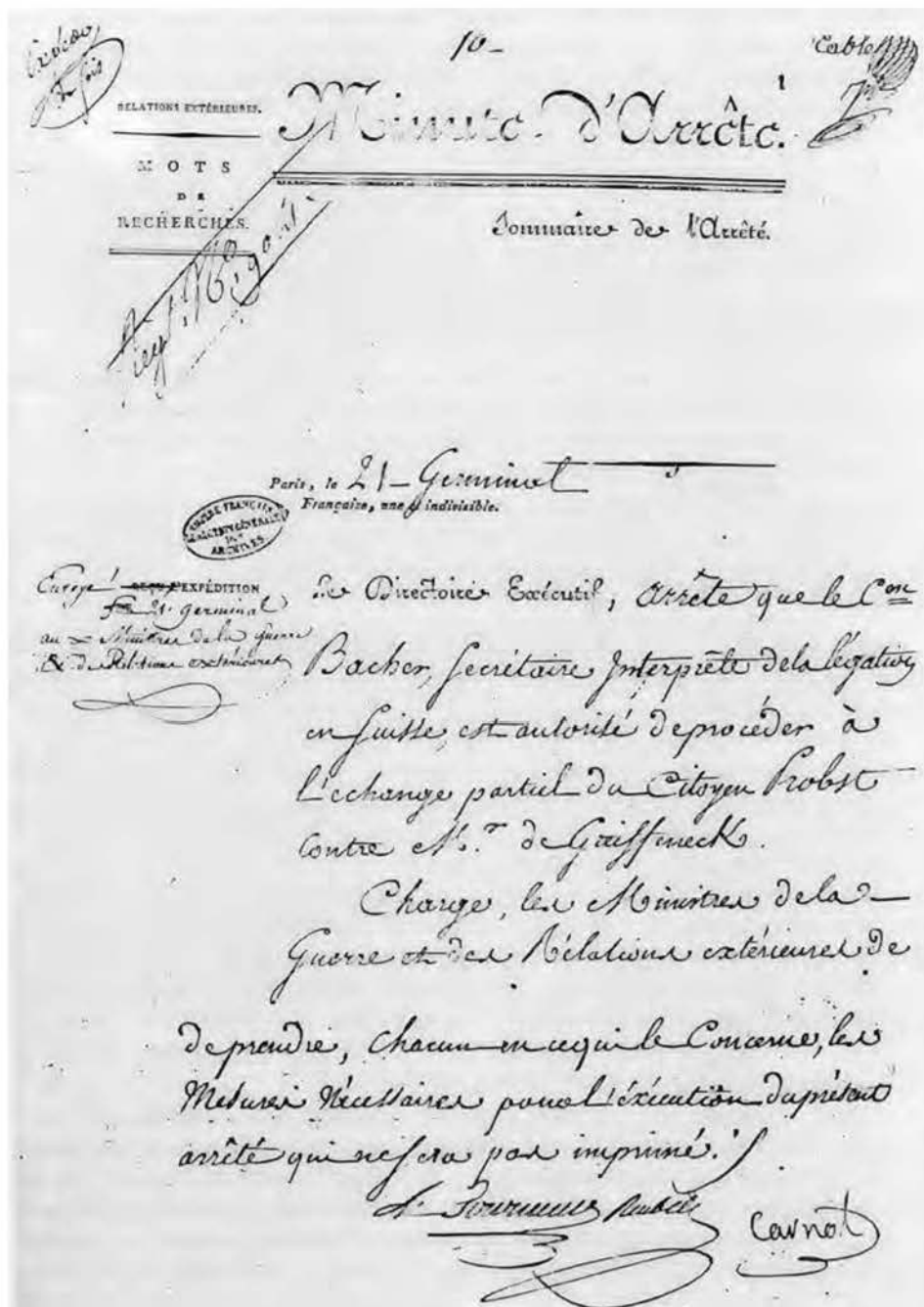


Abb. 1. Verfügung des Außenministeriums in Paris vom 21 Germinal des Jahres 6 (10. April 1797) über den Austausch Propst gegen von Greiffenegg.

strebenden gehobenen Bürgertum erschien Nürnberg für die Vornahme französischer Agententätigkeit als besonders geeignet. Auch war es möglich, unter falscher Deklaration lebens- und kriegswichtige Güter in das im Kriege mit den deutschen Staaten befindliche Frankreich einzuschleusen.

Probst fand in Nürnberg Unterstützung durch den Bankier Jean Tobias Kiesling, der als *ardent révolutionnaire* bezeichnet wurde, und seinen Bruder Justus Christian. Tobias Kiesling stellte Probst seine Adresse als Deckadresse zur Verfügung und Justus Christian schoß ihm im Laufe von 6 Wochen 3449 Dukaten vor, die für französische Propagandaschriften in deutscher Sprache und für Postgelder verwendet wurden, er begleitete ihn auf verschiedenen Reisen, die vermutlich der Lieferung kriegswichtiger Güter nach Frankreich dienten.

Als der Wohlfahrtsausschuß erwog, Probst im Hinblick auf seine verdienstvolle Tätigkeit einen offiziellen Status zu geben, sprach sich der Gesandte Barthélemy in einem Schreiben vom 5. V. 1795 an den Wohlfahrtsausschuß mit folgenden Worten gegen eine derartige Regelung aus:

*Der Bürger Probst hat Bildung, er ist sehr arbeitsam, aber er hat sich als so warmer Parteigänger der Guillotine und des Terrorismus erwiesen, daß ich nicht für klug halte, ihn aus der Rolle eines geheimen und nicht anerkannten Agenten herauszunehmen.*<sup>10</sup>

Probsts Tätigkeit in Nürnberg und später in Augsburg blieb der österreichischen Regierung nicht verborgen. Der österreichische Außenminister, Johann Amadeus Franz de Paula Freiherr von Thugut (1736–1818) riet von der Stellung eines offiziellen Auslieferungsantrags ab, da Probst hierdurch vorzeitig gewarnt würde, er empfahl vielmehr dem österreichischen Gesandten in München, Ludwig Konrad Graf von Lehrbach, mit Hilfe eines einzelnen Magistratsangehörigen sich der Person Probsts zu bemächtigen. Anfang Juni 1795 forderte Lehrbach auf der Durchreise durch Nürnberg die Festnahme Probsts, den er als den Urheber der im Frühjahr in Erlangen stattgefundenen Unruhen und als einen Erzjakobiner bezeichnete, und seine Auslieferung. Im Hause des Kaufmanns Kiesling wurde Probst mit Hilfe eines Senators festgenommen und dem kaiserlichen Hauptmann Fröhlich übergeben. Thugut wünschte eine Geheimhaltung dieser Maßnahme, um zu vermeiden, daß Frankreich einen Austausch des Häftlings verlange. Die Folgezeit erwies, wie berechtigt diese Überlegung war. Etwa ein Jahr später, Mitte August 1796, wurde Greiffenegg in Freiburg von den Franzosen verhaftet.

Greiffeneggs Festnahme ging auf eine Initiative Bachers zurück. Sie hatte den Charakter einer Geiselnahme. Der in Nürnberg auf österreichische Veranlassung verhaftete Probst war ein wichtiger Agent. Er sollte durch einen Gefangenenaustausch freigekauft werden. Eine Persönlichkeit von Ruf und Bedeutung mußte zum Austausch angeboten werden. Hierfür schien der in Freiburg verbliebene, österreichische Regierungsrat von Greiffenegg geeignet zu sein. Am 8. Thermidor des Jahres 4 (26 Juli 1796), schlug Bacher seinen aus Colmar stammenden elsässischen Landsmann Reubell, der Mitglied des Direktoriums war, vor, Greiffenegg durch die französische Rheinarmee in Freiburg festnehmen zu lassen.

Bereits fünf Tage später, am 13. Thermidor, erging die entsprechende Verfügung von Reubell.<sup>11</sup> Greiffenegg wurde in die Festung Pfalzburg verbracht. – Die weiteren Ereignisse vollzogen sich so, wie Bacher dies geplant und gewünscht hatte.

Zur Vorbereitung des Austauschs der im Koalitionskrieg zwischen Frankreich und Österreich gemachten Gefangenen, war unter Mitwirkung des österreichischen Gesandten in Basel, Degelmann, eine K. K. Auswechslungskommission gebildet worden. Sie erhielt, wie Degelmann am 11. 11. 1796 dem Minister Thugut berichtete, von Erzherzog Karl den Befehl, die Freilassung des in Pfalzburg sitzenden Greiffenegg zu veranlassen. Die Franzosen verlangten als Gegenleistung die Übergabe des noch immer in Nürnberg arretierten Emissärs Probst.

Der Gegenvorschlag der Österreicher, den in Straßburg arretierten Goldschmied Crusius gegen Greiffenegg auszutauschen, wurde von den Franzosen abgelehnt. Bürgermeister Burckhardt in Basel vermittelte zwischen den beiden Parteien. – Am 28. Febr. 1797 befahl der Außenminister Thugut die Auswechslung Greiffeneggs in die Wege zu leiten.<sup>12</sup> Am 21. Germinal des Jahres 6 der *einen und unteilbaren Französischen Republik* (10. April 1797), ermächtigte das Executiv-Direktorium den Sekretär-Dolmetscher der Gesandtschaft in der Schweiz, Bacher, den Austausch des Bürgers Probst gegen Herrn von Greiffenegg vorzunehmen. Das Kriegsministerium und das Ministerium der Auswärtigen Beziehungen wurden angewiesen, die zum Austausch erforderlichen Maßnahmen durchzuführen. Das Dokument ist von Letourneur, Reubell und Carnot, dem *Organisator des Sieges* unterzeichnet.

Bereits am 7. April 1797 war Greiffenegg mit dem Regierungssekretär Bannwarth in Rheinfelden eingetroffen. Probst mußte aus Nürnberg herbeigeschafft werden. Am 28. April 1797 fand die Auswechslung statt. Greiffenegg sah nach Degelmanns Bericht gut aus. Er klagte nicht über seine Behandlung.

Der Initiator der Geiselnahme Greiffeneggs war Bacher. Sein ferneres Schicksal erinnert an Aufstieg, Peripetie und Sturz eines Helden der klassischen Tragödie.

Bacher wurde Anfang 1796 von seiner Regierung als Agent nach Regensburg, dem Sitz des Reichstags entsandt. Die diplomatischen Beziehungen Frankreichs zu einer Reihe deutscher Staaten waren eingestellt. Regensburg bot Möglichkeiten der Beobachtung, der Kontakte und der Überwachung der feindlichen Heere. Am 10. Jan. 1799 erwähnte der österreichische Minister Thugut in einem Brief an Cobenzl die gefährlichen Intrigen des französischen Agenten Bacher und seiner *perfiden Anhänger*, aber erst am 9. Juli 1799 wurde Bacher auf Betreiben des Erzherzogs Karl aus Regensburg ausgewiesen. Im Mai 1801 kehrte er dorthin zurück.

Napoleon ernannte ihn 1806 zum Gesandten bei den Rheinbundstaaten mit dem Sitz in Frankfurt. Bachers Konzept war die Errichtung eines deutschen Bundes unter dem Protektorat Napoleons unter Ausschluß von Preußen und Österreich. – Bei der Besetzung Wiens durch Frankreich wurde Bacher Generaldirektor der Polizei. Napoleon ernannte ihn am 29. März 1809 zum *Baron d'Empire*. Dahlberg bot ihm das Amt eines leitenden Ministers in seinem Großherzogtum an.

Nach seiner Abberufung durch Talleyrand (6. Nov. 1811) kehrte Bacher nach Frankfurt zurück. Nach der Völkerschlacht bei Leipzig (16., 18., 19. Oktober 1813) floh Bacher zu Fuß in Richtung Straßburg. Er schleppte eine große Summe Goldes mit. Das Gewicht des Goldes verletzte ihn. Die Ermüdung zwang ihn, sich in einem

Graben auszuruhen. Er rief nicht um Hilfe, um nicht bestohlen zu werden. Er erlag seiner Erschöpfung.

Die „Biographie universelle“ schrieb über Bacher: „Er diente (seinem Lande) mit einer Hingabe, die ihm Feindschaften zugezogen hat. Man hat seine Habsucht getadelt, und dieser Fehler war die Ursache seines Todes, aber man hat niemals seine Redlichkeit in Frage gestellt. Er hat über Deutschland und die Schweiz Berichte abgefaßt, deren Gesichtspunkte gesund waren, und Informationen, die für Frankreich nützlich waren.“

Man fand Bacher entseelt mit seinem Schatz am Ort seiner vergeblichen Zuflucht.

#### ANMERKUNGEN

- <sup>1</sup> Papiers de Barthélemy 1792—1797 publ. par M. Jean KAULEK Paris 1886 ff. I, 27, 173, 328, 464.
- <sup>2</sup> SCHEEL H.: Süddeutsche Jakobiner. Klassenkämpferische und republikanische Bestrebungen im deutschen Süden. 1962.
- <sup>3</sup> BARTHÉLEMY, Memoires 1768—1819 publ. par Jacques de DAMPIERRE Paris 1914.  
Papiers de Barthélemy, ambassadeur de France en Suisse, publ. par Jean KAULEK Paris 1887, 1888, 1889, 1894.
- <sup>4</sup> OTTO F.: Theobald Bacher, ein elsässischer Diplomat im Dienste Frankreichs. In Straßb. Beiträge zur neueren Geschichte Bd. III, Heft 1, 1910.
- <sup>5</sup> BARTHÉLEMY, Memoires 73, 107; 172.
- <sup>6</sup> BARTHÉLEMY, Memoires 6.
- <sup>7</sup> BARTHÉLEMY, Memoires 6, 149, 151, 160;  
SCHEEL S.: Süddeutsche Jakobiner 180, 183, 188, 216, 741.
- <sup>8</sup> OBSER K.: Der Marquis von Poterat und die revolutionäre Bewegung am Oberrhein. ZGORh N. F. VII S. 385 (1892).  
SCHEEL S.: 177, 183, 184, 188.
- <sup>9</sup> SCHEEL S.: 150, 161—163.
- <sup>10</sup> SCHEEL S.: 162.
- <sup>11</sup> GUYOT R.: Le Directoire et la Paix de l'Europe, Paris 1911, S. 85, Anm. 4. „Pour obtenir sa mise en liberté, Reubell et Bacher s'entendirent pour faire saisir à Fribourg, par l'armée du Rhin, et emmener secrètement à Phalsbourg l'ancien résident imperial en Suisse, Greiffenegg père, qui fut relâché plus tard en échange de Probst“. Das von GUYOT erwähnte Schreiben Bachers an Reubell vom 8. Thermidor Jahr 4 und die Verfügung Reubells vom 13 Thermidor lassen sich nicht mehr auffinden. SCHEEL S. 163, Anm. 60.
- <sup>12</sup> Oesterr. Staatsarchiv. Abt. HHuStArchiv Wien, Berichte aus der Schweiz. Faszikel 199. 206.



# Zur Geschichte der Höllentalbahn

Von HELMUT BENDER

„Das erste größere Bauprojekt, das diesen mageren Jahren [1880–1885; in diesem Zeitraum im Badischen kein Kilometer Zuwachs an Eisenbahnstrecke] folgte, war die berühmte Höllentalbahn Freiburg–Neustadt, das letzte von Gerwig bearbeitete Projekt, technisch ein Meisterwerk, verkehrsgeographisch aber ein Fehlbau . . . Die Höllentalbahn fiel – der badischen Nordsüd-Tradition entsprechend – der Schwarzwaldbahn zum Opfer . . .“ – soweit Kuntzemüller<sup>1</sup>.

Kein Geringerer als Kaiser Napoleon III. hatte bereits in den sechziger Jahren Interesse an einer internationalen Querverbindung Paris durch die Vogesen via Breisach – Freiburg – Höllental – Donaueschingen – Ulm – München – Wien bekundet. Doch die hohe Politik und das Entstehen der Schwarzwaldbahn (vollendet 1873) ließen ein solches Projekt auf längere Zeit wieder in den Hintergrund treten. Gerwig hatte in den achtziger Jahren gleich mehrere diesbezügliche Planungen (zwecks Überquerung des südlichen Schwarzwalds von Freiburg ostwärts) vorgelegt, eines davon stammte noch aus der Zeit bald nach 1860: dieses deckte sich weitgehend mit den Vorstellungen des Kaisers Napoleon und war durch den Colmarer Bürgermeister Peyerimhoff unterbreitet worden. Auch ein damaliges „Freiburger Eisenbahncomité“ hatte eine solche Lösung vertreten. Das Hauptproblem, der Durchgang durch die Höllentalklamm, konnte zu jener Zeit freilich nur mit Hilfe eines Zahnradsystems realisiert werden<sup>2</sup>. 1866 kam es zur Abfassung einer ersten Denkschrift, und 1869/70 veröffentlichte Gerwig einen Kommissionsbericht, der u. a. darauf hinweist, daß man „aus 153 Orten des Landes herbeigekommen [sei], um die alte Bitte dringend zu wiederholen, daß der Bau einer Bahn von Freiburg nach Donaueschingen gesetzlich festgelegt und tunlichst bald begonnen werde . . .“<sup>3</sup>.

In diesem Zusammenhang wurde auch ein Schweizer Spezialist, nämlich der Oltener Ingenieur Karl Müller, beigezogen. In seinem Gutachten heißt es u. a. „Nicht nur das zu Berge Schaffen der Züge hat seine Schwierigkeiten, sondern auch die Talfahrt zeigt ihre großen Nachtheile. Es muß nahezu die Hälfte der Räder gebremst werden, was sowohl für Schienen als für Wagen äußerst nachtheilig ist und ein großes Bremserpersonal erfordert . . .“<sup>4</sup>.

Die heutige Straße durchs Höllental war im Jahr 1857 angelegt worden. Schon damals hatte man sich zugunsten des eigentlichen Höllentals gegen die noch immer lebhaft benutzte Wagensteige entschieden. „Erst im Jahre 1755 . . . wurde der bisherige Saumpfad durch fronende Bauern verbreitert und fahrbar gemacht. 15 Jahre später wurde die Straße an einigen Stellen nochmals erweitert, um genügend Raum zu schaffen für die Wagen der Kaisertochter Marie Antoinette, welche auf ihrer Brautfahrt nach Paris den Weg durchs Höllental wählte . . .“<sup>5</sup>.

Gewissermaßen auf zwei Ebenen begann nun das Tauziehen um eine Realisierung der Höllentalbahn: einerseits ging es um Wagensteige oder Höllentalklamm, und andererseits um internationale Durchgangs- oder bloße Touristen- bzw. Lokalbahn. Man entschied sich zu Kompromissen: zwar durchs Höllental und damit für die kürzere Verbindung, dann aber füringleisigkeit und damit nicht für eine internationale Streckenführung; vom noch preisgünstigeren Bau einer bloßen Schmalspurbahn nahm man zum Glück wie-

der Abstand. Zwischen Hirschsprung und Hinterzarten sah man von vornherein eine Zahnradstrecke nach Schweizer Vorbild vor. Mit Gesetz vom 24. Mai 1882 hatte man von Regierungsseite (Zweite Kammer) Grünlicht gegeben. 1884 begann man mit dem Bahnbau im wesentlichen parallel zur Höllentalstraße. Gerwig selbst erlebte die Fertigstellung nicht mehr, er verstarb bereits 1885, während die Bahn erst am 21. Mai 1887 eröffnet werden konnte.

Noch im Eröffnungsjahr konnte der erste Reiseführer „Die Höllenthalbahn von Freiburg nach Neustadt“<sup>6</sup> erscheinen. „Die Höllenthalbahn, welche eines der romantischsten Thäler des Schwarzwaldes durchzieht, wird ihres landschaftlichen Reizes wegen von Fremden sehr stark besucht werden . . . Aber auch der Techniker wird bei diesem, bald unbemerkt dem Gelände sich anschmiegenden, bald in kühnem Zuge alle Hindernisse durchbrechenden Bahnbau, Gelegenheit haben, manches für sein Fach Interessante zu sehen; ich erwähne nur die hier durchgeführte Combination von Adhäsionsbahn und Zahn-schienenbahn . . .“<sup>7</sup>. Im folgenden wird u. a. darauf hingewiesen, daß man sich vor allem wegen der Weiterplanung der Bahn in Richtung Donaueschingen für die Normalspur entschieden habe. „Die in Freiburg eingesetzte Eisenbahn-Inspektion trat am 1. April 1883 in Thätigkeit. Die Gebirgsstrecke von der Station Himmelreich bis Titisee, welche wegen bedeutender Terrainschwierigkeiten eine längere Bauzeit erforderte, wurde mit ihren Tunnels und Stützmauern zuerst in Angriff genommen, die übrigen Strecken erst im darauf folgenden Jahr. Die Bahn Freiburg – Neustadt ist eine vom Staate erbaute und betriebene Localbahn (Secundärbahn), sie ist veranschlagt zu 7,707,000 Mark incl. Gütererwerbung, Verwaltungskosten, Bauzinsen und Anschaffung des Betriebs-Materials.“<sup>8</sup> Neben dem Personenverkehr sollte die Bahn vorwiegend dem Abtransport der „gewaltigen Holzmassen“ sowie den „Erzeugnissen der industriereichen und gewerbthätigen Orte der Bezirke Neustadt, Lenzkirch und Furtwangen etc.“ dienen.

Folgen wir in unserm Zitieren der Ausführlichkeit dieses ersten zuständigen Reiseführers! „Die Gesamtlänge der . . . Bahn beträgt von der Mitte der Station Freiburg bis Mitte Aufnahmsgebäude Neustadt 34,891 km und bis zum obern Ende der Station noch 50 m. . . . Zwischen Hirschsprung und Hinterzarten mit 7,175 km Länge ist Zahnradbetrieb mit Ausnahme der Station Posthalde . . . Von der ganzen Bahnlänge . . . liegen 18,255 km in gerader Linie und 16,686 in Kurven . . . Der kleinste Kurven-Halbmesser beträgt 240 m, der größte 800 m . . . Vom Ende des Bahnhofs Freiburg an fällt die Bahn . . . dann steigt sie fortwährend bis zu ihrem höchsten Punkte 893,53 m zwischen Hinterzarten und Titisee . . . Die gesammte Höhe, welche mittels Zahnradbetrieb erstiegen wird, beträgt 326 m . . .“<sup>9</sup>. Dazu Kuntzemüller<sup>10</sup>: „Immer wieder hemmte die lästige, 7 km lange Zahnradstrecke . . . Die Höllentalbahn war in dieser Gestalt eben mehr oder minder verpfuscht . . .“. Erst 1901 war die Inanspruchnahme der Zahnradstange auf der Talfahrt infolge Einsetzen leistungsfähigerer Lokomotiven wegfallen. Mit neuen schweren Tendermaschinen konnte man ab 1933 ganz ohne Zahnradbetrieb auskommen. Die 1933/36 durchgeführte Elektrifizierung (bereits 1906 vorgeschlagen und erhofft, nunmehr als hochgespannter Drehstrom vom Badenwerk direkt bezogen und erst in der Fahrdrableitung umgespannt, ein damals völlig neues und in der Praxis unerprobtes Verfahren, das dann in den Nachkriegsjahren zugunsten der Hauptbahnleitungen wieder abgebaut und vereinfacht wurde) führte zu weiteren Beschleunigungen. Die neue Trassierung der Anfangsstrecke Freiburg-Hbf. bis Freiburg-Wiehre, die auch Zweigleisigkeit in diesem Abschnitt brachte, war bereits im März 1914 aus verkehrstechnischen Gründen begonnen worden, in den Kriegs- und Nachkriegsjahren ruhten freilich diese Arbeiten, um dann 1925/1934 vollends realisiert zu werden.

Doch nochmals zurück zu unserm ersten Höllentalbahn-Reiseführer! „Es mussten . . .

zur Herstellung des Bahnplanums eine Anzahl Gebäulichkeiten beseitigt werden. – Die Gesamtkosten der Grunderwerbung, welche den Städten Freiburg und Neustadt oblag, können z. Z. nicht genau angegeben werden, sie überschreiten aber keinesfalls den Voranschlag von 817 000 M.“<sup>11</sup>. – „Auf der ganzen Strecke zwischen Freiburg und Neustadt wurden 563,000 cbm Gesamtmasse an Erde und Fels bewegt . . . Die Ausführung dieser oft schwierigen Arbeiten incl. Brücken, Dohlen, Stützmauern, Strassen- und Bachverlegungen wurde grösstentheils an Italiener, welche in dieser Arbeit, namentlich im Felsensprengen, viel Geschicklichkeit und Leistungsfähigkeit zeigen, in Strecken von 200–1500 Meter Länge vergeben . . . Die Gesamtmasse an Mauerwerk beträgt in Mörtel ausgeführte Stützmauern 14923 cbm, das Trockenmauerwerk, Futtermauern 2377 cbm . . . Auf der Strecke Himmelreich-Hinterzarten kommen 7 Tunnel von mit zusammen 886 m Länge . . . Sie sind sämmtlich eingewölbt. Der natürliche Felsen (klüftiger Gneis) konnte auch nicht als Widerlager benützt werden . . . Die hierzu erforderlichen Sandsteine wurden von Lahr, der Granit aus dem Bärenthal und von Schluchsee bezogen . . . Auf der ganzen 35 km langen Bahn mussten 41 Brücken, Viaducte, Durchfahrten, Durchlässe und Durchgänge, 150 Dohlen unter 1 m, sowie 155 Cementrohrdohlen von 0,15 0,45 Weite, erbaut werden. Von den Brücken ist die bemerkenswertheste jene über die Ravennaschlucht beim Sternen in Höllsteig . . . Dieser 144 m lange und 37 m hohe Bau liegt in der Zahnstangenstrecke, er hat eine Steigung von 5 ‰ und beschreibt gleichzeitig einen Bogen von 240 m Radius . . . Die Brücke hat 4 Oeffnungen von je 36 m . . . Die Widerlager und die Pfeiler I. und III. sind auf Felsen, der II. Pfeiler auf festen steinigem Boden gegründet . . . Die aus freiaufliegenden Parallelträgern bestehende Eisenkonstruktion ist an den Widerlagern durch Konsole und auf den Pfeilern durch die sog. Führungsständer gegen Seitenschwankungen geschützt. Das Gewicht derselben ohne Schienen und Zahnstange, jedoch mit Geländer beträgt 255 500 kg. Die Dimensionen der einzelnen Konstruktions-theie wurden so stark bestimmt, dass die Brücke nicht nur die normale Belastung durch einen Zahnradzug, sondern auch ausnahmsweise die Maximallasten einer Hauptbahn (2 Maschinen schwerster Gattung) zu tragen vermag.“<sup>12</sup> 1926/27 erfolgte dann der geradlinige Neubau des Ravennaviaduktes, der bei Kriegsende 1945 sinnlos gesprengt und 1947 wieder aufgebaut wurde.

Speziell dürften hier noch Details der Zahnradstrecke interessieren. Die Anwendung der Zahnstange und des Zahnrades ist nahezu so alt wie der Lokomotivbau selbst. Man hatte nämlich bereits vor der Mitte des verangenen Jahrhunderts befürchtet, die glatten Räder würden nicht fest genug auf den Schienen haften. Später behielt man das Zahnradsystem für geneigte Strecken bei. Besonders die Schweizer Bauingenieure entwickelten verschiedene System (etwa Rigenbach beim Bau der Rigibahn). Die für die Höllentalbahn angewandte Zahnstange war eine Art Leiterzahnstange, und zwar derart überhöht, daß die tiefsten Punkte der Zahnräder 15 bis 25 mm über den Oberflächen der eigentlichen Fahr-schienen lagen. So behinderten sie weder Lokomotiven noch Wagen, die Geleise der normalen Adhäsionsbahn zu befahren. „ . . . auf der Zahnradstrecke Hirschsprung – Hinterzarten ist mittelst eiserner Sattel die Zahnstange auf den gewöhnlichen Querschwellen zwischen dem Geleise befestigt. Am Anfang und Ende jeder Zahnstangenstrecke ist an die feste Zahnstange ein bewegliches Einfahrstück angeschlossen, welches die Einführung der Zahnräder in die Zahnstange besorgt. Auf den Stationen bewegt sich die Locomotive lediglich mittelst des Adhäsionstriebwerks und erst wenn die Locomotive dieses Einfahrts-Stück passirt hat, wird der Dampf in die Cylinder des Zahnradtriebwerks der Locomotive eingelassen, womit dann die Wirksamkeit des Zahnradbetriebs beginnt.“<sup>13</sup> Im Anschluß daran wird noch darauf hingewiesen, daß hohe Sicherheit gewährleistet ist und daß an allen Personen- und Güterwagons noch ein Zahnrad angebracht wurde, das

nur zum Bremsen diente: „Durch diese Vorrichtungen kann der Zug fast momentan zum Stehen gebracht werden. – Die Fahr-Geschwindigkeit bei einer Zahnradbahn ist je nach der Grösse der Steigung 6 bis 15 km in der Stunde. Bei der Höllenthalbahn mit 5<sup>1</sup>/<sub>2</sub> ‰ Steigung ist eine Geschwindigkeit von 10 km angenommen.“<sup>14</sup> Ein Beweis mehr, daß die Bahn mit einem solchen System den zunehmenden Geschwindigkeitstendenzen nicht günstig sein konnte.

An Lokomotiven standen kombinierte Adhäsions- und Zahnrad-Tender-Maschinen zur Verfügung. Sie hatten vollständig getrennte Triebwerke und daher je vier Dampfzylinder. Mit dem Normaltriebwerk waren sechs Räder gekoppelt. Die Zahnräder waren beidseitig mit Bremsscheiben versehen. Als Personenwagen benutzte man zweiachsige Waggons mit vorn und hinten offenen Kanzeln zum Ein- und Aussteigen. Jeder Wagen verfügte über eine zusätzliche separate Handbremse. „Vorerst sind eingestellt: 5 Locomotiven gemischten Systems, 9 Personenwagen II. und III. Klasse, 2 Postwagen, 3 Gepäckwagen, 6 gedeckte Güterwagen, 5 offene Güterwagen und 20 Schemelwagen für Langholz.“<sup>15</sup>

Unser Höllentalbahnreiseführer scheint sehr begehrt gewesen zu sein, bereits 1906/07 konnte dessen 14. Auflage erscheinen. In der „Einleitung“ dazu heißt es u. a.: „Die industriellen und commerciellen Verhältnisse dieses Schwarzwaldtheils werden aber nun noch viel mehr gefördert werden, nachdem die Bahn bis Donaueschingen weiter geführt und damit der Anschluss an die Schwarzwaldbahn, die württembergischen und bayrischen Bahnen erreicht worden ist. Die Genehmigung zum Weiterbau bis Donaueschingen wurde vom bad. Landtage 1896 ertheilt. Am 15. Juni 1896 begann die Eisenbahnbauinspektion Neustadt ihre Thätigkeit mit Bearbeitung der Einzelentwürfe. Im Dezember 1898 wurden die ersten Bauarbeiten vergeben und am 20. August 1901 erfolgte die Betriebseröffnung von Neustadt bis Donaueschingen . . .“<sup>16</sup>

Im selben Jahr (1907) erschien ein „Illustrierter Führer durch Freiburg . . . mit Einschluß der Höllentalbahn“<sup>17</sup>. „Die Höllentalbahn bildet durch die Kühnheit und Großartigkeit ihrer Anlage ein würdiges Seitenstück zur Schwarzwaldbahn. Sie bietet bei dem Wechsel zwischen engem und breitem Tal, zwischen freundlichen, wohlhabenden Dörfern und alten Burgruinen und Kapellen, sowie durch ihren Bau selbst . . . eine große Fülle landschaftliche Reize . . . Die Fahrt bis Titisee dauerte etwa 1<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Std.“<sup>18</sup> Das übrige ist ausführlichste Streckenbeschreibung, wie das auch schon die Vorgänger feiern – die Faszination durch die Eisenbahn hat in diesen Jahrzehnten ihre Kulmination erreicht, wenn wir einmal vom nostalgischen Nachhinein heutiger Zeit absehen. Was freilich nicht heißen will, daß man bereits in den Jahren ihrer Errichtung nicht von ihr aufs lebhafteste angetan gewesen wäre. Hingewiesen werden soll in diesem Zusammenhang auf den Lenzkircher Uhrenfabrikanten Franz Josef Faller (\* 1820), der aus wirtschaftlichen Gründen zu einem der intensivsten Befürworter der Höllentalbahn wurde; sein Todestag fällt mit der Einweihung dieser Bahn zusammen. Zu offizieller Begrüßung hatte er mit anderen an diesem Tag den Großherzog Friedrich auf dem Bahnsteig in Titisee erwartet: wenige Minuten vor Einfahrt des Zuges bricht er, vom Schlag getroffen, zusammen. Der Großherzog erfährt von Fallers Tod und vereinigt in seiner Rede Eröffnungsfreude mit Trauergedenken<sup>19</sup>.

Der Vollständigkeit halber sei als nächstes „Ereignis an der Strecke“ die Eröffnung der rund 20 km langen Zweigbahn Neustadt – Kappel – Lenzkirch – Bonndorf im Jahre 1907 erwähnt. Andere Planungen hatten seinerzeit eine Bahn Titisee – Bonndorf vorgesehen. Auf die Dreiseisenbahn Titisee – Schluchsee sei ebenfalls hingewiesen<sup>20</sup> Ein ursprüngliches Projekt hatte sogar eine Bahn Littenweiler – Oberried – St. Wilhelm – Todtnau – Menzenschwand – St. Blasien realisieren wollen.

In keinem Fall sollten wir die Höllentalbahn jedoch nur als eine Fehlplanung bewerten. Daß sie nicht zweigleisig gebaut wurde, ist gewiß ihr Manko. Dieser Tatsache ist es in

der Hauptsache zuzuschreiben, daß sie in jüngster Zeit von der Bundesbahnverwaltung recht kritisch betrachtet und eingestuft wurde. Doch sie auf den Aussterbeetat zu setzen, wäre Vermessenheit. Der „Weltverkehr“ darf keine Markette hierfür sein. Sie hat ihre Geschichte, hat ihre Tradition, ihre tagtägliche Berechtigung. Auch und gerade im Zeitalter des Autos. Daß sie in allerjüngster Zeit zur ausschließlichen Eilzugstrecke deklariert wurde, mag darüber hinaus Licht- und Schattenseiten aufweisen. Einerseits die erfreuliche Beschleunigung für den Durchreisenden, andererseits die Einbußen für den Wanderer, der gerade von den verschiedenen Haltepunkten im eigentlichen Höllental seine Ziele bequem variieren konnte. Nun aber muß er froh sein, überhaupt noch seine Bahnfahrt durchs Höllental im Eilzugstempo verwirklichen zu können!

Aufschlußreich gibt sich abschließend auch eine Reiseführerschilderung, wie sie während der Bauzeit der Bahn abgefaßt wurde. Wir wählen hierfür die 4. Auflage des Schnars'schen Schwarzwaldbandes<sup>21</sup> von 1885. „Der Bau der Höllenthalbahn wird 1886 [!] vollendet. Diese wird als eingleisige Normalspurbahn für Sekundärbetrieb u. auf den Strecken, wo die Gefällverhältnisse es erfordern, für den Zahnradbetrieb eingerichtet. Die projektierte Linie zweigt auf der Station Freiburg von der Hauptbahn . . . ab, wendet sich nach der Vorstadt Wiehre, führt dann entlang der I. Thalwand der Dreisam nach Littenweiler u. Kirchzarten. Bei Station Himmelreich tritt sie in das Höllental u. führt an dessen rechtsseitiger Wand aufwärts. Alsbald durch 3 Tunnels zur Station Höllenthal [! das spätere Hirschsprung]. Beginn der Zahnradstrecke. Abermals durch einen Tunnel, dann folgen die Stationen Posthalde u. Sternen [! das spätere Höllsteig]. Auf hoher Brücke überschreitet die Bahn das Ravennathal, geht durch einen kleinen Tunnel, dann über die Landstrasse, u. gewinnt mittelst eines grossen Tunnels die rechte Wand des Zartenbach (Löffel-) Thales; abermals durch einen kleinen Tunnel u. hinauf nach Hinterzarten, Ende der Zahnradstrecke . . . u. führt nach der Station Titisee. Alsbald tritt sie auf das rechte Ufer der Gutach u. senkt sich nach 35 km Neustadt (828,2 m) hinab . . .“<sup>22</sup>. In den davorliegenden Jahren (vor der Bahnrealisierung) hatte man in den einschlägigen Reiseführern das Höllental ausschließlich per pedes oder aber per Postverbindung angegangen. „So anmuthig das breite Thal der Dreisam sich vom Schlossberge bei Freiburg aus darstellt, u. auch beim Durchwandern bleibt, so verliert man doch im eignen Wagen oder auf dem Dache des Postomnibus bis zum Himmelreich nichts. Von hier aber lohnt die Fusswanderung selbst bis Neustadt, zum Mindesten aber bis auf die Höhe der Höllsteige, bis zum Wirthshaus zum Rössle. Die einfachste und beste Einrichtung ist diese: Mit der Frühpost bis zum Himmelreich. Fusswanderung bis zum Sternenthause. Hier Platz für die Nachmittagspost sichern. Dann zu Fuss zur Höhe beim Rössle hinauf. Hinab durch die Ravennaschlucht zum Stern zurück . . .“<sup>23</sup>. Und 15 Jahre nach der Eröffnung der Bahn? Von Saig wird nach Titisee gewandert: „Wenige Min. zum Bahnhof. Bahnfahrt bis Station Himmelreich zur Besichtigung der sehr interessanten Höllenthalbahn . . .“<sup>24</sup>.

„Im Jahre 1875 waren bis auf die Höllenthalbahn . . . die Strecke Waldkirch – Elzach . . . und die Dreiseenbahn . . . alle größeren badischen Strecken ausgebaut . . .“, resümiert Stiefel in seiner badischen Bestandsaufnahme<sup>25</sup>. Das erinnert uns vor allem an die letztlich unvollendet gebliebene Elztalbahn, deren erster Abschnitt Denzlingen – Waldkirch bereits 1875 fertiggestellt worden war. Anbetracht der nachmaligen Konkurrenz der Höllenthalbahn konnte man sich (1901) lediglich zur Weiterführung dieser Strecke bis Elzach entschließen. Freilich war auch hier von vornherein durch die Eingleisigkeit die Chance einer internationalen Verbindung via Stuttgart – Würzburg – Nürnberg verpaßt worden. Was bis zur Jahrhundertwende nicht fertiggestellt wurde, hatte es zudem schwer, noch in irgendeiner Form verwirklicht zu werden. Das gilt etwa auch für die Planung eines Feldbergdurchstiches, um von Zell im Wiesental aus die Höllenthalbahn in Höhe Titisee zu er-



reichen. „Mit dem Bau der schmalspurigen Bahn Zell – Todtnau [1889 – also nach Fertigstellung der Höllentalbahn] war freilich auch dieses Traumbild entschungen“<sup>26</sup>. – Zu guter Letzt muß man den Planungen und Realisationen der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts schließlich auch zugute halten, daß die hierfür nötigen finanziellen Mittel keinesfalls unbegrenzt zur Verfügung standen. Durch die Gleichzeitigkeit verschiedener größerer Projekte war allenthalben ein Tauziehen um die Priorität einzelner Strecken und Streckenführungen entstanden. Vor der Ersten Kammer der Badisch-Großherzoglichen Regierung gestand daher der Freiburger Oberbürgermeister Dr. Winterer am 12. Juli 1906: *Der Umstand, daß, seinerzeit alle Beteiligten gesagt haben, wir sind mit der nicht ganz vollkommenen Einrichtung [der Höllentalbahn] einverstanden, wenn sie nur rasch gemacht wird, erschwert die Kritik . . .*<sup>27</sup>.

#### ANMERKUNGEN

- <sup>1</sup> A. KUNTZEMÜLLER, Die badischen Eisenbahnen 1840—1940, 1940, S. 98.
- <sup>2</sup> H. BENDER, Durch die Höllenklamm zur freien Höh – Die Geschichte der Höllentalbahn und ihre Bedeutung für die Erschließung des Schwarzwaldes, in: Freiburger Almanach 22/1971, S. 121 ff.
- <sup>3</sup> Verhandlungen 1869/70, Zweite Kammer, 6. Beilagenheft (zit. nach Kuntzemüller, vgl. Anm. 1).
- <sup>4</sup> Bericht des Oberingenieurs Müller von der schweizerischen Zentralbahn an die Gemeindebehörden der Städte Freiburg und Neustadt über die Erstellung der Höllentalbahn, in: Fasz. Höllentalbahn, Städt. Arch. Freiburg (zit. nach KUNTZEMÜLLER, vgl. Anm. 1).
- <sup>5</sup> F. SEYFARTH, Unser Freiburg und seine Umgebung, 1914; Neudruck 1979, S. 224.
- <sup>6</sup> Verf. A. FRITZ. Druck und Verlag F. Thiergarten, Buchdruckerei »zum Gutenberg« Freiburg i. Br.
- <sup>7</sup> Ebda., Vorwort.
- <sup>8</sup> Ebda., S. 5.
- <sup>9</sup> Ebda., S. 8 ff.
- <sup>10</sup> Vgl. Anm. 1, S. 100.
- <sup>11</sup> Vgl. Anm. 6, S. 10.
- <sup>12</sup> Ebda., S. 10 ff.
- <sup>13</sup> Ebda., S. 15 ff.
- <sup>14</sup> Ebda., S. 17.
- <sup>15</sup> Ebda., S. 19.
- <sup>16</sup> S. 5.
- <sup>17</sup> In: Woerl's Reisehandbücher, Leipzig.
- <sup>18</sup> Ebda., S. 59.
- <sup>19</sup> H. BENDER, Ein Förderer der Schwarzwaldindustrie — Zum 100. Todestag Franz Josef Fallers, in: Alb-Bote vom 16./17. Juli 1977.
- <sup>20</sup> R. LIESSEM-BREINLINGER, 50 Jahre Dreiseisenbahn . . . , in: 150 Jahre Freiburger- und Breisgau-Geschichtsverein („Schau-ins-Land“) 94./95. Jahresheft, S. 331 ff.
- <sup>21</sup> Neuester kleiner Führer durch den Schwarzwald von Dr. C. W. SCHNARS, 1885.
- <sup>22</sup> Ebda., S. 132 f.
- <sup>23</sup> Neuer Wegweiser durch den Schwarzwald . . . Von Dr. G. v. SEYDLITZ, 1870, S. 150.
- <sup>24</sup> Der Schwarzwald von Baden-Baden bis zur Schweizer Grenze, herausgegeben von Ph. BUSSEMER. Fünfte vermehrte Auflage, 1902, S. 34.
- <sup>25</sup> K. STIEFEL, Baden 1648—1952, Band II, 1978, S. 1518.
- <sup>26</sup> Vgl. Anm. 1, S. 151.
- <sup>27</sup> Amtliche Berichte . . . 1905/06, S. 415 (zit. nach KUNTZEMÜLLER).

## Besprechungen eingegangener Bücher

**Helmut Maurer**, Der Herzog von Schwaben. Grundlagen, Wirkungen und Wesen seiner Herrschaft in ottonischer, salischer und staufischer Zeit. Jan Thorbecke Verlag, Sigmaringen 1978. 359 S., zahlr. Abb.

Trotz zahlreicher Einzelstudien, von denen die wichtigsten in einer historiographischen Einführung (S. 13–29) vorgestellt werden, ist die Gestalt des „Herzogs von Schwaben“ bisher eine weithin unbekannte Größe geblieben. Helmut Maurer unterzieht sich der längst fälligen Aufgabe, Grundlagen, Wirkung und Wesen des „Herzogs“ über einen Zeitraum von dreieinhalb Jahrhunderten nachzuspüren, „den Funktionen, die mit dem Herzogstitel verbunden sind, . . . den geistigen und rechtlichen Grundlagen der Herzogsherrschaft, . . . den Wirkungen, die von der Herrschaft des Herzogs auf das Land und seine Bewohner ausgegangen sind“. Erste wesentliche Erkenntnisse ergeben sich aus einer verfassungstopographische Betrachtung der einzelnen „Vororte“ der Herzogsherrschaft in Schwaben, die, wie man das mit den Königspfalzen seit längerem für das Königtum zu tun gewohnt ist, als „Herrschaftszeichen“ des Herzogs aufgefaßt und interpretiert werden. „Vororte des Herzogs“ (S. 33–127): damit sind jene, vor anderen Örtlichkeiten erkennbar bevorzugten, zentralen Orte, jene Hauptorte gemeint, an denen sich für längere Zeit und in einem besonderen Maß Herzogsherrschaft manifestiert und lokal verdichtet hat. Im 10. Jahrhundert treten in dieser Weise drei Orte hervor: An der königlichen Pfalz Bodman mit ihren Fiskalgütern findet Pfalzgraf Erchanger Rückhalt, der 915 auf dem Schlachtfeld zu Wahlwies zum Herzog erhoben wird. Nach dem Verlust der Pfalz wird der nahe Hohentwiel zum Herzogsort, dessen Bedeutung von Burchard III. durch die Gründung eines Burgt Klosters noch unterstrichen wird. Wahlwies in der Ebene als Stätte von Herzogslandtagen und -gerichten ist mit Burg und Kloster, der „Residenz“ des Herzogs, eng verbunden.

Ende des 10. Jahrhunderts haben die Orte im Umkreis der einstigen Königspfalz ihre Zentralität für Schwaben verloren, andere sind an ihre Stelle getreten. Besonders ausgeprägt besitzt Zürich mit seiner königlichen Pfalz, seitdem Burchard II. es 919 durch seinen Sieg über König Rudolf II. von Hochburgund erringen konnte, eine kontinuierliche Bedeutung für das Herzogsamt als Zentrum von hohem kirchlichen und wirtschaftlichen Rang. Münzprägungen erweisen den Herzog von Schwaben als Herrn von Markt und Münze. Er übt die Kirchenherrschaft aus und ist Inhaber der Gerichtbarkeit. Neben Zürich wird seit 940 der Herzogsvorort Breisach als Grenzfestung bedeutsam, vor allem aber auch als herzogliche Münzstätte, die ihrerseits wiederum auf das Bestehen eines Markts, also auf eine zentralörtliche wirtschaftliche Funktion Breisachs hinweist. Breisach fehlt freilich gegenüber Zürich die karolingische Tradition, eine alte Pfalz, ein königlicher Fiskus und es fehlt eine bedeutsame kirchliche Tradition. Esslingen, mit Kirche, Münze und Markt, ist wiederum zugleich als Kultstätte und Wirtschaftszentrum seit der Mitte des 10. Jahrhunderts für das Herzogtum wichtig; das gilt auch noch für die Stauferzeit. Offenbar hat der Ort in der Frühzeit an einer herzoglichen Burg im nahen Stuttgart Rückhalt gefunden. Straßburg tritt unvermittelt unter Hermann II. hervor, der, gestützt auf Reichskirchen-

gut, die Bischofsstadt zu einem weiteren Hauptort seiner Herzogsherrschaft auszugestalten sucht. Doch hat sein Vorhaben keinen Bestand. Die Schwäche des Königtums im Investiturstreit läßt Ulm zum neuen Vorort der Herzogsherrschaft in Schwaben werden, zunächst für Berthold von Rheinfelden, dann für Berthold von Zähringen. Wiederum diene also ein königlicher Pfalzort dazu, Herzogsherrschaft zu legitimieren und örtlich zu konzentrieren. Nach dem Ausgleich von 1098 übernehmen die Staufer Ulm als Vorort. Der Stadt bleibt diese hervorragende Stellung innerhalb des Herzogtums bis zum Ausgang der staufischen Königsherrschaft. Berthold von Zähringen hat während seiner kurzen Herzogsherrschaft neben Ulm einen zweiten Hauptort einrichten können: Rottweil, das einen Königshof mit zugehöriger Kapelle und Fiskalgut aufzuweisen hatte – wiederum also Herzogsherrschaft auf Königsgut. Auch Rottweil bewahrt seine Bedeutung für das Herzogtum über den Zähringer hinaus bis zum Ende der Staufer. Das ländliche Rottenacker, das unter dem Gegenherzog als Ort von Fürsten- und Herzogslandtagen begegnet, ist dagegen ein dem schwäbischen Adel verpflichteter Ort, ein Vorort der schwäbischen Fürsten und dadurch auch des von der fürstlichen Opposition getragenen Herzogs. Rottenacker wird wieder von einem Ort auf Königsgut abgelöst: Königsstuhl. Der Platz, der bis heute nicht lokalisiert werden konnte, aber möglicherweise in der Nähe Rottweils zu suchen ist, diene den staufischen Herzögen zwischen 1140–1185 als Gerichtsstätte.

Aus der Betrachtung der herzoglichen Vororte läßt sich ein erstes Fazit ziehen: Indem der Herzog „königliche Pfalzen, königliche Höfe, königliche Pfalzstädte mit königlichem Markt und königlicher Münze nutzte, übte er Herrschaftsformen des Königtums nach, trat er in diesen Orten an die Stelle des Königs...“ Und weiter: „Ruheten die herzoglichen Hauptorte Bodman und Wahlwies und der Hohentwiel ebenso wie Zürich, Breisach, Ulm, Rottweil und der Königsstuhl auf Königsgut, so wurzeln Esslingen und Straßburg und zu einem Teil auch Zürich im Grunde im Reichskirchengut. Der enge Zusammenhang schwäbischer Herzogsherrschaft mit Königtum und Reich und mit der Reichskirche ist damit offensichtlich.“

Die vorläufigen Einsichten, die im ersten Kapitel zum Verständnis der Institution des Herzogs von Schwaben gewonnen werden konnten, werden im zentralen zweiten Kapitel („Grundlagen und Wirkungen der Herzogsherrschaft“; S. 129–300), dessen erster Teil die ottonisch-salische und dessen zweiter die staufische Zeit behandelt, überprüft und ausgebaut. Schon Burchard II. sieht sich 919 gezwungen, seine Herzogswürde, die zunächst allein durch Mitwirken und Zustimmung des schwäbischen Adels und ohne Beteiligung, ja gegen den Widerstand des Königs entstanden war, mit dem Königtum zu verbinden, um sie von dort her zusätzlich zu legitimieren. Die Herzogswürde wird fortan abhängig vom Willen des Königs, sie wird außerhalb des Landes und an Landfremde vergeben, wobei allerdings auf das Erbrecht von Herzogsverwandten Rücksicht genommen wird. Vom Gegenherzogtum des Investiturstreits abgesehen, war der Herzog von Schwaben kein „Stammesherzog“ mehr, er war Herzog durch königlichen Auftrag, er hatte ein königliches Amt inne. Als materielle und rechtliche Grundlagen dieses Herzogsamts werden dem Träger der Herzogswürde vom König Reichsgut- und Reichskirchengutkomplexe zu Lehen übertragen und Vasallen der Krone für die Dauer der Herzogsherrschaft als Lehensleute unterstellt.

Das Verhältnis des Herzogs zur Reichskirche ist dadurch charakterisiert, daß die Amtsinhaber fast ein Jahrhundert hindurch versucht haben, die drei in ihrem Herrschaftsbereich gelegenen oder diesem zugehörigen Bischofsitze und Bistümer Konstanz, Chur und vor allem Augsburg und schließlich auch Straßburg mehr oder weniger intensiv einer herzoglichen Kirchenherrschaft, die freilich die höheren Rechte des Reichs respektierte, zu unterwerfen. Mittel hierzu waren insbesondere die Durchsetzung der Pflicht zum Besuch her-

zoglicher Hof- und Landtage und zur Folge im herzoglichen Heer, in Augsburg sogar die Präsentation von Kandidaten für die Bischofswahl, die Beziehung der Bischofskirche zu einem dem Herzog zu leistenden Servitium und die Verwendung von Bischofsgut zur Belehnung herzoglicher Vasallen. Gegenüber den Reichsklöstern der schwäbischen Provinz war der Erfolg noch eindeutiger. Nicht nur, daß Interventionen und Schenkungen der Herzöge für und an die Reichsklöster, daß Verbrüderungen und liturgische Gedächtnisse der Konvente dieser Klöster mit und für Herzöge von Schwaben begegnen, daß die Herzöge in den Klöstern königliche Ehrenrechte in Anspruch nehmen – und damit ihre königsnahe Stellung betonen –, es gelingt ihnen sogar, ihre Herrschaft direkt durchzusetzen, der herzoglichen Gerichtsgewalt Anerkennung zu verschaffen und auf die Absetzung und Wahl von Äbten bestimmend Einfluß zu nehmen. Diese Mediatisierung der Reichskirche und insbesondere der Reichsklöster findet durch Heinrich III. ein Ende, der sich um die Wiederherstellung der Reichsunmittelbarkeit der schwäbischen Reichsabteien bemüht. Der schwäbische Reformadel unter Berthold von Rheinfelden und Berthold von Zähringen hat dann vollends von dem Gedanken einer herzoglichen Herrschaft über die Reichskirche Abstand genommen.

Der friedliche Ausgleich von 1098 zwischen dem Zähringer und dem staufischen Haus hatte weitgehende Folgen für das schwäbische Herzogtum der Stauferzeit. Die vom König offiziell sanktionierte Spaltung der einen Herzogsherrschaft in zwei völlig voneinander getrennte und unabhängige, jeweils nur unmittelbar an den König mit Hilfe des Lehnrechts gebundene Herzogsherrschaften verändert die räumlichen und rechtlichen Grundlagen des Herzogtums völlig. Durch Exemtion von Reichsgut und eines Teils des edelfreien Adels, über den der Herzog von Schwaben künftig kein Recht mehr besitzt, wird das Herzogtum Zähringen, dem der Herzogsvorort Zürich zugeschlagen wird, aus dem Herrschaftsbereich des Schwabenherzogs ausgegliedert. Eben dieser Raum wird von den staufischen Herzogsländern nicht mehr erfaßt. Ferner bahnt sie 1098 durch den Übergang vom Volksrecht zum Lehnrecht als alleiniger Grundlage herzoglicher Herrschaftsausübung eine Entwicklung an, die aus dem ganz an die Person des Herzogs gebundenen Dukatum ein „Herzogtum“ im Sinne einer von der Person des Herzogs jederzeit ablösbaren Institution werden läßt. Hinzu kommt, daß sich staufisches Haus und schwäbisches Herzogtum zu einer unlösbaren Einheit verbinden: Seit Philipp von Schwaben 1198 vereinigen sich in einer Person Königtum und Herzogswürde, eine besitzrechtliche Trennung zwischen Herzogtum und Patrimonium, zwischen Herzogsgut und staufischem Hausgut gibt es nicht mehr – aus der Herzogsherrschaft als Institution des Reichs ist eine staufische Landesherrschaft, ist ein staufisches Fürstentum mit einer eigenen herzoglichen Hofhaltung geworden. Mit dem Tode Konradins 1268 erlischt deshalb das Herzogtum Schwaben. Alle späteren Versuche, es wiederzubegründen, scheitern, wenn sie vom König ausgehen, am Widerstand des schwäbischen Adels, und wenn sie von einem Fürsten ausgehen, am gemeinsamen Widerstand des Königs und des Adels: Beide sind an der Entstehung einer neuen Zwischengewalt in Schwaben nicht mehr interessiert.

Der kurze inhaltliche Abriss vermittelt bereits eine Vorstellung von der Fülle der Informationen, die Maurers kenntnisreiche, auf jahrelanger Beschäftigung mit dem Thema fußende Untersuchung bietet. Dem wichtigen Buch, das mit einem eingehend erläuterten Anhang von Abbildungen und mit einem Register der Personen- und Ortsnamen ausgestattet ist, ist eine breite, nicht nur den Fachmann erreichende Resonanz zu wünschen. Abschließend sei auf die zeitlich an Maurer anknüpfende Arbeit von Hans-Georg Hofacker (Die schwäbischen Reichslandvogteien im späten Mittelalter, Stuttgart 1980) aufmerksam gemacht, der leider Maurers Ergebnisse nicht mehr hat berücksichtigen können.

Hans Schadek

**Die Urkunden und Akten der oberdeutschen Städtebünde vom 13. Jahrhundert bis 1549**, Bd. I Vom 13. Jahrhundert bis 1347, hg. durch die Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, bearb. v. Konrad Ruser, Verlag Vandenhoeck und Ruprecht, Göttingen, 1979, 562 S.

Trotz des räumlich begrenzten Interessengebietes dieser Zeitschrift ist hier doch auf eine Neuerscheinung hinzuweisen, die auch unseren Arbeitsraum immer wieder berührt. Obwohl erst der erste Band erschienen ist, läßt sich doch schon sagen, daß dieses Werk nach seiner Vollendung sicher zu den grundlegenden Hilfsmitteln für die Erforschung des Mittelalters in dem hier ins Auge zu fassenden Bereich gehören wird. Die auf Anregung keines geringeren als Leopold von Ranke 1859 durch König Maximilian II. von Bayern ins Leben gerufene Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften hat bereits kurz nach ihrer Gründung auf Anregung J. M. Lappenbergs mit der Herausgabe der Dokumente und Rezesse der Hansetage begonnen. Von vorn herein war beabsichtigt, diesem langwierigen Unternehmen ein Parallelwerk für Süddeutschland zur Seite zu stellen. Aber erst 1958 konnte der Plan insofern realisiert werden, als auf Anregung Hermann Aubins, des damaligen Präsidenten der Kommission, nunmehr die Mittel bereitgestellt wurden und in Konrad Ruser ein befähigter Bearbeiter gewonnen werden konnte. Als Oberdeutsch wurde damals alles in Anspruch genommen, das nicht von der Hanse erfaßt worden war. Eine Ausnahme waren nur die thüringischen Städte, die eine eigene Gruppe zwischen Hanse und oberdeutschen Städten bildeten. Doch wurden die Schweizer und elsässischen Bünde einbezogen, weil sie damals als Teile des Reichs in engstem Zusammenhang mit den übrigen oberdeutschen Städten standen. So mußten die Archive eines sehr umfangreichen Gebietes durchgearbeitet werden. Sie ergaben den ungeheuren Bestand von rund 14 000 Schriftstücken zu diesem Gegenstand. Es zeigte sich nämlich, daß der Begriff Städtebund viel weiter gefaßt werden muß, als es sich der Historiker bis dahin vorgestellt hatte. Denn es gab nicht nur Abmachungen zwischen den Städten gegen äußere Feinde, sondern diese nahmen etwa in der Form von Zusammenschlüssen zur Aufrechterhaltung des Landfriedens einen veränderten Charakter an. Burgrechtsverträge, Gerichtsverträge und Münzverträge zeigen, daß die Interessen der einzelnen Städte auch auf vielen anderen Gebieten zur Deckung gebracht wurden. Infolgedessen werden die Bündnisse der oberdeutschen Städte zu einem Teil des gesamten Einungswesens, das trotz Otto von Guericke in den letzten Jahrzehnten in der Forschung etwas zu kurz gekommen war.

Der Beginn dieser Bündnisse liegt in den Abmachungen in der Westschweiz (Bern und Freiburg i. Ü.), er umfaßt auch die Bündnisse der vier Waldstätte mit Zürich, Bern und Luzern sowie den großen rheinischen Städtebund vom Jahre 1254 mit seinen Vorläufern. Dieses ältere Quellenmaterial ist bereits in verschiedenen Quellenpublikationen, wie etwa dem Quellenwerk zur Entstehung der Schweizerischen Eidgenossenschaft, zu einem großen Teil veröffentlicht worden. Daher wurde dieses zwar aufgenommen, aber nur in Regeform wiedergegeben, wobei auf die älteren Druckorte verwiesen wird. Doch geht der Bearbeiter nicht rein chronologisch vor, sondern er faßt die einzelnen Gruppierungen zusammen und behandelt sie in vorangestellten knappen Überblicken. Wenn also in dem nunmehr vorliegenden ersten Band zunächst nur wenig wirklich Unbekanntes geboten werden kann, so entsteht doch die Grundlage für eine Neuinterpretation und Gesamtschau des Quellengutes. In den folgenden Bänden, von denen mindestens drei noch zu erwarten sind, wird dann das bisher nur sehr bruchstückhaft bekannte Material der späteren Jahrhunderte vorgelegt werden. Daß dies noch langwierig und nicht einfach sein wird, versteht sich von selbst. Wir können also nur hoffen und wünschen, daß die Arbeiten nun schneller vorangehen werden. Doch läßt sich schon nach dem Erscheinen des ersten Bandes



sagen, daß dieses Werk sicher dazu beitragen wird, daß unser derzeit allzu einseitig von der herrschaftlichen Seite her bestimmtes Mittelalterbild wenigstens für die Zeit nach dem 13. Jahrhundert durch die stärkere Herausarbeitung der Bündnisse und Einungen nicht wenig umgeformt werden wird. Daß die Städte des Breisgaus in diesem Zusammenhang eine nicht ganz unbedeutende Rolle spielen werden, wird schon jetzt erkennbar. Denn von Freiburg über Breisach, Neuenburg, Kenzingen bis hin zu Burkheim waren diese mehr oder weniger wesentlich beteiligt.

Berent Schweineköper

**Deutsche Reichstagsakten unter Maximilian I. Reichstage von Lindau, Worms und Freiburg 1496—1498**, bearb. v. Heinz Gollwitzer (Deutsche Reichstagsakten, Mittlere Reihe, VI. Band). Vandenhoeck und Ruprecht, Göttingen 1979. 798 S.

Es sei an dieser Stelle auf eine Publikation aufmerksam gemacht, die nicht nur für die Reichsgeschichte, sondern auch für die Geschichte der Stadt Freiburg eine besondere Bedeutung besitzt. Seitdem Heinrich Schreiber 1829 im zweiten Band seines Urkundenbuchs Quellen zum Reichstag von 1498 veröffentlicht hat, ist wenig mehr zu diesem Thema zutagegetreten und das betrifft, wie übrigens auch das von Schreiber Edierte, formale Dinge, Angelegenheiten des äußeren Ablaufs und Geschäftsgangs. So hat Karl Heinz Burmeister jüngst in einem Beitrag über „Jakob Mennel auf dem Reichstag zu Freiburg 1498“ (Innsbrucker Historische Studien 1, 1978, S. 215–219) Archivalien aus dem Stadtarchiv Freiburg publiziert, die die Tätigkeit des Stadtschreibers als einer der Organisatoren des Reichstags beleuchten. Über den Gang der Reichstagsverhandlungen selbst war wenig bekannt. Wollte man darüber etwas erfahren, mußte man auf Quellenwerke des 18. Jahrhunderts zurückgreifen. Mit der Edition von Gollwitzer wird jetzt zum erstenmal das Geschehen auf dem Reichstag, der zu Freiburg in der offenbar wenig geeigneten alten Ratsstube (Gerichtslaube) tagte, in allen Einzelheiten faßbar. Es bedurfte jahrzehntelanger Recherchen in zahlreichen in- und ausländischen Archiven, bis dieses Material, das weit verstreut und zum Teil bruchstückhaft überliefert ist, zusammengetragen war und zu einem stimmigen Bild vom Ablauf der Reichstagsverhandlungen vereinigt werden konnte.

Inhaltlich umspannen die Verhandlungen einen weiten Bereich. Die Außenpolitik Kaiser Maximilians, sein Verhältnis zu Frankreich, die Türkengefahr beschäftigten die Reichsstände ebenso wie die Streitpunkte zwischen einzelnen Fürsten und den Reichsstädten. Die Auseinandersetzungen um die Reichsreform standen im Mittelpunkt der Debatten. Als Kernstück der Reform sind der Ewige Landfriede, das Kammergericht und der Gemeine Pfennig zu nennen, in Aussicht genommen war aber auch eine Reichsmünzordnung und die gemeinsame Regelung zahlreicher Gegenstände auf dem Gebiet der „Polizei“ im damaligen Verständnis des Worts, darunter Kleiderordnungen, Verordnungen gegen das Fluchen, Zutrinken und gegen Weinfälschungen, gegen das Überhandnehmen der Spielleute und gegen die Zigeuner, die als Spione der Türken angesehen wurden. Der Reichstagsabschied von 1498 zeigt, daß sich die Reformer mit diesen Problemen, die Gollwitzer in seiner „historischen Einleitung zu den Reichstagsverhandlungen 1496/98“ im Kontext der politischen Ereignisse eingehend darstellt, intensiv und ernsthaft beschäftigt haben. Auch für Freiburg selbst, für die Aufgaben und Schwierigkeiten, vor die sich die Stadt durch solch eine Versammlung gestellt sah, wirft die Edition einiges ab, auch wenn das nur lokalhistorisch Bedeutsame aus verständlichen Gründen nicht berücksichtigt und aufgenommen worden ist. Die Tagung der Reichsstände muß für die Freiburger eine Angelegenheit von hohem Prestige und wohl auch finanziellem Interesse gewesen sein, da sich die Stadt in der Folgezeit mehrfach darum bemüht hat, wieder einen Reichstag in ihren Mauern zu sehen,

allerdings vergeblich. Auch deshalb hat der Reichstag von 1498, hat die jetzt vorliegende Veröffentlichung seiner Ergebnisse für Freiburg ein ganz besonderes Gewicht.

Hans Schadek

**Dieter Göpfert:** Bauernkrieg am Bodensee und Oberrhein 1524/1525. Mit einer Wiedergabe der Bodmaner Chronik. Verlag Rombach, Freiburg 1980. 168 S., 24 Abb., 2 Karten.

Veröffentlichungen zur Geschichte des Deutschen Bauernkrieges finden immer noch interessierte Leser, obwohl die Literatur inzwischen fast unüberschaubar geworden ist. Die von U. Thomas erarbeitete „Bibliographie zum Deutschen Bauernkrieg und seine Zeit“ (2 Bde., Stuttgart 1976 1977) erfaßt allein für den Erscheinungszeitraum 1974 1977, in den allerdings die 450. Wiederkehr des Bauernkriegs fiel, ca. 800 Einzeltitel! Es ist freilich nach wie vor zu begrüßen, wenn unbekanntes, an versteckter Stelle liegendes Quellenmaterial gedruckt und damit der geschichtlichen Forschung allgemein zugänglich gemacht wird – wie im Fall der vorliegenden Chronik, die sich im Archiv der Pfarrei Bodman am Bodensee fand. Diese „Geschichte des Bauren-Kriegs in der Gegend von Überlingen“ ist allem Anschein nach am Ende des 18. Jahrhunderts verfaßt worden und zwar unter Benutzung originaler Quellen, die vom Verfasser, einem bisher nicht näher identifizierbaren Franz Joseph Hagle, in einem zwölf Stücke umfassenden Anhang in Abschrift mitgeteilt werden – eine Quelle von einer lokalhistorischen Bedeutung also, die den Druck rechtfertigt.

Der Herausgeber der Chronik Dieter Göpfert hat neben die sehr sauber geschriebene Vorlage, die als Faksimile abgedruckt ist, eine Übertragung des Textes in ein vorsichtig modernisiertes Deutsch gestellt. Ob allerdings die Entscheidung, „bei der Übertragung in die heutige deutsche Sprache . . . sie nur soweit modern zu formulieren, als es zum Verständnis notwendig war, ansonsten aber das Altertümliche der Sprache beizubehalten“, richtig war, mag der Leser entscheiden. M. E. hätte eine entschiedener interpretierende Übertragung den Sinn mancher Textstelle, der sich jetzt erst nach mehrfachem Lesen erschließt, wesentlich erhellen können.

Zum besseren Verständnis dessen, was die Quelle an Informationen bietet, hat Göpfert der Edition eine kurz gefaßte Geschichte des Bauernkriegs vorausgeschickt (S. 11 36), ferner in einem an den Abdruck anschließenden Kapitel („Die Bodmaner Chronik und andere Beschreibungen des Bauernkrieges im Hegau und am Bodensee“, S. 122 148) die Ereignisse um Überlingen, wie sie in verschiedenen Quellen überliefert sind, zu einem Gesamtbild zusammengefaßt. Der Anhang bringt neben sechs Kurzbiographien eine Zeittafel, eine Konkordanz der alten und neuen Ortsnamen, ein erläuterndes Verzeichnis militärischer Ausdrücke und eine Aufstellung über die vom Herausgeber benutzte Literatur.

Göpfert hat, das verdient hervorgehoben zu werden, in seinem Abriß des Bauernkriegs eine Reihe wichtiger Neuerscheinungen benutzt. Freilich ist es ihm insgesamt nicht gelungen, die Fülle von Informationen, die die historische Forschung anbietet, zu einem knappen und zugleich überzeugenden Gesamtbild zu verarbeiten (vgl. z. B. das Kapitel über „die Lage der Bauern“, S. 11 15). Das wäre jedoch so wesentlich nicht, dürfte der Leser sicher sein, einen sach- und fachkundig edierten und transkribierten Text vorgelegt zu bekommen. Daß auch dies nicht der Fall ist, beweist m. E. die folgende – unvollständige – Mängelliste:

Aus einer Parteinahme für Herzog Ulrich von Württemberg etwa („aus parti herzog Ulrichs“) wird in der Übertragung „aus Praktik Herzog Ulrichs“ (S. 90/91). „Den Herrscher von Bonndorf“, verlesen für deutlich geschriebenes „den Harschen von B.“, finden

wir eine Seite weiter richtig wieder als „Jakob Harsch von B.“ (S. 110–113). Aus einem Othmar Klerck wird dort ein „Klock“, aus einem Konrad Hablüzel ein „Halbbühel“, aus Christa Rupp kurzerhand ein „Christoph R.“, aus Hans Gerwar ein „Gerber“ und ähnliches mehr (S. 112/113). „Des bundts obersten feldhauptmann“ Jörg Truchseß macht die Übersetzung zu einem grammatisch falschen „des Bundsdeutschen (!) Feldhauptmannes“ (S. 110/111). Das „andererorts“ der Übersetzung liest sich im Urtext als „andere ort“ (S. 58/59), d. h. andere Orte, und auch so nur wird der betreffende Satz sinnvoll und grammatisch richtig. Die Formulierung „nach dißen eingebildeten vorthailen“ meint „nach diesen vermeintlichen Vorteilen“ und nicht „nachdem diese Vorteile geschehen waren“ (S. 58/59). Aus „dem bundts-räth und burgermeister Freyburger“ wird „den Bundsräten und Bürgermeister F.“ und folgerichtig aus „ihme“ „ihnen“, aber inkonsequenterweise dann aus „er“ nicht mehr „sie“ (S. 64/65). „Ungefahrt unsers leibs und guts“ meint sicher nicht „ohne Gefahr von . . .“, sondern „ohne Rücksicht auf unser Leib und Gut“ (S. 46/47). Aus der Bauernschaft, die „samt und sonders gemelten irn Grafen“ Gehorsam beweisen soll, wird in der Übertragung: „die Bauernschaft, samt und sonders gemeldet (!), iren Grafen . . .“ (S. 94/95). Aus „miene machen“ wird „meinen“ (S. 74/75), aus „rüefen . . . an“, also anrufen, ein „kürten . . . an“ (S. 92/93). Und die Geldmittel, die den Bundestruppen „abgingen“, waren der Übersetzung zufolge „weit entfernt“ (S. 80/81), eine ungewöhnliche Umschreibung für den Tatbestand leerer Kassen.

Sicherlich könnte man über manche Kleinigkeiten hinwegsehen. Was aber soll man mit folgenden Sätzen anfangen? (Hans Jakob von Landau, Vogt zu Nellenburg, schreibt an Überlingen:) „Mir (!) hat mein Schwager, Herr Wolf von Homburg, Ritter, zuvor gebeten, dem Hochlöblichen Haus Österreich, das auch selbst angreifen würde, mit Leib und Gut beizustehen. Ebenso, wenn es mir gefiele, daß ihr der Bauern gütlich handeln wollt, unlängst angezeigt, im Auftrag Fr. Dt. meines gnädigsten Herren, euer solches freundliches, nachbarliches und tröstliches Erbieten mit höchsten Dank an (!) und es soll ohne Zweifel wiederum beglichen und verdient werden . . .“ (S. 93). In der Vorlage heißt es dagegen durchaus vernünftig und sinnvoll: „Mier hat mein schwager, herr Wolf von Honburg, ritter, ewr erpieten gegen dem hochlöblichen hauß Österreich, wo daselbe a(n)griefen wurde, mit leib und gut darzu ze sezen, desglich, wo es mier gefällig wer, daß ir der puren im Hegeu halb gütlich handeln wölten, nachlengs anzeigt, und nim anstatt der f(ürstlichen) d(urchlauch)t meines gnädigsten hern solch eur fründlich nachparlich und trestlich erpieten zu höchstem danck an, und es soll ungezwüfelt wiederum verglicht und verdient werden . . .“ (S. 92). Wolf von Homburg hat also dem Vogt von Nellenburg von den Überlingern mitgeteilt, daß sie sich mit Leib und Gut für das Haus Österreich einsetzen wollen, desgleichen, daß sie sich dem Nellenburger Vogt als Unterhändler anbieten, was dieser aber, da er die Angelegenheit der Hegauer Bauern selbst in die Hand genommen hat, als unnötig bezeichnet: „darum ich unnoten acht, das ir . . .“, woraus in der Übertragung wird: „Darum erachte ich für nötig (!), daß ihr . . .“ (S. 92/93).

Völlig mißverstanden und deshalb falsch übersetzt ist übrigens auch die Passage S. 47 Z. 3–10. Daß der Herausgeber in allen Fällen, in denen der Text offenbar schon durch den Schreiber verdorben wurde, keine Hilfen anbietet, sondern die fehlerhafte Vorlage, ohne an den betreffenden Stellen einen Hinweis zu geben, getreulich „übersetzt“ (z. B. S. 114/115), ist gleichfalls zu bemängeln.

bleibt als Fazit: Der Herausgeber beeinträchtigt den Wert seiner Edition unentwegt selbst durch mehr oder weniger gravierende Fehler, die leicht vermeidbar gewesen wären. Infolgedessen wird nur der die Edition mit Gewinn benutzen, der sich auf die Vorlage stützen kann, für den also die deutsche Schrift und die Sprache des 16. bzw. 18. Jahrhunderts kein Hindernis zum Verständnis sind.

Hans Schadek

**Breisgau-Hochschwarzwald.** Land vom Rhein über den Schwarzwald zur Baar. Hrsg. vom Landkreis Breisgau-Hochschwarzwald. Bildteil von Leif Geiges u. a. Freiburg i. B. (Verlag Karl Schillinger) 1980. 372 S., Fotos, Zeichnungen, Karten, Tabellen. Mit einer Beilage: Heimatkarte Landkreis Breisgau-Hochschwarzwald 1 : 100 000.

Ein ungewöhnlich ansprechend aufgemachter Band ist anzuzeigen, dem Bewohner des Kreises ebenso willkommen wie dem Touristen, ein Band, den der Schüler mit Gewinn zur Hand nehmen wird, der aber auch all denen nachdrücklich empfohlen sei, die auf irgendeiner Ebene Entscheidungen vorzubereiten oder zu treffen haben, die den Kreis berühren: Der Band schärft den Blick für das Ganze, das durch Planungen unterschiedlicher Art berührt wird.

Der Kreis Breisgau-Hochschwarzwald besteht seit dem 1. 1. 1973. Seine einzigartige Vielgestaltigkeit zu beschreiben, ist schwierig und reizvoll: Oberflächenformen, Höhenunterschiede (das Klima des Feldbergs entspricht dem des Nordkaps), Wechsel von Ebene, Hügelland und Mittelgebirge; Böden und Gesteine sind ähnlich reich differenziert wie Flora und Fauna, Siedlungs- und Hausformen, Brauchtum und Mundart. Hinzu kommt, daß der Kreis, ein künstliches Gebilde, Natur- und Kulturräume (Kaiserstuhl, Markgräflerland, Schwarzwald, Baar) zerschneidet, daß ferner sein Kernraum, die Stadt Freiburg, ausgeklammert ist. Die Schwierigkeiten wurden gemeistert; man darf dem Autorenteam (das man sich kurz vorgestellt gewünscht hätte) und den Herausgebern gratulieren.

Die Beschreibung der naturräumlichen Gegebenheiten, von Geschichte, Kultur, Wirtschaft und Verkehr, Gesellschaft und Sozialeinrichtungen wird eingerahmt von einem Überblick über die Lage des Kreises in Verwaltungsraum und Landschaftsgefüge sowie von kulturgeographisch orientierten Skizzen der den Kreis prägenden Landschaften. Überblicks- und Detailstudien ergänzen sich gelegentlich in vorteilhafter Weise (vgl. S. 318 ff.). Nicht nur Geologie und Klima, Flora und Fauna (auch die Fauna innerhalb der Orte, in Gärten, Parks, Friedhöfen, Alleen; vgl. S. 96) sind erfreulich ausführlich dargestellt, sondern auch die komplizierte Geschichte dieses Raumes: Sowohl in den unmittelbar historischen Abschnitten, als auch bei Erörterung von Kunstdenkmälern, Wirtschaft und Bevölkerung. Wiederholt wird der Befund sehr behutsam gedeutet (z. B. S. 134); offene Fragen werden kenntlich gemacht; Themen werden genannt, die von Soziologen und Volkskundlern noch erforscht werden müssen, z. B. Entstehung und Funktion von Dorfhocks und Stadtteilfesten (S. 163). Ein Register begünstigt diagonales Lesen. Querverweise, die man sich zahlreicher gewünscht hätte, verklammern die einzelnen Kapitel (Hinweise auf die Herkunft der Steine des Freiburger Münsters im Abschnitt zur Erd- und Landschaftsgeschichte, S. 23). Manche Seiten sind gezielt auf Fragen des Wanderers zugeschnitten (z. B. Flora des Kaiserstuhls, S. 91).

Zum intensiven Betrachten laden ebenso gut ausgesuchte wie reproduzierte, z. T. farbige ganzseitige Fotos ein, ferner zahlreiche Karten (leider oft auf das Kreisgebiet beschränkte „Inselkarten“), Schaubilder, Tabellen mit historischen und aktuellen Daten zu Klima, Wirtschaft, Bevölkerung usw. In deutschen Büchern immer noch ungewöhnlich ist die Erschließung von Abbildungen durch ausführliche Legenden (z. B. zu Abb. 133). Auch im Bild werden gelegentlich problematische Gegebenheiten festgehalten; man vergleiche Abb. 15 (Flurbereinigte Rebterrassen im Kaiserstuhl) und 125 (Umkirch).

Der Rezensent wünscht dem Buch möglichst schnelle Verbreitung, damit schon bald eine Neuauflage nötig wird. Möglicherweise lassen sich dort einige der im folgenden vorgetragenen Mängel beseitigen und Ergänzungen ausführen. Folgen von Zeitdruck könnten sein: Druckfehler, überflüssige Abkürzungen, unaufgelöste Siglen, uneinheitliche Schreibung von Ortsnamen (Mülhausen neben Mulhouse). Die Verwendung von Großbuchstaben und Kur-

sive wurden offensichtlich nicht allen Autoren eingeräumt. Manche Tabellen und Karten sind nur unter Aufwand größter Mühe zu entziffern; die historische Karte im vorderen und hinteren Vorsatz bleibt unerschlossenes Dekor. Leider bringen nicht alle Abschnitte Literaturangaben; im Text erwähnte Autoren (z. B. Bobelk, S. 299) werden zuweilen nicht ausgewiesen – vielleicht empfiehlt sich ein zentrales Literaturverzeichnis. Zu selten wird im laufenden Text auf die Abbildungen, niemals in den Legenden auf den Text verwiesen. Die Legende zu den Abbildungen müßte vielfach ausführlicher sein (z. B. zu Abb. 42 bis 49, vor allem zu 47). Die Abbildungen wurden nicht im Register berücksichtigt: Daß der Band auch zwei Abbildungen zum Judenfriedhof in Sulzburg bringt (115 und 116, mit ausführlicher Legende, die sogar weiterführende Literatur nennt) erfährt man weder aus dem Register (Stichwort „Judenfriedhof“), noch auf S. 323 f. (Beschreibung von Sulzburg). Auch unter Schaubildern fehlt gelegentlich die Legende (S. 149), oder sie ist unvollständig (S. 245). Nicht nur bei den Namen von Künstlern und Sportlern ist es unerfindlich, nach welchen Kriterien die Aufnahme ins Register erfolgte oder nicht (z. B. S. 177). Fotos – historische Dokumente – wurden nur ausnahmsweise datiert (Abb. 87). Zu Abb. 131 (Rebterrassen am Kaiserstuhl) heißt es, sie seien „jetzt . . . schon stark verändert“, ohne daß das Aufnahmedatum genannt würde. Fachbegriffe werden nicht immer soweit erläutert, daß sie auch dem Laien verständlich sind; ein Glossar, in dem Stichworte wie „Xero- und Mesobrometum“ (S. 315) zu erläutern wären, empfiehlt sich.

Inhaltliche Lücken ließen sich in einer Neuauflage schließen. Es sei hier weniger auf Details eingegangen (z. B. zu S. 132: Die Nationalsozialisten verfolgten außer Christen und Juden auch Sozialisten, Kommunisten, Freimaurer, Zigeuner u. a.; man hätte gern etwas zum Alter der Abb. 67–70 gezeigten Trachten erfahren), vielmehr sei das Fehlen ganzer Bereiche bedauert: Landschafts-, Orts-, Flur- und Hofnamen (vgl. S. 116, 142 ff. hätten eine zusammenhängende Darstellung verdient, da sich in ihnen brennpunktartig die vielschichtige Geschichte dieses Raumes spiegelt. Es wird nicht deutlich, wie stark der Mikrokosmos Kreis in den Makrokosmos Deutschland, Europa, Welt eingebunden ist. Woher kommen Touristen und Erholungsuchende? Wo finden Gewerbe und Industrie ihre Kunden? Wieweit haben Patenschaften zwischen Orten und Schulen (mit entsprechendem Austausch) auch diesen Raum erreicht? Vielleicht ist es schon ein Politikum, daß Bundeswehr und französische Streitkräfte in dieser offiziellen Darstellung (wie auch in der Landesbeschreibung) ignoriert werden. Die Leistung, die die Gastarbeiter für das Land erbringen, wird S. 260 knapp gewürdigt; die Probleme aber, die das zahlenmäßige Gewicht der Ausländer mit sich bringt, bleiben unerörtert.

Gefahren, denen der Kreis als Teil eines hochindustrialisierten Landes gegenübersteht, müßten viel nachdrücklicher – eventuell in einem eigenen Kapitel – herausgestellt werden: Gefährdete Lebensgemeinschaften von Pflanzen und Tieren (S. 59), Gefährdung der Grundwasserversorgung durch Kiesgewinnung (S. 28) und Rheinseitenkanal (S. 35), Gewässer- und Luftverschmutzung (S. 74), Schädlingsbekämpfung (S. 80), Entwässerung (S. 79), Massentourismus (S. 240, vor allem S. 338), Landschaftsverbrauch, Geruchsbelästigung durch Stallungen und vieles mehr. Völlig unbefriedigend heißt es einmal, die Bedrohung von Lebewesen, Lebensgemeinschaften, Lebensräumen sei „teilweise nur zwischen den Zeilen zu lesen“ (S. 98). Vorbildlich dagegen dürften in dieser Hinsicht die Ausführungen zur Rebbergumlegung im Kaiserstuhl sein (S. 314 ff.). Die 1965–1974 erschienene Amtliche Kreisbeschreibung hatte auch eine Karte zum Grad der Verschmutzung der Gewässer im Kreis gebracht. Sie fehlt hier! ganz verschämt wird nur gelegentlich von den „oberen sauberen Abschnitten unserer Fließgewässer“ gesprochen (S. 87). Durch das Ausleuchten von Schattenseiten kann eine solche Kreisbeschreibung nur an Glaubwürdigkeit und an Wert für den Benutzer gewinnen. Die Problematik, die mit der Sicherstellung der Energie-



versorgung gegeben ist, wird allenfalls dezent angedeutet. Zu Problemen, die sich jenseits der Kreisgrenzen zusammenbrauen, heißt es nur „Die grenzüberschreitende Planung muß zu verbindlichen Vereinbarungen mit dem Elsaß führen“ (S. 244). Im selben Abschnitt über Planung wird eine Verkehrskarte gebracht, ohne Angaben zur Entstehungszeit, in der wie selbstverständlich auch die Schwarzwaldautobahn eingetragen ist (S. 248). Unkritisch werden hierzu im Text nur die Vorteile, nicht die Einwände referiert. Ähnlich unkritisch-apologetisch sind stellenweise die Abschnitte zum Bildungs- (z. B. S. 189) sowie zum Gesundheitswesen abgefaßt: Daß ein hoher Anteil von Fahrschülern sowie große Schulen auch erhebliche Nachteile mit sich bringen, erfährt man nicht; angesichts der Verhältnisse in psychiatrischen Kliniken sollte man mit Superlativen (S. 272 f.) zurückhaltender sein.

Trotz dieser Einschränkungen kann man dem vorliegenden Band, einem willkommenen Arbeits- und Informationsinstrument, weite Verbreitung wünschen. Nicht zuletzt sollte es von Orts- und Kurverwaltungen sowie von Vermietern den Besuchern unseres Landes zugänglich gemacht werden. Die dicht geschriebenen, stellenweise spannend zu lesende Kreisbeschreibung weist nicht nur das reiche Erbe dieses Landes aus, sondern zeigt auch seine Bedrohtheit auf.

Norbert Ohler

**Gert Biegel:** Funde erzählen Geschichte, Schriften des Museums für Ur- und Frühgeschichte der Stadt Freiburg i. B. Beiträge zur Kulturgeschichte Südbadens, Nr. 1. Freiburg i. B. 1980. Verlag Karl Schillinger. 40 S.

Dem wachsenden Interesse der Öffentlichkeit an der Geschichte suchen Museen und Ausstellungen auch dadurch gerecht zu werden, daß sie ihre Exponate angemessen aufbereiten. Das Museum für Ur- und Frühgeschichte Freiburg, das Ende 1981 in seinen neuen Räumen im Colombischlößchen wiedereröffnet werden soll, stellt in einer gekonnt aufgemachten Schrift ausgewählte Stücke vor: Fotos und beschreibender, deutender Text sind einander gegenübergestellt. Zu den Fundstücken werden jeweils Fundort und -jahr sowie Fachliteratur angegeben.

Die gut reproduzierten Fundstücke wurden in dem Raum zwischen Engen und Breisach, zwischen Hochrhein und der Ortenau geborgen, zum größten Teil erst in den 70er Jahren. Kaiserstuhl und Hochrhein sind in der vorliegenden Sammlung besonders reich vertreten.

Die Auswahl berücksichtigt die räumliche, zeitliche und thematische Streuung der reproduzierten Fundstücke: Gebrauchsgegenstände (Geräte, Waffen, Münzen) finden sich neben Schmuck und Kultgegenständen aus den Jahrtausenden zwischen Altsteinzeit und Frühmittelalter. In den flüssig geschriebenen Erläuterungen werden die Funde in die geschichtliche Entwicklung eingeordnet: Technik-, Rechts- und Wirtschaftsgeschichte werden ebenso erörtert, wie die soziale Gliederung und die hinter den Fundstücken stehenden religiösen Vorstellungen. Inschriften wurden ergänzt und übersetzt. Für ähnliche Arbeiten wäre zu überlegen, ob man nicht zu „tordieren“ (33) und „tauschieren“ (39) knappe Erläuterungen bringen sollte.

Mit dieser Arbeit werden Forschungsergebnisse in vorbildlicher Weise dem interessierten Laien und dem Fachmann vermittelt und erschlossen. Leider fehlen derartige Erläuterungen zu ausgewählten Exponaten noch immer in den meisten Museen.

Norbert Ohler

**Max Bruecher**, Freiburg im Breisgau. Eine Dokumentation. Verlag Rombach, Freiburg 1980. 181 S.

**Dietrich Kayser (Hg.)**, Ortsbeschreibung – Autoren sehen Freiburg. Verlag Rombach, Freiburg 1980. 105 S.

Bruechers Dokumentation über Freiburg 1945–1948 bietet auf der Grundlage ausgewählter Aktenstücke aus den Beständen der Freiburger Archive (Stadt-, Staats-, Universitäts- und Diözesanarchiv, Archiv der Badischen Zeitung und des Südwestfunks) ein umfassendes Bild der inneren und äußeren Notlage der Stadt in den ersten drei Jahren der Nachkriegszeit und der Versuche, sie zu bewältigen. Entnazifizierung, Neuaufbau der städtischen Verwaltung, Wiederbegründung der Parteien und Beginn des politischen Lebens, äußerer Wiederaufbau, Versorgungslage der Bevölkerung, Presse und Rundfunk, Universität und kirchliches Leben, das sind die Themen, die in den einzelnen Kapiteln behandelt und durch Teil- oder Vollabdruck von Dokumenten belegt werden. Außerordentlich eindrucksvoll ist die Dokumentation zur Versorgungslage der Bevölkerung (Wohnraum, Ernährung, Bekleidung, Gesundheitswesen) und zum Wiederaufbau der Stadt (Trümmerbeseitigung, Straßen, Wohn- und Geschäftsraum, Schulen, Wasser-, Gas- und Stromversorgung), aber auch die übrigen Themen sind, soweit dies der vorgegebene Gesamtumfang zuließ, im allgemeinen ausreichend mit Quellen belegt. Nur gelegentlich bleiben einige Wünsche offen. So verdient z. B. das Kapitel über die Gründung der Parteien eine umfassendere Dokumentation. Es wird sich indes in den städtischen und staatlichen Archiven nicht sehr viel aufschlußreiches Material finden, das die Gründungssituation und die innerparteiliche Diskussion über programmatische Inhalte erhellen könnte. Und die Parteiarchive selbst sind, wenigstens für die ersten Nachkriegsjahre, erfahrungsgemäß in einem desolaten Zustand. Aus Publikationen und Presseverlautbarungen, auch aus Nachlässen könnten aber wohl doch noch wesentliche Dokumente zutage gefördert werden. Für den Fall einer Neuauflage seien einige Dinge angeführt, die den Gesamteindruck nicht wirklich beeinträchtigen, aber doch bei Gelegenheit korrigiert werden können. Das eine betrifft den Grundsatz, daß eine gewisse Einheitlichkeit gewahrt werden sollte. Wenn z. B. bei den Gründungsmitgliedern von BCSV und DP die Berufe angegeben sind – und das ist ja unter Umständen sehr aufschlußreich –, sollten sie auch bei denen der SP und der KP erscheinen. Das andere betrifft die Versuchung für den Zeitgenossen, der die geschilderten Dinge miterlebt hat, Zensuren zu verteilen anstatt den Sachverhalt zu interpretieren. Das könnte noch konsequenter vermieden werden, als dies schon geschehen ist. Wenn etwa die SP 1946 fordert, „Bodenschätze, Energie und Kraftquellen, Banken und Produktionsstätten, die der kapitalistischen Interessenpolitik dienen, . . . in das Eigentum der Allgemeinheit zu überführen“, dann erbringt der Hinweis auf den zeitgeschichtlichen Hintergrund mehr für das Verständnis als die Charakterisierung dieser Forderung als Ausfluß bloßer „Ideologie“. Schließlich ist dringend zu wünschen, daß den zitierten Quellen der Fundort (Archiv) mit Signatur beigegeben wird. Erst dann kann der Band, der erfreulicherweise ein Personenregister besitzt, auch von der Forschung voll genutzt werden.

Bruecher hat in seiner Dokumentation den Bereich des kulturellen Lebens ausgespart. Die Anfänge waren in der Tat – unter dem Schock des Krieges – sehr zögernd. Vor dem Theaterbeirat führte Oberbürgermeister Dr. Keller am 19. Juni 1945 aus: „Es ist die Anregung gegeben worden, wieder Theater- und Konzertveranstaltungen durchzuführen. Von der Militärregierung ist eine Antwort auf meine entsprechende Anfrage noch nicht eingegangen. Dagegen hat Generalmusikdirektor Vondenhoff eine Mitteilung der Militärregierung erhalten, wonach er für seine Person die Genehmigung erhalten hat, Konzertveranstaltungen durchzuführen. Ohne Mitwirkung der Stadt ist es ihm aber nicht möglich, Konzerte abzu-

halten . . . Es erhebt sich die Frage, ob heute schon der Zeitpunkt gekommen ist, Konzerte zu veranstalten. Die Meinungen gehen auseinander. Viele Kreise legen besonderen Wert darauf, daß die Konzerte durchgeführt werden, aber nach meiner Meinung würde es die große Masse der Bevölkerung merkwürdig berühren, wenn heute schon angesichts der Trümmer, unter denen noch 1200 Tote liegen, angesichts der Not und des Elends, der Ungewißheit über das Schicksal von Angehörigen usw. Konzerte veranstaltet würden. Ich bin der Ansicht, daß der Zeitpunkt noch zu früh ist, und daß wir dem Herrn Vondenhoff die Räume und die Musiker im gegenwärtigen Zeitpunkt noch verweigern müssen.“ Und für die übrigen Mitglieder des Beirats heißt es im Sitzungsprotokoll: „Vonseiten der Beiratsmitglieder wird hierzu bemerkt, daß man berücksichtigen müsse, daß sich die Bevölkerung in einer großen Volkstrauer befinde, und daß es zweifelhaft ist, ob die Stadt finanziell überhaupt in der Lage ist, derartige Veranstaltungen regelmäßig durchzuführen . . .“ (Stadtarchiv Freiburg, C4 V/4 Nr. 10). Bruno Vondenhoff, der 1938 in Freiburg als Generalmusikdirektor engagiert worden war, betrieb 1945 seine Rehabilitierung. 1944 war sein Vertrag von der Stadt nicht mehr verlängert worden, wobei neben den üblichen persönlichen Rivalitäten die Tatsache, daß Vondenhoffs Frau Halbjüdin war, eine erhebliche Bedeutung gehabt zu haben scheint. Peter Wapnewski, heute Professor für deutsche Literatur des Mittelalters an der Universität Karlsruhe, damals, im letzten Sommersemester des Krieges, Student in Freiburg und Mitglied des städtischen Chors, den Vondenhoff leitete, schildert in seinem Beitrag zu dem von Dietrich Kayser herausgegebenen Sammelband „Ortsbeschreibung Autoren sehen Freiburg“, wie die Entlassung Vondenhoffs zu Protestaktionen der Studenten und zu nächtlichen Plakatanschlägen geführt hat – eine in jenen Jahren nahezu einzigartige Reaktion auf obrigkeitliche Willkür. Erinnerung als „private Form der Geschichte“, wie Wapnewski es formuliert, ist in diesem Fall zugleich Ersatzdokumentation. Denn in den Akten, sofern sie überhaupt erhalten geblieben sind, findet sich nur noch in einem Schreiben Vondenhoffs vom 21. 6. 1945 eine Spur von diesen Ereignissen: „Die Empörung, die damals losbrach, ist bekannt. Dr. Hofer (als Bürgermeister Vorstand des städtischen Chors) bekam sie in einer stürmischen Vollversammlung . . . zu spüren, und die Erregung der Studenten machte sich sogar in Maueranschlägen Luft“ (Stadtarchiv Freiburg, C4 V/4 Nr. 10).

Zeitgeschichtliches aus den Kriegs- und Nachkriegsjahren im zerstörten Freiburg findet sich in Kaysers „Ortsbeschreibung“ auch in den Erinnerungen von Walter Jens, Bert Jäger, Horst Krüger und Karl Wittlinger. Das Problem der späteren, etwa Jürgen Lodemanns und Peter Schneiders, ist dagegen nicht das zerstörte, sondern das heile Freiburg, eine Stadt, in der man nicht „erwachsen werden kann“, die Provinzstadt mit ihrem, wie es scheint, Übermaß an „Lebensqualität“, die Christoph Meckel als utopisches Bild, als „Garten Eden“ am Oberrhein beschreibt. Insgesamt ist mit diesem Band eine Sammlung sehr subjektiver Skizzen zustande gekommen. „Autoren sehen“, wie Dietrich Kayser bemerkt, „in dieser Stadt sich selbst. Freiburg wird unverwechselbar durch die jeweilige Eigenart der Autoren.“ Gerade das macht natürlich den Reiz dieses Bandes aus, und deshalb sei allen, die ein Interesse an dieser Stadt haben, beide Publikationen empfohlen, Bruechers nüchterne Dokumentation der Nachkriegszeit und Kaysers Sammlung subjektiver Erfahrungen.

Hans Schadek

**Friedrich Seyfarth:** Unser Freiburg und seine Umgebung. Mit einem Nachwort von Helmut Bender und Erich Seyfarth. Freiburg i. B. 1913. Nachdruck Freiburg i. B. 1979. 323 S., 6 unpaginierte Seiten.

In kurzen, flüssig geschriebenen Abschnitten beschreibt S. wie in konzentrischen Kreisen - die Stadt sowie ihre nähere und weitere Umgebung: Münster und Rathaus, Spital und Krankenhäuser, Kirchen und Klöster, Gewerbe und Verkehr, Universität und Theater, Friedhof und Gefängnis, Vorstädte und Vororte. Immer wieder hält er ein, um zurückzublicken: Sage, Legende und Geschichte werden zur Deutung von Gebäuden, Ereignissen und Personen herangezogen.

Es ist ein riskantes Unterfangen, eine populäre Heimatkunde zu ihrer Zeit ein verdienstvolles Unternehmen nach 66 Jahren unverändert wiedervorzulegen. Denn das vorliegende Buch ist mittlerweile eine Quelle: Zerstörungen des Krieges und Sanierungen der Nachkriegszeit haben dafür gesorgt, daß viele der hier beschriebenen Gebäude und Winkel heute nicht mehr zu sehen sind. Schwerwiegender ist, daß der Forschungsstand nicht berücksichtigt wird. Im Vorwort schreibt der Autor 1913: „Was Wissenschaft und Fleiß gelehrter Forscher an Einzelheiten aus alter Zeit ausgegraben . . . das will dieses Buch in schlichter Form für Haus und Schule nun verwerten“. Man möchte fortfahren: Was Wissenschaft und Fleiß gelehrter Forscher seitdem ausgegraben haben, wird hier souverän ignoriert. Man darf sich daher nicht wundern, wenn statt neugewonnener wissenschaftlicher Erkenntnisse Sagen wie die von den Herzögen von Zähringen (169 ff.) weiter überliefert werden. Hätte man - wenn man schon einen unveränderten Nachdruck vorlegen wollte - nicht in einem ausführlichen Nachwort auf die Zeitgebundenheit des Autors hinweisen, neuere Forschungen zur Stadtgeschichte wenigstens stichwortartig und mit Literaturangaben bringen sollen? Deutungen wie „Nimm weg!“ zum Frieden von Nijmegen (72) verweisen auf den Hauptlehrer, der seinen Schülern eine Lernhilfe geben will. Die Ausführungen zum Siegesdenkmal (88 f.) bilden eine Quelle zur Mentalitätsgeschichte eines Teiles des deutschen Bürgertums am Vorabend des Ersten Weltkrieges; sie müssen durch behutsame Deutung erschlossen werden.

Der Rezensent wird ein gewisses Unbehagen nicht los: Sollte dieser Nachdruck beim lesenden Publikum „ankommen“, so könnte das ein Zeichen dafür sein, daß eine verständlich geschriebene, wissenschaftlichen Ansprüchen genügende Darstellung der Geschichte von Stadt und Landschaft Freiburg ein Desiderat ist, ein Desiderat, dem die „Zunft“ der Fachhistoriker sich zu stellen hätte.

Norbert Ohler

**Hermann Kopf:** Karl von Rotteck Zwischen Revolution und Restauration. Verlag Rombach 1980. 144 S., mit 17 Abb., Taschenbuch.

So sehr der liberale Professor und Politiker Rotteck gerade auch in jüngster Zeit zitiert und interpretiert wird, so verwundert es doch, daß ihm außer mehr zeitgenössischen Würdigungen bzw. Tagesbiographien keine größere Biographie zuteil wurde. Dies beweisen auch die Literaturangaben, die Dr. Kopf, der langjährige Bundestagsabgeordnete und mehr als Amateurhistoriker, seinem Bändchen hintenangestellt hat. Freilich wollte der Verf. kein diesbezüglich voluminöses Standardwerk im Nachhinein erstellen, auch hat er keine neuen sensationellen Enthüllungen, bisher unveröffentlichte Schriften und Briefe zu bieten - woran es ihm vielmehr in erster Linie lag, und was so auch den Verdienst des Buches ausmacht, ist die Tatsache, Rottecks Leben und Wirken in seiner Zeit und über seine Zeit hinaus einer

breiteren Öffentlichkeit und einem interessierten Publikum nach anderthalb Jahrhunderten erneut vorzustellen. Entsprechend gibt sich der Aufbau dieser Arbeit: erst werden im Kapitel „Raum und Zeit“ die politischen Gegebenheiten insbesondere der Restaurations-epoche umrissen, danach knapp, aber faktenreich das Leben Rottecks vorgestellt. In „Zeitgenossen Briefsteller“ möchte K. an Hand einiger wichtiger Korrespondenzen und einiger Auszüge (u. a. mit Zschokke, Wessenberg, Varnhagen von Ense, Drais, B. Constant) entsprechende Aspekte geben: „... erhellen seine Denkweise, werfen Licht auf seine politische und literarische Tätigkeit und zeigen wesentliche Züge seines Charakters ... Jeder Brief enthält neben der sachlichen Aussage Bestandteile der Selbstdarstellung des Schreibers ...“. Ähnliches gilt für die angeschlossenen Kapitel „Rotteck und sein Verleger“ (Herder) und „Querelen“ (u. a. mit H. Schreiber, Welcker und Buß). Zuletzt versucht der Verf. (im Kapitel „Ideen“), über das Denken Rottecks betr. Vernunft, Natur, Vaterland, Glaube, Weltgeschichte und Fortschritt zu referieren und zu konzentrieren. Der Rez., der die Arbeit selbst in ihrem Entstehen mitverfolgt hat, weiß, wie sorgfältig und behutsam K. gearbeitet und seine Schlüsse gezogen hat. Aufschlußreiches Bildmaterial ergänzt und veranschaulicht die lokal- und allgemeineschichtlich gleich interessante und ansprechende Arbeit.

Helmut Bender

**Chronik der Freiburger Huberten 1868—1978** von Christian Wehle, mit Beiträgen von Fritz Eichhorn, Siegfried Hindenlang u. a., ergänzt und kommentiert von Gerd Keller (Eigenverlag des Corps Hubertia Freiburg), 1978, 174 S. 24 Abb.

Zur Geschichte Freiburgs gehört selbstverständlich auch die Entwicklung der hiesigen Universität und ihrer studentischen Gemeinschaften. Deshalb sei hier auf eine Neuveröffentlichung aufmerksam gemacht, die in erster Linie für die Angehörigen der Hubertia gedacht ist und die daher der Öffentlichkeit leicht entgehen kann. Denn gerade im ehemaligen Land Baden verdient die Hubertia deshalb besonderes Interesse, weil sie als „Verein der Forstschüler“ am Polytechnikum, der heutigen Technischen Universität Karlsruhe, entstanden ist. Deshalb gehörten ihr in ihren Anfangsjahren fast alle damaligen „Forstbessenen“ als Mitglieder an, denn der Bedarf des badischen Staates an Fachleuten dieser Sparte war nicht sehr groß. Infolgedessen war es an sich nicht auffällig, daß später ein großer Teil der Forstleute im ganzen Lande zu den Alten Herren dieser zunächst reinen Forstverbinding gehörte. Der aus der mittleren gehobenen Beamtenlaufbahn hervorgegangene Zentrumsabgeordnete und spätere Finanzminister Heinrich Köhler hat daher, obwohl er es eigentlich hätte besser wissen sollen, seine ganze „Liebe“ über diese Forstmänner ausgegossen, weil er völlig zu Unrecht dahinter Ämterpatronage vermutete.

Nach 1860 setzte auf den deutschen Universitäten und Hochschulen eine Welle der Fachzusammenschlüsse der Studenten ein, welche die wissenschaftliche und fachliche Ausbildung fördern wollten. Zu ihnen gehört auch die Hubertia. Bald erwies sich indessen eine solche Zielsetzung als zu eng, denn die Beschränkung des Umgangs allein auf Kollegen war zu keiner Zeit besonders erfreulich. Deshalb nahmen fast alle dieser Fachvereine auch bald Angehörige anderer Fakultäten auf und paßten sich den allgemein üblichen studentischen Formen mit Farbentragen und Mensuren an. Auch in dieser Hinsicht folgte die bisherige Forstverbinding dem allgemeinen Trend. Sie entwickelte sich noch in Karlsruhe zu einer geschlossenen und daher angesehenen Verbinding mit sehr augenfälligem Sondercharakter. Als 1920 die Ausbildung der badischen und württembergischen Forstleute an der Universität Freiburg konzentriert wurde, zogen auch die Huberten in diese Stadt. Hier fanden sie



1921 Aufnahme in den Kreis der Corps, in dem sie bis 1935 eine recht positive Entwicklung erlebten. Nach 1935 zunächst unterdrückt und verboten, fand auch dieses Corps Mittel und Wege, um seine Tradition zu erhalten. Ähnliches wurde damals vor allem auf einigen kleineren Universitäten mit mehr oder weniger Erfolg versucht. Dabei gehörte Freiburg zu den Hochschulen, an denen solche Versuche positiv ausgingen. Die heute vielfach übliche eindeutige Verurteilung der Verbindungen pflegt solche Dinge geflissentlich zu übersehen. Natürlich wäre es reiner Selbstmord gewesen, wäre man damals mit „Bekennenmut vor Königsthronen“ hingetreten. Vielmehr bewies man seine Anteilnahme einfach dadurch, daß man die bisher geübten, nun verbotenen Umgangsformen im Geheimen weiter beibehielt. Welches Wagnis es aber bedeutete, wenn die als Wehrkraftzerstörung und Selbstverstümmelung strikt verbotenen Mensuren weiter durchgeführt wurden, vermag wohl heute leider nur noch derjenige richtig einzuschätzen, der das Dritte Reich oder eine vergleichbare Diktatur selbst am eigenen Leibe erlebt hat. Aufgrund der in dem vorliegenden Werk ausführlicher geschilderten Entwicklung war die Tradition der Hubertia nach Kriegsende ungebrochen und konnte so Grundlage des Neuanfangs werden. Nicht das Drängen antiquiert denkender Alter Herren sondern die Überzeugung der jungen Studierenden Mitglieder hat also zum erfolgreichen Wiederbeginn geführt. Berent Schweineköper

**Bad Bellingen.** Thermen am südlichen Schwarzwald, hg. v. der Kurverwaltung Bad Bellingen. Selbstverlag, Bad Bellingen 1976, 87 S., zahlr. Abb.

**Isolde Doelfs,** Bad Krozingen. Zwischen Rhein und Belchen. Verlag Karl Schillinger, Freiburg 1979, 120 S., zahlr. Abb.

**Heitersheim.** Aus der Geschichte der Malteserstadt, hg. v. der Stadt Heitersheim. Selbstverlag, Heitersheim 1972, 123 S., zahlr. Abb.

**Münstertal/Schwarzwald.** Geschichte und Geschichten, hg. v. der Gemeinde Münstertal. Selbstverlag, Münstertal 1974, 247 S., zahlr. Abb.

**Ingeborg Hecht,** Staufen. Ein Stetlin im Brisgaw. Verlag Karl Schillinger, Freiburg 1976, 119 S., zahlr. Abb.

**Waldkirch ist schön von Gelegenheit.** Mit Beiträgen von **Hubert Thoma, Hermann Rambach u. a.**, 2. Aufl. Verlag Karl Schillinger, Freiburg 1980, 140 S., zahlr. Abb.

Zum Gelingen einer Ortsgeschichte müssen eine Reihe von Faktoren zusammenkommen: kompetente Autoren, die fähig sind, für ein breites Publikum zu schreiben; eine günstige Überlieferung und Quellenlage; ein gut erhaltenes und wohlgeordnetes Gemeindearchiv; qualifizierte Vorarbeiten, die die zeitraubende Arbeit an den Quellen in Grenzen halten; nicht zuletzt eine ausreichende finanzielle Grundlage, da die Druckkosten für eine nicht zu bescheidene, einigermaßen ansprechend mit guten Abbildungen ausgestattete Ortsgeschichte außerordentlich hoch sind.

Allen Schwierigkeiten zum Trotz wächst offenbar bei den Gemeinden die Bereitschaft, sich der eigenen Geschichte zu erinnern, gerade auch auf Grund der letzten Verwaltungsreform, die vielen Gemeinden den Verlust der früheren Selbständigkeit gebracht hat.

Die sechs Gemeinden, deren Ortsgeschichten vorgestellt werden sollen, Bellingen, Heitersheim, Krozingen, Münstertal, Staufen und Waldkirch, haben historisch gesehen eines

gemeinsam: sie gehörten bis 1801 alle zu der seit 1368 unter österreichischer Herrschaft stehenden Landgrafschaft Breisgau. Betrachtet man vergleichend die Art und Weise, in der die geschichtliche Vergangenheit dieser Gemeinden dargeboten wird, dann lassen sich zwischen den sechs Beiträgen einige bemerkenswerte Unterschiede feststellen. Problematisch und unbefriedigend wird die zunächst naheliegendste Form, die Schilderung der geschichtlichen Ereignisse in chronologisch-reihender Abfolge immer dann, wenn offensichtlich wenig über das Geschehen im Ort überliefert oder erforscht ist. Allzu bequem ist dann der Rückgriff auf die allgemeine Reichs- und Landesgeschichte. Dabei unterlaufen aus mangelnder Vertrautheit mit der Materie nicht nur Ungenauigkeiten und Fehler, der Darstellung fehlt, was wesentlicher ist, auch jene räumliche Nähe zu den Ereignissen, die ja den Reiz der Ortsgeschichte ausmacht. Das ist z. B. bei Bellingen so. Von insgesamt 11 Seiten befassen sich nur ca. 1½ Seiten mit Ereignissen, die die Gemeinde direkt betreffen dabei wird im Eilschritt der Zeitraum vom 14. bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts durchgemessen. In der Anlage vergleichbar, in der Durchführung jedoch geschickter sind die historischen Ausführungen von Isolde Doelffs über Krozingen und von Ingeborg Hecht über Heitersheim. Beide bleiben dicht bei der Geschichte des Ortes, versuchen Lücken nicht künstlich zu schließen. Deutlich bemerkbar ist aber die Abhängigkeit vom lokalen Forschungsstand, der für Heitersheim günstiger ist als für Krozingen: für 700 Jahre Geschichte benötigt Isolde Doelffs nur knapp drei Seiten. Diese Abhängigkeit zeigt sich im übrigen auch bei den anderen Ortsgeschichten. Nur gelegentlich werden unerschlossene Quellen ausgewertet. In den Bänden über Staufen und Münstertal ist der historische Ablauf weitgehend in eine Folge einzelner Themen aufgegliedert – auch dies ergibt zum Schluß ein Gesamtbild. Doch liegt die Gefahr der Zersplitterung hier besonders nahe. Am elegantesten löste m. E. Hermann Rambach für Waldkirch die Aufgabe, Geschichte und darin eingestreut Geschichten, Sagen und Anekdoten dem Leser nahezubringen. Auf einer gemächlichen Wanderung um die Stadt und durch diese hindurch, die hinreichend Gelegenheit bietet, Details auszubreiten, entsteht aus Einzelbildern schließlich ein abgerundetes und unverwechselbares Bild der historischen Vergangenheit dieses Ortes und seiner Umgebung.

Kirche und Schule, Bauten und Kunstdenkmäler, Weinbau, Gewerbe und Industrialisierung sind Themen, die in allen Bänden behandelt werden. Jeder dieser Orte weist aber auch charakteristische Züge auf, die in besonderem Maß die Eigenart der jeweiligen Ortsgeschichte ausmachen. In Bellingen sind es die Thermalquellen – über die Thermalwasserbohrungen berichtet Kurt Sauer –, ebenso in Krozingen, das aber bereits eine längere Badetradition besitzt. In Staufen, der Fauststadt, sorgt u. a. diese berühmte Gestalt für unverwechselbares Kolorit. (Einer sich anbahnenden Legendenbildung ist hier vorzubeugen: der im Staufenband S. 64 abgebildete handschriftliche Eintrag, den man im Innern eines 1532/37 gedruckten Doppelbandes fand, kann auf gar keinen Fall von Faust stammen, da die Schrift ihrem Duktus nach eindeutig in eine spätere Zeit gehört.) Von den Schwarzwaldhäusern des Münstertals berichtet Hermann Schilli, von seinem Bergbau Gustav Albiez. Die jeweiligen Charakteristika herauszustellen, die örtliche Vielfalt – Persönlichkeiten, Brauchtum, Sagen und Anekdoten, die kulturellen und sozialen Aktivitäten, das Vereinsleben und anderes mehr – festzuhalten, ist eine ganz wesentliche Aufgabe, die eine Ortsgeschichte zu erfüllen hat. Daß die vorliegenden Bände trotz aller Abstriche, die im einzelnen gemacht werden könnten, dieser Aufgabe gerecht werden, ist anerkennend zu vermerken. So bleibt zu wünschen, daß sich weitere Gemeinden entschließen werden, ähnlich gediegene, mit ausgezeichnetem Bildmaterial ausgestattete Ortsgeschichten in Auftrag zu geben.

Hans Schadek

**Hermann Brommer:** Schloßkirche St. Marien / Insel Mainau. Schnell, Kunstführer Nr. 1207. München und Zürich 1980. Verlag Schnell & Steiner. 24 Seiten.

**Hermann Brommer:** Katholische Pfarrkirche Maria, Hilfe der Christen / Freiburg i. B. Schnell Kunstführer, Nr. 1209. München und Zürich 1980. Verlag Schnell & Steiner. 24 Seiten.

**Hermann Brommer:** Katholische Pfarrkirche St. Cyriak und Perpetua / Freiburg i. B. Schnell, Kunstführer Nr. 1216. München und Zürich 1980. Verlag Schnell & Steiner. 24 Seiten.

Führer zu international bekannten Werken sind relativ leicht zu finden. Es ist ein Verdienst des Verlages, auch weniger bekannten Kirchen, Schlössern und Sammlungen seine handlichen und preiswerten Begleiter zu widmen. Hier werden jeweils auf 24 Seiten ein chronologischer Abriß der Bau-, ggf. auch der Pfarrgeschichte geboten, biographische Angaben zu Künstlern und Auftraggebern gemacht; damit sowie in einer Gesamtbeschreibung wird das jeweilige Bauwerk stichwortartig in die Kirchen-, Kunst-, Orts- und Landesgeschichte eingeordnet. Abbildungen (zum großen Teil farbig) sowie Text und prägnante Zitate ergänzen sich in vorteilhafter Weise.

H. Brommer braucht den Lesern dieser Zeitschrift nicht mehr vorgestellt zu werden. Seine zahlreichen Studien zu heimatkundlichen und kunsthistorischen Themen ergänzt er durch die Beschreibung von drei Kirchen: die jüngst restaurierte barocke Kirche der Mainau, die vielfältig mit der Geschichte der Stadt verflochtene alte Wiehrekirche St. Cyriak sowie die erst Ende der 20er Jahre gebaute Kirche Maria Hilf. Wenn dem Rezensenten zwei Wünsche erlaubt seien: Man hat oft seine Schwierigkeiten beim Lesen historischer Pläne (z. B. St. Cyriak, S. 5) und beim Deuten von Wappen (Mainau, S. 15). Könnte man dem nicht Rechnung tragen durch eine knappe, aber genaue Beschreibung, die dem Laien erlauben würde, Fragen begleitender Kinder zutreffend zu beantworten?

Mit Beschreibung und gelegentlich ungewohnter Deutung (vgl. Mainau S. 12, 22) erschließt Brommer dem Leser weniger bekannte Bauwerke als Zeugen der Vergangenheit. Er zeigt, daß nicht nur ferne, jahrhundertealte Glanzpunkte europäischer Kunst unsere Aufmerksamkeit verdienen, sondern auch eher unscheinbar wirkende Kirchen in unserer unmittelbaren Umgebung.

Norbert Ohler

**Markgräfler Erzählungen.** „Der Präzeptoratsvikari“. Johann Peter Hebels Lörracher Jahre. Erzählt von Hermann Albrecht. Herausgegeben und erläutert von Dr. Karl Friedrich Müller. Mit einem Nachwort von Dr. Helmut Bender. Zeichnungen von Julius Kibiger. (= Badische Reihe, Bd. 1) Waldkircher Verlagsgesellschaft 1980. 200 S.

**Johann Peter Hebel — Sein Lebensgang.** Vom Wiesentäler Bauernbub zum Prälaten in der badischen Residenz. Erzählt von Hermann Albrecht. Herausgegeben und erläutert von Dr. Karl Friedrich Müller. Mit einem Nachwort von Dr. Helmut Bender. Zeichnungen von Bruno Kröll. (= Badische Reihe, Bd. 2) Waldkircher Verlagsgesellschaft 1980. 80 S.

**Geschichten und Erinnerungen aus dem Badischen.** Begebenheiten und Erlebnisse aus Schwarzwald, Breisgau, Markgräflerland und Ortenau. Erzählt von Helmut Bender. Mit Zeichnungen von Rudolf Riester. (= Badische Reihe, Bd. 3) Waldkircher Verlagsgesellschaft 1980. 84 S.

**Ausführliche Beschreibung Badens anno 1858.** Eine „Badische Vaterlandskunde“ als Lese- und Lernbüchlein von J. G. F. Pflüger. Nachwort von Helmut Bender. Mit zeitgenössischen Stahlstichen. (= Badische Reihe, Bd. 4) Waldkircher Verlagsgesellschaft 1980. 200 S.

Landesgeschichtliche, volkskundliche sowie monographische und belletristische Texte zur badischen Region, Nach- und Neudrucke, aber auch Originalveröffentlichungen will die jüngst in der Waldkircher Verlagsgesellschaft begonnene „Badische Reihe“ bringen. Die ersten vier Bände liegen vor, über ein Dutzend weitere werden bereits in einer Übersicht im Anhang angekündigt. Ein vielversprechendes, gehaltvolles Unternehmen, bei dem schon Aufmachung und Ausstattung eine heute selten gewordene Gediegenheit verraten. Zur gewohnten typographischen Sorgfalt des Verlags (der ja auch diese Zeitschrift betreut) treten jeweils Illustrationen hinzu, zum Teil, wie sie in den Werken selbst enthalten sind, zum Teil auch als Beigaben.

Zwei Hebeliana eröffnen die Reihe, Erzählungen des Breisgauer Pfarrers (Anton) Hermann Albrecht (1835 1906), der wie das Nachwort feststellt „von den Kennern immer wieder gesucht . . . wie eine Art Geheimtip durch die Antiquariate unserer Tage geistert“. Sein 1881 erstmals erschienener „Präzeptorats-Vikari“ (hier allerdings pauschal „Markgräfler Erzählungen“ überschrieben), sowie die 1900 entstandene Hebel-Biographie, die den Hebelschen Lebensweg vom Wiesentäler Bauernbub zum Prälaten in der badischen Residenz erzählt, liegen nun wieder vor. Ausführliche Wort- und Sacherläuterungen von Karl Friedrich Müller und das Nachwort von Helmut Bender, der die Hebel-Biographie in die stattliche Reihe von Porträts des Dichters einordnet und H. Albrechts Leben und Werk skizziert, runden die Bände ab.

Wiewohl die „Badische Reihe“ keinen ausdrücklichen Herausgeber nennt, ist doch der Spiritus rector der Reihe unschwer zu ermitteln: der Freiburger Landeskundler und Literaturhistoriker Helmut Bender, den Lesern dieser Zeitschrift durch zahlreiche Beiträge vertraut, zeichnet wie bei den vorliegenden, so auch bei den meisten der künftigen Bände für Auswahl und Nachwort verantwortlich. Für Band 3 hat er selbst eine Reihe von Geschichten, Anekdoten und Erinnerungen aus Elternhaus, Schule, Studium und Beruf beigesteuert, Persönliches und Außergewöhnliches, behutsam und mit Bonhomie erzählt, beherrscht zumeist darin den Handlungsablauf.

Der für den Historiker wichtigste der hier anzuzeigenden Bände ist der Reprint der Pflügerschen Vaterlandskunde von 1858. Dieses im Antiquariat selten gewordene Buch wirft ein reizvolles Schlaglicht auf den pädagogischen Alltag im jungen Großherzogtum und spiegelt sinnfällig das damalige Selbstverständnis in den zur „Vaterlandskunde“ verbundenen Fächern Geographie und Geschichte. Unser heutiges Interesse an dem Wiederscheinen eines solchen „Lese- und Lernbüchleins“ ist sowohl ein allgemein-antiquarisches (dem der Herausgeber wohl durch die zusätzliche Beigabe von 11 zeitgenössischen Stahlstichen aus dem „Poppel-Huhn“ Rechnung zu tragen gedachte), als auch ein speziell landeskundliches: hier liegt eine zeittypische Literaturform vor, eine Art Heimatrealienbuch, eine ganz aus dem Zeitgeist geschriebene, patriotisch fundierte Heimatkunde, die in dieser oder ähnlicher Form seiner Zeit wohl in allen Mitgliedsstaaten des Deutschen Bundes zu finden war.

Im Nachwort, das den großen zeitlichen Rahmen um das Erscheinungsjahr 1858 herum absteckt und auch Erläuterungen zum zeitgenössischen badischen Schulwesen gibt, vermißt man allerdings nähere Hinweise auf die Biographie Pflügers, dem lediglich summarisch ein „arbeitsreiches Schulmannsleben“ attestiert wird. Der Großherzoglich Badische Oberschul-

rat, zum Zeitpunkt des Erscheinens des Buches „Vorsteher der höhern Töchterschule zu Pforzheim“, starb 1869 als Direktor der Großherzoglichen Taubstummenanstalt in Meersburg. Ein Jahr darauf widmete ihm H. Willareth ein Lebensbild (Lahr 1870) und auch Fr. von Weech hat ihn in seinen „Badischen Biographien“ (Bd. 2, 1875) gewürdigt.

Ein Schönheitsfehler des Nachdrucks: Die von Pflüger am Schluß (S. 176) angekündigte genealogische Tafel zum badischen Herrscherhaus fehlt. Klauspeter Wilke

**Hans-Carl Scherrer**, Haslach. Chronik eines Markgräfler Dorfes bis zu seiner Eingemeindung nach Freiburg. Verlag Karl Schillinger, Freiburg 1980. 283 S., zahlr. Abb.

Über die Geschichte der meisten Freiburger Stadtteile ist bisher nur wenig bekannt, gleichgültig, ob sie schon seit langem zu Freiburg gehören oder erst in jüngster Zeit eingemeindet worden sind. Umfangreiche Darstellungen besitzen wir nur für St. Georgen (von H. Stärk, 1964) und Opfingen (von R. Süß, 1976), während für Herdern und Ebnet immerhin die knapperen Arbeiten von J. Kartels (1905) und K. J. Rößler (2. Aufl. 1977) vorliegen. Für die übrigen Vororte sind wir auf die fachlich fundierten, aber kurzgefaßten und gerafften Abrisse der „Amtlichen Kreisbeschreibung“ des Stadt- und Landkreises Freiburg angewiesen. Nur für Tiengen und Kappel werden, soweit ich sehe, in absehbarer Zeit Gesamtdarstellungen der Ortsgeschichte erscheinen. Umso erfreulicher ist es, daß sich jetzt die Lücke für Haslach schließt: Nach jahrzehntelanger, nebenberuflich zu leistender Arbeit legt Hans-Carl Scherrer, der seit 1946 als Pfarrer der Melanchthon-Pfarrei in Haslach tätig ist, seine Geschichte dieses 786 erstmals bezeugten, seit 1368 zur Markgrafschaft gehörenden Dorfes vor. Scherrer hat die zu bearbeitende Stoffmasse geschickt in zahlreiche Kapitel von nur wenigen Seiten Umfang aufgegliedert. Dadurch ist ein facettenreiches Buch entstanden, das zum Lesen – auch zum unsystematischen, ganz dem eigenen Interesse folgenden Lesen – geradezu einlädt. Die mittelalterlichen Verhältnisse von Gemeinde und Kirche in Haslach und die frühe Neuzeit bis zum Ende des 18. Jh. stehen im Vordergrund der Darstellung. Demgegenüber gerät die moderne Entwicklung, wie dies bei Ortsgeschichten meist der Fall ist, etwas ins Hintertreffen. Immerhin werden die im 19. Jh. durch Auswanderung, Zuzug von Katholiken und die frühe Industrialisierung im nahen Freiburg verursachten Veränderungen in der Dorf- und Bevölkerungsstruktur deutlich herausgearbeitet. So ist ein sehr lebendiges Bild vom Leben dieser kleinen, oftmals unter schwierigen äußeren Bedingungen existierenden Gemeinde von den Anfängen bis zur Eingemeindung nach Freiburg 1889 entstanden. Hervorzuheben ist die Qualität des informativen Bildmaterials, der Karten, Pläne, Skizzen, alten und neuen Fotos, die den Text nicht nur ausschmücken, sondern optisch ergänzen. Erfreulich ist auch, daß auf Anmerkungen, Quellen- und Literaturangaben nicht verzichtet wurde. Das beeinträchtigt das Lesen keineswegs und erhöht die Benutzbarkeit entscheidend. Bleibt zu hoffen, daß der inhaltsreiche, schön gestaltete Band nun seine Leser findet – dies, nicht der Zulauf zu spektakulären historischen Ausstellungen, wäre ein Beweis, daß das vielzitierte Geschichtsinteresse der Gegenwart eine Zukunft hat.

Hans Schadek



